

Entwicklung von Identität unter dem Einfluss des Mannschaftsspiels Fußball

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der

Philosophischen Fakultät III

der

Julius-Maximilians-Universität Würzburg.

Vorgelegt von

Reinhard Klos

aus Münsterschwarzach

Schwarzach a. Main

2004

Erstgutachter: Professor Dr. Erich Ruppert

Zweitgutachter: PD Dr. Jan Künzler

Tag des Kolloquiums: 28. Januar 2004

Inhaltsverzeichnis

Einführung.....	1
1. Entwicklung von Identität.....	4
1.1 Identität bei George H. Mead.....	4
1.2 Identität bei Erving Goffman.....	8
1.3 Identität und Rolle bei Ralf Dahrendorf.....	13
1.4 Identität bei Erik H. Erikson.....	17
1.5 Identifizierung bei Anna Freud.....	23
1.6 Grundängste des Ich bei Fritz Riemann.....	25
1.7 Identität bei Lothar Krappmann.....	27
1.8 Zusammenführung der Ansätze mit Hurrelmann.....	29
1.9 Identitätskrise als Merkmal des Marketing-Charakters.....	34
2. Das Mannschaftsspiel Fußball als Lebensmodell.....	37
2.1 Geschichte.....	37
2.2 Charakteristika.....	50
2.2.1 Charakteristika des Sports allgemein.....	50
2.2.2 Charakteristika der Bewegungsspiele.....	52
2.2.3 Der „Geist“ des Fußballs.....	55
2.2.4 Rollenverhalten im Fußball in Abgrenzung zum Handball.....	59
2.3 Deutungen.....	64
2.3.1 Fußball als Jagd oder Kampf.....	64
2.3.2 Fußball als Religion.....	67
2.3.3 Fußball als Verdoppelung der Arbeitswelt.....	69
2.3.4 Fußball als Spiel.....	73
2.3.5 Fußball zwischen Arbeit und Spiel.....	78
2.3.6 Fußball als Kunst.....	80
2.3.7 Fußball zwischen Religion, Arbeit, Spiel und Kunst.....	84

3.	Jugend heute.....	86
3.1	Rahmenbedingungen.....	86
3.2	Reaktionsformen – Hinweise auf fehlende Identität.....	90
3.3	Möglichkeiten zur Gegenwirkung.....	96
3.4	Geschlechtsspezifische Besonderheiten.....	97
4.	Identitätsentwicklung durch Fußball.....	100
4.1	Erkenntnisse aus den Jugendsportstudien der BRD.....	100
4.2	Wo der Fußball helfen kann.....	107
4.2.1	Stress-Verarbeitung.....	107
4.2.2	Stärkung des Selbstwertgefühls.....	111
4.2.3	Erreichen von Selbstgleichheit und Kontinuität.....	114
4.2.3.1	Herausbildung positiver Eigenschaften.....	114
4.2.3.2	Ablehnung der Herausbildung positiver Charaktereigenschaften.....	116
4.2.3.3	Forschungskonsens: Es gibt keine „Sportler-Persönlichkeit“.....	122
4.2.3.4	Persönlichkeitseigenschaften und –typen bei Fußballern.....	124
4.2.3.5	Verknüpfung von Riemanns Typen mit Spielpositionen.....	127
4.3	Wo der Fußball wenig ausrichtet.....	130
4.3.1	Aggressivität.....	130
4.3.2	Alkohol- und Drogenkonsum.....	135
4.4	Hilfreiche und hinderliche Bedingungen.....	139
5.	Empirische Untersuchung.....	143
5.1	Thesen.....	143
5.2	Quantitative Erhebung.....	147
5.2.1	Unabhängige Variablen außerhalb des Fußballs	147
5.2.2	Unabhängige Variablen innerhalb des Fußballs.....	150
5.2.3	Abhängige Variablen.....	154
5.2.4	Stichprobe.....	156

6.	Empirische Ergebnisse.....	158
6.1	Handlungskompetenz der Jugendfußballer.....	158
6.1.1	Univariate Befunde im Vergleich zu Holler-Novitzki (1994).....	158
6.1.2	Multivariate Befunde.....	160
6.2	Selbstbild der Jugendfußballer.....	164
6.2.1	Univariate Befunde.....	164
6.2.2	Multivariate Befunde.....	166
6.3	Erleben von Selbstgleichheit und Kontinuität im Fußball.....	170
6.3.1	Häufigkeit der Persönlichkeitstypen.....	170
6.3.2	Häufigkeit der Spielpositionen.....	175
6.3.3	Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und Spielposition.....	176
6.3.3.1	Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und häufigster Position.....	177
6.3.3.2	Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und Lieblingsposition.....	182
6.4.	Aggressivität der Jugendfußballer.....	192
6.4.1	Univariate Befunde.....	192
6.4.2	Multivariate Befunde.....	195
6.5	Alkohol- und Zigarettenkonsum der Jugendfußballer.....	199
6.5.1	Univariate und bivariate Befunde im Vergleich mit der Jugendsportstudie 1992.....	199
6.5.2	Multivariate Befunde.....	206
7.	Methodischer Exkurs zu den psychosozialen Belastungen der Jugendfußballer.....	210
8.	Zusammenfassung und Ausblick.....	214
	Literaturverzeichnis.....	223
	Anhang: Fragebogen für Jugendfußballspieler.....	229

Vorwort

Es ist mir eine besondere Freude, den Menschen zu danken, ohne die diese Arbeit nicht hätte verwirklicht werden können. An erster Stelle ist hier der Fußballdiplomate Heinz-Herbert Kreh zu nennen, der mir die Türen des DFB geöffnet hat. Ohne sein engagiertes Werben für die Bedeutung der Arbeit hätten die Jugend-Nationalmannschaften sicher nicht an der Erhebung teilgenommen. Dank gilt auch den DFB-Trainern Uli Stielicke, Horst Hrubesch und allen Übungsleitern, die der Untersuchung zustimmten und dafür wertvolle Trainingszeit opferten. Ferner ist den Verantwortlichen meines Vereins Bayern Kitzingen zu danken. Sie knüpften durch die Ausrichtung eines U17-Länderspieles wertvolle Kontakte zum DFB, die sie mir uneigennützig zugänglich machten. Präsident Franz Böhm ist hier zu nennen sowie Geschäftsführer Hartmut Stiller, der auch bei den Kopierarbeiten behilflich war.

Ein besonderer Dank gilt dem Betreuer der Arbeit, Prof. Erich Ruppert, der die Entwicklung der Arbeit weit über das normale Maß hinaus begleitet hat. Er hatte selbst in seiner Freizeit stets ein offenes Ohr. Von seinen kritischen und ermunternden Anregungen habe ich insbesondere im theoretischen Teil unendlich profitiert. Auch Prof. Peter Kapustin, der den Arbeitsplan in einem Gutachten wohlwollend bewertete, sei gedankt. Ein herzliches Dankeschön sage ich auch Alois Spahn und Dr. Jan Künzler, die mir das Verfahren der logistischen Regression nahe brachten und dabei größte Geduld mit mir hatten. Dem allzu früh verstorbenen Werner Grimm gebührt Anerkennung für das Korrekturlesen.

Nicht zuletzt haben die Menschen aus meinem privaten Umfeld einen großen Anteil daran, dass diese Dissertation geschrieben werden konnte: mein Vater, der mich auch nach dem Examen noch 18 weitere Monate „durchfütterte“, und vor allem Simone. Sie begleitete mich durch all die kleinen und großen Arbeitskrisen und ließ sich dadurch nicht abschrecken, mich am Ende auch noch zu heiraten.

Einführung

Der Bundesminister des Innern stellt fest: „Das Staatswesen in der Bundesrepublik Deutschland braucht den Sport und die ihn tragenden Sportorganisationen, da sie als wertevermittelnde und stabilisierende Institutionen für das freiheitliche Gemeinwesen unverzichtbare Leistungen erbringen.“ (Bundesministerium des Innern 1999, 9) So ist es nachzulesen im 9. Sportbericht der Bundesregierung. Darin wird die gesellschaftspolitische Bedeutung des Sports in besonderem Maße hervorgehoben. Der Sport leiste einen Beitrag zur

- Demokratie: „Durch das Bemühen um Konsens, die Mehrheitsentscheidung als demokratisches Prinzip und den persönlichen Einsatz des Einzelnen für die Gemeinschaft werden demokratische Verhaltensweisen eingeübt.“ (BMI 1999, 9)
- Identifikation: „Spitzensportliche Erfolge sind nicht nur Motivation zu verstärktem Engagement im Freizeit- und Breitensport, sondern schaffen auch lokale und nationale Identität.“ (BMI 1999, 9)
- Integration: „Auch gesellschaftliche Randgruppen und zahlreiche andere Menschen, deren aktuelle Lebenssituation innerhalb der Gesamtbevölkerung problematisch ist, werden im Sport als gleichberechtigte und vollwertige Mitglieder akzeptiert.“ (BMI 1999, 10)
- Einübung sozialen Verhaltens: „Die Organisation in Vereinen und Mannschaften sowie die Konkurrenz im Wettkampf lassen vielfältige soziale Kontakte entstehen, die alle Beteiligten prägen. Anpassung und Einordnung, aber auch Selbstbehauptung und Durchsetzungsvermögen werden gefördert.“ (BMI 1999, 10)
- Anerkennung des Leistungsprinzips: „In gleichem Maße, wie die Leistungen von Spitzensportlerinnen und -sportlern die Faszination des Sports bestimmen, ist auch die moderne Gesellschaft auf die Bereitschaft zu besonderem Einsatz angewiesen, wenn sie innovations- und damit zukunftsfähig bleiben will.“ (BMI 1999, 10)
- Gesundheit: „Sportliche Betätigung bedeutet, die Eigenverantwortlichkeit für das individuelle Wohlbefinden anzunehmen. (...) Der Stellenwert des Sports für Prävention und Rehabilitation kann daher nicht hoch genug bewertet werden.“ (BMI 1999, 10)
- Lebenshilfe: „Sportausübung und die Mitgliedschaft im Sportverein können ein wertvoller Beitrag dazu sein, die Lebensqualität des Einzelnen zu erhöhen. Sie erleichtern insbesondere jungen Menschen den Weg zur Selbstfindung und

Selbstverwirklichung.“ Außerdem wird ein „persönlichkeitsbildender Effekt“ gesehen, „der vorbeugend und korrigierend unerwünschten Verhaltensweisen entgegenwirkt.“ (BMI 1999, 10)

All diese Funktionen werden dem Sport von politischer Seite unterstellt. Sie dienen gleichzeitig als Rechtfertigung für die immense finanzielle Unterstützung des Sportes durch den Staat. Wie auf der Homepage des Bundesinnenministeriums nachzulesen ist, stehen im Jahr 2002 rund 195,7 Millionen Euro im Haushalt für den Sport zur Verfügung. Mit dreistelligen Millionenbeträgen fördert das Ministerium den Umbau der Fußballstadien in Berlin und Leipzig für den Fußball-Weltmeisterschaft 2006. (BMI 2001, 28) Allein: Kann überhaupt von der Gültigkeit der Funktionszuschreibungen ausgegangen werden? Hält der Sport, was sich die Politik von ihm verspricht? Was kann der Sport in Wirklichkeit leisten? Diese Fragen drängen sich auf und sind doch in ihrer Globalität nicht zu beantworten. Spezifizierungen nach der Sportart, dem Geschlecht, den sozio-kulturellen Rahmenbedingungen, dem Sportaktivitätsgrad, dem Setting der sportlichen Aktivität usw. sind unerlässlich. Der erste, theoretische Teil dieser Arbeit wird die hier vorgenommenen Einschränkungen erklären und rechtfertigen: Es soll ausschließlich der Einfluss des Mannschaftsspiels Fußball auf die Entwicklung von Identität untersucht werden.

Was aber bedeutet Identität? In einem ersten Kapitel ist der Begriff zu klären. George Herbert Mead und Erving Goffman haben Konzepte entwickelt, wie Identität entstehen kann. Auch die Rollentheorie nach Dahrendorf kann hier Wichtiges beitragen. Aber nicht nur die soziologische, sondern auch die psychologische und psychoanalytische Sichtweise der Identitätsgewinnung soll berücksichtigt werden. Dafür stehen Anna Freud, Erikson und Riemann. Mit Krappmann und vor allem Hurrelmann wird am Ende des Kapitels eine Synthese versucht. Gemeinsamer Angelpunkt der Konzepte ist, dass Identitätsentwicklung einen lebenslangen, dynamischen Prozess darstellt, dass aber gerade die Jugendphase ein entscheidendes Stadium bildet. Identität kann nicht isoliert, sondern nur durch die Auseinandersetzung mit anderen Menschen aufgebaut werden. Die Übernahme von gesellschaftlichen Werten einerseits und deren individuelle Ausgestaltung andererseits sind zwei Seiten derselben Medaille.

Im zweiten Kapitel gilt es, das Konzept der Identität nun auf den Fußball zu beziehen. Meine These lautet: Der Fußball ist ein Lebensmodell. Das Prinzip der Rollenübernahme und

Rollenausgestaltung vollzieht sich ganz ähnlich wie im Leben. Grundlegende menschliche Erfahrungen wie Sieg und Niederlage, Ruhm und Außenseitertum lassen sich im Fußball erwerben. Gesellschaftliche Werte wie Solidarität und Selbstverwirklichung werden an die nächste Generation weitergegeben. Gleichwohl besteht die Gefahr, dass das Lebensmodell zum Lebensersatz wird, dass eine geborgte Identität an die Stelle der eigenen Identität tritt. Unter welchen Bedingungen hat der Fußball eine positive, wann eine negative Wirkung auf die Identitätsentwicklung? Mead knüpft die Verwirklichung von Identität an ein Überlegenheitsgefühl, das auf tatsächlich erbrachter Leistung basiert. Somit dürften vor allem die Spieler, nicht aber die Zuschauer ihre Identität durch den Fußball verwirklichen.

Das dritte Kapitel verengt die Perspektive auf die Gruppe der Jugendlichen, weil diese eine entscheidende Phase im Prozess der Identitätsentwicklung durchlaufen. Insbesondere die Situation von männlichen Jugendlichen ist hier von Interesse. Diese geschlechtsspezifische Einschränkung liegt vor allem an der unterschiedlichen Bedeutung von Freundschaften. Während Jungen vor allem etwas unternehmen wollen, kommt es Mädchen eher auf gute Gespräche an (Kolip 1993). Somit liegt die Vermutung nahe, dass der Fußball eher der Identitätsbildung von Jungen als der von Mädchen entgegenkommt. Was bedeutet es, heute ein (männlicher) Jugendlicher zu sein? Wo liegen die Entwicklungschancen und –risiken? Es soll herausgearbeitet werden, was die Jugendlichen heute belastet, wie sie darauf reagieren und was gegen die problematischen Reaktionsformen getan werden kann.

In dem vierten Kapitel des Theorieteils verknüpfe ich die drei bisherigen Kapitel. Was könnte der Fußball im Prozess der Identitätsentwicklung männlicher Jugendlicher leisten? Umfangreich ist die Forschung, die sich mit der Charakterbildung durch den Sport beschäftigt. Sie muss ebenso wie die großen Jugendsportstudien der letzten Jahre, die den Sportverein als „soziales Immunsystem“ präsentierten, gesichtet werden. Andererseits kann im Fußball auch ein Risikomilieu für den Alkohol- und Nikotinkonsum und eine oft problematische Haltung zur Fairness gesehen werden. Schließlich muss beim Massensport Fußball auch die Wirkung von Vorbildern Beachtung finden.

Schrittweise zeichnen sich dabei Hypothesen über die Entwicklungschancen und –risiken für männliche Jugendliche durch Fußball ab, die im zweiten Teil der Arbeit durch eine eigene empirische Untersuchung überprüft werden. Mithilfe eines Fragebogens, der die allgemeinen Lebensbedingungen des Heranwachsenden, seine Einbindung in den Fußball sowie seine

aktuell „vorhandene“ Identität erfasst, wurden 453 Spieler aus 34 Mannschaften im Altersbereich U-15 bis U-19 befragt.

1. Entwicklung von Identität

1.1 Identität bei George H. Mead

Was George H. Mead mit „self“ bezeichnete und allgemein mit „Identität“ übersetzt wurde, meint einen lebenslangen Prozess, der nur durch den Austausch mit der Gesellschaft vollzogen werden kann. „Identität entwickelt sich; sie ist bei der Geburt anfänglich nicht vorhanden, entsteht aber innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, das heißt im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozess als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb dieses Prozesses.“ (Mead 1980, 177)

Identität entsteht nach Mead dadurch, dass sich das Individuum selbst als Objekt betrachtet: „Wie kann ein Einzelner (erfahrungsmäßig) so aus sich heraustreten, dass er für sich selbst zum Objekt wird? (...) Er wird für sich selbst nur zum Objekt, indem er die Haltungen anderer Individuen gegenüber sich selbst innerhalb einer gesellschaftlichen Umwelt oder eines Erfahrungs- und Verhaltenskontextes einnimmt, in den er ebenso wie die anderen eingeschaltet ist. Die Bedeutung der ‚Kommunikation‘ liegt in der Tatsache, dass sie eine Verhaltensweise erzeugt, in der der Organismus oder das Individuum für sich selbst ein Objekt werden kann.“ (Mead 1980, 180)

Ferner besitze eine Person nicht nur eine einzige Identität: „Wir spalten uns in die verschiedensten Persönlichkeiten auf, wenn wir zu unseren Bekannten sprechen. Mit dem einen diskutieren wir Politik, mit einem anderen Religion. Es gibt die verschiedensten Identitäten, die den verschiedensten gesellschaftlichen Reaktionen entsprechen. Der gesellschaftliche Prozess selbst ist für das Auftreten der Identität verantwortlich; als Identität ist sie außerhalb dieser Erfahrung nicht vorhanden.“ (Mead 1980, 185)

Wer ist diese Institution, die die Identität verleiht? „Die organisierte Gemeinschaft oder gesellschaftliche Gruppe, die dem Einzelnen seine einheitliche Identität gibt, kann ‚der (das) verallgemeinerte Andere‘ genannt werden. Die Haltung dieses verallgemeinerten Anderen ist

die der ganzen Gemeinschaft.“ (Mead 1980, 196) „Aber nur indem er die Haltung des verallgemeinerten Anderen gegenüber sich selbst auf die eine oder andere Weise einnimmt, kann er überhaupt denken; nur so kann Denken – oder die nach innen verlegte Übermittlung von Gesten, die das Denken ausmacht – stattfinden.“ (Mead 1980, 198)

Bei der Entwicklung der Identität gibt es zwei Stadien:

- a) Das nachahmende Spiel kleiner Kinder („play“): „Das Kind sagt etwas in einer Eigenschaft und reagiert in einer anderen, worauf dann seine Reaktion in der zweiten Eigenschaft ein Reiz für es selbst in der ersteren Rolle ist, und so geht der Austausch weiter. So entwickelt sich in ihm und in seiner anderen, antwortenden Identität eine organisierte Struktur. Beide Identitäten pflegen einen Dialog mit Hilfe von Gesten.“ (Mead 1980, 193) Beispiele: Das Kind spielt „Polizist“ oder „Lehrer“. An anderer Stelle schreibt Mead dazu: Im einfachen Spiel der Kinder gibt es „nur eine Folge von verschiedenen Rollen“. „Das Kind ist im einen Moment dieses, im anderen jenes. Was es in diesem Moment ist, entscheidet nicht darüber, was es im nächsten Moment sein wird. Das macht sowohl den Charme als auch die Mängel der Kindheit aus. Man kann sich nicht auf das Kind verlassen. Man kann nicht annehmen, dass alle seine Aktionen die darauffolgenden Aktionen bestimmen werden. Es ist nicht in ein Ganzes organisiert. Das Kind hat keinen definitiven Charakter, keine definitive Persönlichkeit.“ (Mead 1980, 201)
- b) Der Wettkampf („game“): Beim Wettkampf dagegen muss das spielende Kind bereit sein, „die Haltung aller in das Spiel eingeschalteten Personen zu übernehmen, und diese verschiedenen Rollen müssen eine definitive Beziehung zueinander haben. (...) „Macht es beim Baseball einen bestimmten Wurf, so muss es die Reaktionen jeder betroffenen Position in seiner eigenen Position angelegt haben. Es muss wissen, was alle anderen tun werden, um sein eigenes Spiel erfolgreich spielen zu können.“ (Mead 1980, 1993) „Das Wettspiel repräsentiert im Leben des Kindes den Übergang von der spielerischen Übernahme der Rolle anderer zur organisierten Rolle, die für das Identitätsbewusstsein im vollen Wortsinn entscheidend ist.“ (Mead 1980, 194) Und weiter heißt es: „Der Wettkampf ist also ein Beispiel für die Situation, aus der heraus sich eine organisierte Persönlichkeit entwickelt. Insoweit das Kind die Haltungen anderer einnimmt und diesen Haltungen erlaubt, seine Tätigkeit im Hinblick auf das

gemeinsame Ziel zu bestimmen, wird es zu einem organischen Glied der Gesellschaft. (Mead 1980, 202) Der Wettkampf, in den das Kind eintritt, drückt eine gesellschaftliche Situation aus, in die es ganz eintauchen kann; seine Moral kann sich stärker auswirken als die der Familie oder der Gemeinschaft, in der das Kind lebt.“ (Mead 1980, 202f.)

Eng verwoben mit den Begriffen „play“ und „game“ sind die zwei Seiten des Individuums, die ebenfalls zur Identität gehören: „Me“ und „I“. Im Stadium des „game“ ist der Mensch in der Lage, auch die Haltungen der anderen einzunehmen. Diesen Teil der Identität nennt Mead „Me“ (ICH). Die Reaktion des Individuums darauf beschreibt er mit „I“ (Ich). „Das `Ich` ist die Reaktion des Organismus auf die Haltungen anderer; das `ICH` ist die organisierte Gruppe von Haltungen anderer, die man selbst einnimmt. Die Haltungen der anderen bilden das organisierte `ICH`, und man reagiert darauf als ein `Ich`.“ (Mead 1980, 218)

- a) Das „Me“ („ICH“): „Um Bewusstsein zu erlangen, muss man die Haltung des anderen im eigenen Organismus haben, als Kontrollorgan für seine eigenen Handlungen. Den unmittelbaren Erfahrungsinhalt der eigenen Identität in Verbindung mit dieser Haltung nennen wir `ICH`. Das ist jene Identität, die sich in der Gemeinschaft halten kann, die in der Gemeinschaft insoweit anerkannt wird, als sie die anderen anerkennt.“ (Mead 1980, 240) „Das `ICH` ist ein von Konventionen und Gewohnheiten gelenktes Wesen. Es ist immer vorhanden. Es muss jene Gewohnheiten, jene Reaktionen in sich haben, über die auch alle anderen verfügen; der Einzelne könnte sonst nicht Mitglied einer Gesellschaft sein.“ (Mead 1980, 241) „Das `ICH` ist die Quelle der emotionalen Reaktion auf die Werte, zu denen man sich als Mitglied der Gemeinschaft bekennt. Es ist die Grundlage für den Eintritt in die Erfahrung der anderen.“ (Mead 1980, 243)
- b) Das „I“ (= „Ich“): „Das „Ich“ ist die Reaktion des Einzelnen auf die Haltung der Gemeinschaft, so wie diese in seiner Erfahrung aufscheint. Seine Reaktion auf diese organisierte Haltung ändert wiederum diese.“ (Mead 1980, 240) Das „Ich“ ist die „neuartige Antwort auf die gesellschaftliche Situation innerhalb einer organisierten Gruppe von Haltungen“. (Mead 1980, 241) Mead vergleicht das Ich mit dem Wissenschaftler, der eine neue Hypothese zur Lösung eines Problems aufstellt. Und zuvor schon macht Mead deutlich: Das `Ich` liefert das Gefühl der Freiheit, der Initiative. Die Situation ist nun gegeben, damit wir selbst-bewusst handeln können.

Wir sind uns unser selbst und der Situation bewusst. Wie wir aber handeln werden, tritt erst nach Ablauf dieser Handlung in unsere Erfahrung ein.“ (Mead 1980, 221)

Die Identität verwirklicht sich in einem Überlegenheitsgefühl gegenüber anderen Menschen. „Wir nehmen auch bestimmte Positionen in verschiedenen Gruppen ein, die uns die Bestimmung unserer Identität gestatten, doch steht hinter allen diesen Fragen ein Gefühl, dass wir im Grunde besser als andere Menschen seien. Es ist sehr interessant, diese verschiedenen Gebiete der Überlegenheit herauszuarbeiten, von denen viele äußerst trivial, für uns aber sehr wichtig sind. Wir stützen uns auf Sprach- und Modegewohnheiten, auf ein großes Erinnerungsvermögen, auf dieses oder jenes – immer aber auf etwas, durch das wir uns gegenüber anderen Menschen vorteilhaft unterscheiden.“ (Mead 1980, 249) Zwar versuchen wir, das Überlegenheitsgefühl zu verschleiern, wir unterdrücken z.B. das Lachen, wenn jemand unglücklich gestürzt ist. „Gleichwohl besteht ständig die Forderung, die eigene Identität durch irgendeine Art der Überlegenheit über die uns umgebenden Mitmenschen zu realisieren.“ (Mead 1980, 249f.)

„Das Überlegenheitsgefühl verstärkt sich, wenn es zu einer Identität gehört, die sich mit der Gruppe identifiziert. (...) Wir alle halten unsere Gruppe für besser als die anderen Gruppen.“ (Mead 1980, 251) Dies gelte für Nationen, Parteien und Sekten, aber auch für den jeweiligen Freundeskreis. „Das Überlegenheitsgefühl der Gruppe wird im allgemeinen durch die Organisation der Gruppe erklärt. Gruppen überlebten in der Vergangenheit in dem Ausmaß, in dem sie sich gegen einen gemeinsamen Feind organisierten.“ (Mead 1980, 252)

Mead unterscheidet zwischen der vermeintlichen Überlegenheit, die u.U. aus Schadenfreude entspringt, und der wirklichen Überlegenheit. „Bei einer wirklichen Überlegenheit handelt es sich um eine solche, die auf der Erfüllung definitiver Funktionen beruht. Man ist ein guter Chirurg, ein guter Rechtsanwalt und kann auf diese Überlegenheit stolz sein.“ Eine solche Überlegenheit nennt Mead „völlig legitim“. „Wir verändern die Dinge durch Fähigkeiten, die andere Menschen nicht haben. Solche Fähigkeiten machen uns effektiv. Die unmittelbare Haltung bringt ein Gefühl der Überlegenheit, der Behauptung der eigenen Identität mit sich. Die Überlegenheit ist nicht ein zu erreichendes Ziel, sie ist ein Mittel, die eigene Identität zu behaupten. Wir müssen uns von anderen Menschen unterscheiden, und das geschieht dadurch, dass wir etwas tun, das andere Menschen nicht oder nicht so gut tun können.“ (Mead 1980, 252)

Die Beiträge des 'ICH' und des 'Ich' können von Person zu Person und von Situation zu Situation verschieden sein. „Nun kann man das 'ICH' dahingehend auffassen, dass es dem 'Ich' die Form gibt. Neue Entwicklungen finden in den Aktionen des 'Ich' statt, die Struktur aber, die Form der Identität ist konventionell geprägt.“ (Mead 1980, 253) Bei der Tätigkeit des Künstlers, bei impulsiven Verhaltensweisen wird diese Struktur auf ein Minimum reduziert. Mead selbst führt als Beispiel für sein Konzept den Fußball an: „Der Fußballspieler, der einen schönen Pass abgibt, tut dies, weil seine zehn Spielkameraden es von ihm erwarten. Er spielt für seine Mannschaft. Natürlich kann ein Spieler auch für die Galerie spielen und mehr an einem brillanten Spiel als am Sieg seiner Mannschaft interessiert sein, genauso wie ein Chirurg eine brillante Operation ausführen und dabei den Patienten opfern kann. Doch unter normalen Voraussetzungen findet der Beitrag des Einzelnen seinen Ausdruck in den gesellschaftlichen Prozessen, die bei der jeweiligen Handlung im Spiele sind.“ (Mead 1980, 255)

Dabei existiert keine „Einbahnstraße“ zwischen „Me“ und „I“, sondern durchaus eine Wechselwirkung: „Die Reaktion des 'Ich' impliziert eine Anpassung, doch wirkt sich diese nicht nur auf die Identität, sondern auch auf die gesellschaftliche Umwelt aus, die diese Identität bilden hilft. Sie impliziert also eine Auffassung der Evolution, wonach der Einzelne seine eigene Umwelt genauso beeinflusst, wie er von ihr beeinflusst wird.“ (Mead 1980, 259) „Es besteht immer eine wechselseitige Beziehung zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft, in der er lebt.“ (Mead 1980, 260) „Große Persönlichkeiten und charaktvolle Menschen haben oft die Gemeinschaft, auf die sie reagierten, in auffallender Weise verändert.“ (Mead 1980, 260) Mead nennt Jesus, Buddha oder Sokrates. „Ihre einzigartige Bedeutung liegt darin, dass sie die Haltung des Lebens im Hinblick auf eine größere Gesellschaft einnahmen.“ (Mead 1980, 262)

1.2 Identität bei Erving Goffman

Goffman beschäftigt sich in seinem Werk „Stigma“ mit den Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Er untergliedert den Begriff in drei Kategorien: die soziale, die persönliche und die Ich-Identität.

- a) Soziale Identität: Diese besteht aus Charaktereigenschaften, die dem Individuum von anderen zugeschrieben werden. Dabei unterscheidet Goffman zwischen „virtualer“ und „aktueller“ sozialer Identität. „Virtuale soziale Identität“ nennt Goffman die Charaktereigenschaften, die einer Person unmittelbar auf den ersten Blick zugeschrieben werden, seine „Charakterisierung im `Effekt`“. Dagegen machen „die Attribute, deren Besitz dem Individuum tatsächlich bewiesen werden konnte“, seine „aktuelle soziale Identität“ aus. (Goffman 1988, 10) „Prestigesymbole“ und „Stigmasymbole“ liefern nach außen sichtbare Informationen über die soziale Identität des Trägers. „Disidentifiers“ sind Zeichen, die einen eventuell negativen ersten Eindruck bezüglich der Identität ins Positive wenden sollen. Auch Personen, mit denen man verkehrt, sind Informationsquellen über die soziale Identität. (vgl. Goffman 1988, 58ff.)
- b) Persönliche Identität: Goffman verknüpft persönliche Identität mit dem Terminus der „Einzigartigkeit“, die sich auf zwei Vorstellungen bezieht: Erstens die Vorstellung „eines `positiven Kennzeichens` bzw. eines `Identitätsaufhängers`“, wie das Foto oder die Handschrift einer Person. (Goffman 1988, 73) Zweitens die Vorstellung, dass „der ganze Satz von Fakten, die über einen Vertrauten bekannt sind, als Kombination für keine andere Person der Welt als gültig befunden werden.“ Die Information ist „oft an Namen und Körper gebunden“. (Goffman 1988, 74) „Persönliche Identität hat folglich mit der Annahme zu tun, dass das Individuum von allen anderen differenziert werden kann und dass rings um dies Mittel der Differenzierung eine einzige kontinuierliche Liste sozialer Fakten festgemacht werden kann, herumgewickelt wie Zuckerwatte, was dann die klebrige Substanz ergibt, an der noch andere biographische Fakten festgemacht werden können. Schwierig einzuschätzen ist, dass persönliche Identität eine strukturierte, routinemäßige, standardisierte Rolle in sozialer Organisation spielen kann und auch spielt, gerade wegen ihrer Qualität, Jemand-von-einer-Art zu bedeuten.“ (Goffman 1988, 74)
- c) Ich-Identität: Goffman stellt seine Termini von sozialer und persönlicher Identität dem Terminus der „empfundenen“ oder „Ich-Identität“ bei Erikson gegenüber: „Soziale und persönliche Identität sind zuallererst Teil der Interessen und Definitionen anderer Personen hinsichtlich des Individuums, dessen Identität in Frage steht. (...) Auf der anderen Seite ist Ich-Identität zuallererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit,

die notwendig von dem Individuum empfunden werden muss, dessen Identität zur Diskussion steht. (Goffman 1988, 132) Natürlich konstruiert das Individuum sein Bild von sich aus den gleichen Materialien, aus denen andere zunächst seine soziale und persönliche Identifizierung konstruieren, aber es besitzt bedeutende Freiheiten hinsichtlich dessen, was es gestaltet.“ (Goffman 1988, 133) „Der Begriff soziale Identität erlaubte uns, Stigmatisierung zu betrachten. Der Begriff persönliche Identität erlaubte uns, die Rolle der Informationskontrolle im Stigma-Management zu betrachten. Die Idee der Ich-Identität erlaubt uns, zu betrachten, was das Individuum über das Stigma und sein Management empfinden mag, und führt uns dazu, den Verhaltensregeln, die ihm hinsichtlich dieser Dinge gegeben werden, besondere Aufmerksamkeit zu widmen.“ (Goffman 1988, 133)

Vergleicht man diese Begriffe mit dem Identitätsbegriff bei Mead, so wird folgendes deutlich: Ich-Identität rückt in die Nähe des „I“, dem Mead ebenfalls „das Gefühl der Freiheit, der Initiative“ zuschreibt. Persönliche und soziale Identität beschreiben eher das, was Mead mit „Me“ bezeichnet hat: Die Haltung der anderen, die man selbst übernimmt.

Die Begriffsbestimmung bei Goffman dient dazu aufzuzeigen, wie stigmatisierte Personen ihre beschädigte Identität bewältigen. Ein Stigmatisierter „besitzt ein Merkmal, das sich der Aufmerksamkeit aufdrängen und bewirken kann, dass wir uns bei der Begegnung mit diesem Individuum von ihm abwenden“. (Goffman 1988, 13) Alle anderen Eigenschaften des Individuums können völlig normal sein, doch ändert das nichts an der fatalen Wirkung des einen abnormalen Merkmals. Deshalb versuchen Stigmatisierte, die Information über ihr Stigma-Symbol gezielt zu kontrollieren. Die Bandbreite reicht vom bewussten Verstecken über das Umdeuten bis hin zum öffentlichen „Coming out“.

Die Stigmatisierten versuchen also, ihre soziale und persönliche Identität so gut es geht zu steuern. Was ihre Ich-Identität betrifft, so bewegen sie sich innerhalb bestimmter Vorgaben von gesellschaftlichen Gruppen. Vor allem professionelle Vertreter der Stigmatisierten fordern die Ausrichtung an der Gruppe der Leidensgenossen; sie kämpfen politisch und militant für ihre Rechte. (In-group-Ausrichtung) Dagegen besteht von Seiten der „Normalen“ die Forderung, dass sich Stigmatisierte „normal“ verhalten sollen und bei Begegnungen mit „Normalen“ diesen auch helfen sollen, die Situation zu meistern. (Out-group-Ausrichtung) „In-group und Out-group präsentieren demnach beide eine Ich-Identität für das stigmatisierte Individuum, die erste weithin in politischen Phrasierungen, die zweite in psychiatrischen.

Dem Individuum wird gesagt, dass es, wenn es die richtige Linie sich aneignet (welche Linie es sein soll, hängt davon ab, wer gerade spricht), mit sich ins Reine gekommen und ein ganzer Mensch sein wird; es wird ein Erwachsener mit Würde und Selbstachtung sein. Und wahrhaftig wird es ein Ich für sich akzeptiert haben; aber dieses Ich ist, wie es notwendig sein muss, ein im Gastland wohnender Fremdling, eine Stimme der Gruppe, die für und durch es spricht.“ (Goffman 1988, 153) „Das stigmatisierte Individuum findet sich solcher Art in einer Arena detaillierter Argumentation und Diskussion über das, was es über sich denken sollte, das heißt über seine Ich-Identität.“ (Goffman 1988, 155)

Brisanz erhalten die Aussagen zu den Stigmata dadurch, dass sie potentiell jeden angehen: „Selbst der am meisten vom Glück begünstigte Normale hat wahrscheinlich seinen halbversteckten Fehler, und für jeden kleinen Fehler gibt es eine soziale Gelegenheit, bei der er ein drohendes Aussehen annehmen kann und so eine schmachvolle Kluft zwischen virtueller und aktueller sozialer Identität schafft.“ (Goffman 1988, 157) Es gibt drei Lösungen für das Problem nicht-aufrechterhaltener Normen: 1. eine Norm befürworten, ohne für deren Erfüllung zuständig zu sein; 2. sich von der Gruppe, die diese Norm verteidigt, abwenden; 3. Täuschen und Kuvrieren. (vgl. Goffman 1988, 159f.)

„Es sollte also gesehen werden, dass Stigma-Management ein allgemeiner Bestandteil von Gesellschaft ist, ein Prozess, der auftritt, wo immer es Identitätsnormen gibt.“ (Goffman 1988, 160f.) Normalität und Stigmatisierung bilden eine Einheit: „Man kann deshalb vermuten, dass die Rolle ´normal` und die Rolle ´stigmatisiert` Teile des gleichen Komplexes sind, Zuschnitte des gleichen Standardstoffes.“ (Goffman 1988, 161) Dies sieht man unter anderem daran, dass das Individuum fähig ist, „in dem Drama normal-abweichend beide Rollen zu spielen“, je nachdem, in welcher Umgebung es sich gerade bewegt. (Goffman 1988, 164) „Der Stigmatisierte und der Normale sind Teile voneinander; wenn einer sich als verwundbar erweisen kann, muss erwartet werden, dass es der andere auch kann.“ (Goffman 1988, 167)

Goffman unterscheidet vier Untergruppen von Menschen mit „beschämender Andersartigkeit“:

- der In-Group-Abweichende, der zur Gruppe gehört und trotzdem von den Normen abweicht. Beispiele: der Clown oder „Regimentstrottel“; der in moralischer Hinsicht Abweichende wie der Priester oder Justizbeamte.

- der sozial Abweichende, der gegen seinen sozialen Platz rebelliert und dies zusammen mit anderen tut. „Kern“-Beispiele sind Prostituierte oder Kriminelle, „periphere Beispiele sind Hobbyisten`, die sich ihrer Zerstreuung so hingeben, dass nur eine Hülle für bürgerliche Bindungen bleibt, wie in dem Fall mancher glühender Briefmarkensammler, Tennisklubspieler und Sportwagenfans.“ (Goffman 1988, 177)
- „Sozial Abweichende liefern auch Seinsmodelle für ruhelose Normale, sie erhalten nicht nur Sympathie, sondern rekrutieren auch Anhänger.“ (Goffman 1988, 178)
- „ethnische und rassische Minoritätengruppen“ (Goffman 1988, 178)
- „jene Mitglieder der unteren Klasse, die das Zeichen ihres Status ganz bemerkbar in ihrer Sprache, Erscheinung und ihrem Verhalten tragen und die finden, dass sie, in Relation zu den öffentlichen Institutionen unserer Gesellschaft, zweitklassige Bürger sind.“ (Goffman 1988, 179)

Insbesondere das Beispiel des „Hobbyisten“ wird später im Hinblick auf den Fußballspieler weiter zu untersuchen sein. Ebenfalls fruchtbar für einen Vergleich mit dem Fußball erscheint Goffmans Modell von der sozialen Welt als einer Bühne. „Innerhalb der Grenzen einer gesellschaftlichen Einrichtung finden wir ein Ensemble von Darstellern, die zusammenarbeiten, um vor einem Publikum eine gegebene Situation darzustellen. Zu diesem Modell gehören der Begriff des geschlossenen Ensembles und des Publikums sowie die Voraussetzung eines Ethos, das durch Regeln des Anstands und der Höflichkeit aufrechterhalten werden soll.“ (Goffman 1991, 217) Die Bühne hat einen „Vordergrund“ und einen „Hintergrund“ mit streng kontrolliertem Zugang, ein untereinander solidarisches Ensemble, aber auch abweichende Rollen und Außenseiter. „Wir beobachten, dass sowohl die Darsteller als auch Publikum und Außenseiter bestimmte Techniken anwenden, um das Schauspiel zu retten. Um eine Gewähr dafür zu haben, dass solche Techniken zum Einsatz kommen, wird das Ensemble möglichst Mitglieder wählen, die loyal, diszipliniert und sorgfältig sind, und sich taktvolle Zuschauer suchen.“ (Goffman 1991, 218)

Goffman hat den Einzelnen zweigeteilt, und zwar in den Darsteller und seine Rolle:

- Rolle: „In unserer Gesellschaft werden die Rolle, die man spielt, und das Selbst, das man ist, in einer gewissen Weise gleichgesetzt.“ (Goffman 1991, 230) „Das Selbst als dargestellte Rolle ist also kein organisches Ding, das einen spezifischen Ort hat und dessen Schicksal es ist, geboren zu werden, zu reifen und zu sterben; es ist eine dramatische Wirkung, die sich aus einer dargestellten Szene entfaltet, und der

springende Punkt, die entscheidende Frage, ist, ob es glaubwürdig oder unglaubwürdig ist.“ (Goffman 1991, 231)

- Darsteller: „Er besitzt die Fähigkeit zu lernen und wendet sie beim Erlernen der Rolle an. Er neigt zu Phantasien und Träumen, einigen, die angenehm eine triumphierende Darstellung entfalten, anderen, voll Angst und Sorge, die sich nervös mit entscheidenden Enthüllungen auf öffentlicher Bühne beschäftigen.“ Der Darsteller besitzt außerdem die Fähigkeit zu Rücksichtnahme und Scham sowie den Drang zu Geselligkeit. „Diese Eigenschaften des Einzelnen als Darsteller sind nicht nur ein Effekt bestimmter Darstellungen; sie sind ihrem Wesen nach psychologisch und scheinen doch aus einer engen Interaktion mit den Bedingungen der Inszenierung zu entstehen.“ (Goffman 1991, 232)

1.3 Identität und Rolle bei Ralf Dahrendorf

Die Vorstellung vom Individuum als einem Rollenträger hat auch Ralf Dahrendorf verfolgt. Er hat ihm sogar einen eigenen Namen gegeben. „Am Schnittpunkt des Einzelnen und der Gesellschaft steht homo sociologicus, der Mensch als Träger sozial vorgeformter Rollen. Der Einzelne *ist* seine sozialen Rollen, aber diese Rollen sind ihrerseits die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft. Die Soziologie bedarf bei der Lösung ihrer Probleme stets des Bezuges auf soziale Rollen als Elemente der Analyse; ihr Gegenstand liegt in der Entdeckung der Strukturen sozialer Rollen.“ (Dahrendorf 1971, 20) Dabei bleibt die problematische Frage bestehen, was dieser künstliche Mensch mit dem wirklichen Alltagsmenschen zu tun hat.

Dichter, Wissenschaftler, Philosophen haben seit der Zeit des antiken Griechenlands ähnliche Begriffe verwendet, um den „Schnittpunkt von Einzelnem und Gesellschaft“ zu bestimmen: Maske, Person, Charakter und Rolle“. (Dahrendorf 1971, 21f.) Diese Begriffe beschreiben etwas außerhalb des Trägers „Vorgegebenes“, einen „Komplex von Verhaltensweisen“, von denen der einzelne einen Teil darstellt und die man in großer Zahl lernen kann. (Dahrendorf 1971, 22) Dem Menschen in der Gesellschaft geht es ähnlich wie dem Schauspieler, denn: „Für jede Position, die ein Mensch haben kann, sei sie eine Geschlechts- oder Alters-, Familien- oder Berufs-, National- oder Klassenposition oder von noch anderer Art, kennt die Gesellschaft Attribute und Verhaltensweisen, denen der Träger solcher Positionen sich

gegenübersieht und zu denen er sich stellen muss.“ (Dahrendorf 1971, 27) Die Rolle ist dabei mehr als eine Metapher, da sie nicht so einfach ablegbar ist.

Was heißt aber überhaupt „soziale Rolle“? Die Unterscheidung zum Begriff der Position soll dies deutlich machen. „Während Positionen nur Orte in Bezugsfeldern bezeichnen, gibt die Rolle die Art der Beziehungen zwischen den Trägern von Positionen und denen anderer Positionen desselben Feldes an. Soziale Rollen bezeichnen Ansprüche der Gesellschaft an die Träger von Positionen, die von zweierlei Art sein können: einmal die Ansprüche an das Verhalten der Träger von Positionen (Rollenverhalten), zum anderen Ansprüche an sein Aussehen und seinen ‘Charakter’ (Rollenattribute).“ (Dahrendorf 1971, 33) Soziale Rollen sind Verhaltenserwartungen, die die Gesellschaft bestimmt und denen sich der Einzelne nicht ohne Schaden entziehen kann. (vgl. Dahrendorf 1971, 35)

An jede Rolle sind Muss-, Soll- und Kann-Erwartungen geknüpft, wie die Tabelle zeigt: (vgl. Dahrendorf 1971, 39) Die Verhaltenserwartungen stellen einerseits einen Zwang dar, andererseits sind sie ein Gerüst, das Sicherheit bietet.

Art der Erwartung	Art der Sanktion		Beispiel (Schatzmeister des I.F.C. X-Stadt)
	positiv	negativ	
Muss-Erwartung	-	Gerichtliche Bestrafung	Ehrliches Finanzgebahren usw.
Soll-Erwartung	(Sympathie)	Sozialer Ausschluss	Aktive Teilnahme an allen Club-Veranstaltungen usw.
Kann-Erwartung	Schätzung	(Antipathie)	Freiwilliges Sammeln von Geldern usw.

„Wer aber definiert soziale Rollen und überwacht ihre Einhaltung“, wer ist die „Gesellschaft“? (Dahrendorf 1971, 42) „Gesellschaft ist die entfremdete Gestalt des Einzelnen, homo sociologicus ein Schatten, der seinem Urheber davongelaufen ist, um als sein Herr zurückzukehren.“ (Dahrendorf 1971, 43) Dahrendorf greift den Begriff der „Bezugsgruppe“ auf. „Bezugsgruppen sind Fremdgruppen, die als Wertskalen individuellen Handelns fungieren; sie bilden das Bezugssystem, innerhalb dessen der Einzelne sein und anderer Verhalten bewertet.“ (Dahrendorf 1971, 45) Unterschiedliche Bezugsgruppen können gegensätzliche Verhaltenserwartungen gegenüber einer Rolle haben. Dies führt zum „Konflikt innerhalb von Rollen“. (Dahrendorf 1971, 52)

„Wie der Einzelne zu seinen Positionen und seinen Rollen kommt und in welcher Lage er sich gegenüber diesen findet, sind offene Fragen.“ (Dahrendorf 1971, 53) Es gibt zugeschriebene Positionen („ascribed positions“), wie die Geschlechts- und Altersposition, und erworbene Positionen („achieved positions“), wie die Berufsposition in modernen Gesellschaften. Im Prozess der Sozialisierung lernt der Mensch durch die Verinnerlichung von Verhaltensmustern, seine Rollen zu spielen. „Für Gesellschaft und Soziologie ist der Prozess der Sozialisierung stets ein Prozess der Entpersönlichung, in dem die absolute Individualität und Freiheit des Einzelnen in der Kontrolle und Allgemeinheit sozialer Rollen aufgehoben wird.“ (Dahrendorf 1971, 58) Die Psychologie sehe das anders: „Aus dieser Perspektive gibt der Einzelne sich nicht an ein Fremdes fort, wird er nicht vergesellschaftet; vielmehr nimmt er außer ihm Bestehendes in sich hinein, verinnerlicht es und macht es zum Teil seiner je individuellen Persönlichkeit.“ (Dahrendorf 1971, 58) Allerdings: Auch die Soziologie gesteht dem Einzelnen eine gewisse Freiheit zu: Alle Rollen lassen ihm „einen wesentlichen Rest, der sich der Berechnung und Kontrolle entzieht.“ (Dahrendorf 1971, 59)

Dahrendorf referiert den soziologischen Begriffsstreit zu Status, Rolle und Position. „Zwei Definitionselemente lassen sich bei allen zitierten Autoren aufweisen: der Hinweis auf `Plätze`, `Stellungen` oder `Positionen` in gewissen sozialen Beziehungsfeldern und die Betonung gewisser mit diesen Positionen verknüpfter `Rechte und Pflichten` oder Verhaltenserwartungen von normativer Art. Daneben taucht in einigen Definitionen ein psychologisches Element auf, nämlich das tatsächliche Verhalten der individuellen Träger von Positionen.“ (Dahrendorf 1971, 67) Als Terminus für Orte in sozialen Beziehungsfeldern habe sich die „Position“ durchgesetzt.

Wie können soziale Rollen empirisch identifiziert werden? Indem man Gruppen von sozialen Positionen aussondert und beschreibt, nach den jeweiligen Muss-, Soll- und Kann-Erwartungen fragt, Bezugsgruppen ermittelt und die Rollenerwartungen und Sanktionen identifiziert. (vgl. Dahrendorf 1971, 73f.) „An der Übereinstimmung von Rollen und tatsächlichem Verhalten bzw. Normen und Meinungen können wir die Stabilität sozialer Prozesse ablesen; ihre Nichtübereinstimmung verrät Konflikte und damit Richtungen der Entwicklung.“ (Dahrendorf 1971, 76) Es gibt Erwartungskonflikte innerhalb sozialer Rollen („intra-role-conflict“) und Konflikte, „die dort auftreten, wo auf eine Person mehrere Rollen mit widersprechenden Erwartungen entfallen“ („inter-role-conflict“). (Dahrendorf 1971, 77) Die Konflikte sind strukturell gegeben: „Der Konflikt zwischen Arbeitern und Unternehmern

besteht nur, insoweit die Herren A, B, C Träger der Position 'Unternehmer' und die Herren X, Y, Z Träger der Position 'Arbeiter' sind. In anderen Positionen – z.B. als Mitglieder eines Fußballklubs – können A, B, C. und X, Y, Z gute Freunde sein.“ (Dahrendorf 1971, 78)

Dahrendorf greift die Ansicht Robert Musils im „Mann ohne Eigenschaften“ auf, wonach der „Landesbewohner“ mindestens neun Charaktere habe, wie z.B. den Geschlechts- und Berufscharakter und den privaten Charakter. Dazu tritt als zehnter Charakter noch die „passive Phantasie unausgefüllter Räume“, die verhindert, dass der Mensch die anderen neun Charaktere ernst nimmt. „Wie der Dorfapotheker, der mit seinen 'naiven' Wettervorhersagen kürzlich dem Meteorologischen Dienst des Britischen Rundfunks den Rang ablief, so nimmt der Dichter Musil hier dem Soziologen die Einsicht in die Struktur seines Gegenstandes vorweg.“ (Dahrendorf 1971, 80)

Musil erkennt den Widerspruch zwischen dem Alltagsmenschen und dem homo sociologicus, zwischen den Aussagen „Der Mensch ist ganz und frei“ und „Der Mensch ist ein Aggregat von Rollen und bedingt.“ (Dahrendorf 1971, 88) Zur Lösung des Problems vom doppelten Menschen verweist Dahrendorf auf Kant und dessen Unterscheidung zwischen dem empirischen und dem intelligiblen Charakter des Menschen. „In der Erscheinung, d.h. in seinem beobachtbaren Verhalten, ist der Mensch für uns ein rollenspielendes, determiniertes Wesen. Diese Aussage berührt jedoch die Tatsache nicht, dass dem Menschen jenseits seiner Erscheinung ein von dieser und ihrer Kausalität nicht affizierter Charakter der Freiheit und Integrität eignet.“ (Dahrendorf 1971, 86f.) Beide Charaktere, so Kant, könnten unabhängig voneinander existieren, nur sei der freie Einzelne empirischer Forschung nicht zugänglich. (vgl. Kant 1930, 463; zit. nach Dahrendorf 1971, 87)

Dahrendorf beklagt, dass viele Soziologen die von Max Weber postulierte Werturteilsfreiheit der Wissenschaft zu einseitig befolgt haben. „Es blieb die wertfreie Soziologie, und es verschwand der Mensch in der Würde seiner Freiheit und Individualität. (Dahrendorf 1971, 92) „Und es ist nur ein Schritt vom entfremdeten Verständnis des Menschen als bloßem, stets bedingtem Rollenspieler zu jener entfremdeten Welt von '1984', in der alles Lieben und Hassen, Träumen und Handeln, alle Individualität, die sich dem Zugriff der Rollen entzieht, zum Verbrechen an der zur Gesellschaft hypostasierten Soziologie wird.“ (Dahrendorf 1971, 93) Dahrendorf fordert die Soziologie auf, den ganzen Menschen und seine Freiheit nicht zu vergessen.

1.4 Identität bei Erik H. Erikson

Die Psychologie, gerade die Psychoanalyse, betrachtet beim Prozess der Identitätsentwicklung vor allem die Vorgänge innerhalb der Person. Erikson, dessen Name schon bei Goffmans Beschreibung der Ich-Identität gefallen ist, definiert das Wesen der Identität zunächst ähnlich wie die bereits genannten Denker: „Wir haben es mit einem Prozess zu tun, der im Kern des Individuums ‚lokalisiert‘ ist und doch auch im Kern seiner gemeinschaftlichen Kultur.“ (Erikson 1991, 18) Dennoch treten hier Unterschiede zu Tage. So betont Erikson den Teil des Identitätsprozesses, der im Kern des Individuums lokalisiert ist. Es ist sicher kein Zufall, dass er den Begriff „soziale Identität“ nicht verwendet.

Erikson unterscheidet nur zwischen persönlicher und Ich-Identität: „Das bewusste Gefühl, eine persönliche Identität zu haben, beruht auf zwei gleichzeitigen Beobachtungen: auf der Wahrnehmung der Selbstgleichheit und Kontinuität der eigenen Existenz in Zeit und Raum; und auf der Wahrnehmung der Tatsache, dass andere unsere Gleichheit und Kontinuität anerkennen. Das, was ich Ich-Identität genannt habe, betrifft allerdings mehr als die reine *Tatsache* der Existenz; es ist sozusagen die *Ich-Qualität* dieser Existenz. Ich-Identität in ihrem subjektiven Aspekt ist also das Bewusstwerden der Tatsache, dass die synthetisierenden Methoden des Ichs über eine Selbstgleichheit und Kontinuität verfügen, *einen Stil der eigenen Individualität*, und dass dieser Stil mit der Gleichheit und Kontinuität der *eigenen Bedeutung für signifikante andere* in der unmittelbaren Gemeinschaft übereinstimmt.“ Ich-Identität gewinnt man über die „Selbstachtung“ und durch die Überzeugung, „erfolgreiche Schritte in Richtung einer fassbaren kollektiven Zukunft“ tun zu können. (Erikson 1991, 47) Quellen der menschlichen Selbstachtung sind nach Freud der kindliche „Narzismus“, das kindliche „Omnipotenzgefühl“ und die „Befriedigung der Objektlibido“, das heißt der Liebe zu anderen“. Eine Erziehung zu Ich-Identität muss diese Dinge im Kind bewahren. (Erikson 1991, 69ff.)

Um das Wesen der Ich-Identität zu zeigen, grenzt er sie vom Ich-Ideal ab: „Während man von der Bilderwelt des Ich-Ideals sagen könnte, sie repräsentiere eine Reihe von anzustrebenden, aber nie ganz erreichbaren Ideal-Zielen für das Selbst, könnte man von der Ich-Identität sagen, sie sei durch das tatsächlich erreichte, aber immer wieder zu überprüfende Gefühl der Realität des Selbsts innerhalb der sozialen Realität gekennzeichnet.“ (Erikson 1991, 219)

Zur Identität gehören die Elemente „Ich“ und „Selbst“: „Wenn man das Ich als ein zentrales und teilweise unbewusstes, organisierendes Agens auffasst, dann hat es in jedem gegebenen Lebensstadium mit einem sich wandelnden Selbst zu tun, das die Forderung stellt, mit aufgegebenen und mit vorausgesehenen Selbsten synthetisiert zu werden. (...) Man kann daher sagen, dass die Identitätsbildung einen Selbst-Aspekt und einen Ich-Aspekt hat.“ (Erikson 1991, 219)

Erikson nennt Beispiele von gesunder Ich-Identität aus seiner eigenen Praxis: „Was der Unterseebootfahrer bei seiner Beschäftigung, der Indianer bei seiner Arbeit und das heranwachsende Kind mit allen Menschen gemeinsam haben, die sich mit dem, was sie tun, eins fühlen, ähnelt jenem ‚Zwischenstadium‘, von dem wir wünschen, unsere Kinder könnten es bewahren, wenn sie älter werden, und von dem wir wünschen, unsere Patienten gewöhnen es, wenn die synthetisierende Funktion des Ichs wiederhergestellt ist. Immer wenn dieser Zustand erreicht wird, wird das Spiel intensiver, die Gesundheit strahlender, die Sexualität freier und die Arbeit sinnvoller.“ (Erikson 1991, 50f.)

Daraufhin führt Erikson Beispiele von krankhafter, negativer Ich-Identität an, so aus seiner Arbeit mit ehemaligen Kriegsteilnehmern: „Bei manchen Fällen schien diese Ich-Schädigung ihren Ursprung in gewaltsamen Ereignissen zu haben, bei anderen in dem allmählichen Abschleifen durch Millionen Ärgernisse und Plagen. Offensichtlich waren die Männer durch zu viele Veränderungen in zu vielen Hinsichten gleichzeitig erschöpft. Immer waren körperliche Spannung, soziale Panik und Ich-Angst vorhanden. Vor allem hatten die Männer das Gefühl, dass sie ‚nicht mehr wussten, wer sie waren‘: es lag ein deutlicher Verlust der Ich-Identität vor. Das Gefühl der eigenen Gleichheit und Kontinuität und der Glaube an die eigene soziale Rolle waren verloren gegangen.“ (Erikson 1991, 65)

Jeder Mensch kennt „plötzliche Übergänge von einer im Gleichgewicht befindlichen ‚Ganzheit‘ des Erlebens und Urteilens zu Zuständen des ‚totalen‘ Fühlens, Denkens und Handelns“. Bei einem solchen „Totalismus“ helfen „Abschirmmethoden und Abwehrmechanismen“, um über Notsituationen hinwegzukommen. Die Frage ist nur: „Kann der Totalismus sich wieder umkehren, wenn der Notstand vorüber ist? Können seine Elemente wieder zu einer Ganzheit synthetisiert werden, die vordem möglich war?“ (Erikson 1991, 80)

Erikson bescheinigt den Religionen die Fähigkeit, ein „Gefühl der Ganzheit“ und das für die Identitätsbildung notwendige „Urvertrauen“ herzustellen. „Heute kann kein Spott von Seiten der sorglosen Ungläubigen und keine strafende Leidenschaft der Dogmatiker die beunruhigende Tatsache wegleugnen, dass ein großer Teil der Menschheit sich ohne lebendige Religion findet.“ (Erikson 1991, 83) Heute wird vielfach von der technologischen Entwicklung eine neue „Ganzheit“ erwartet. „Die Frage ist nur, woher das tiefe Gefühl spezifischer Güte kommen soll, das der Mensch in seiner Beziehung zu seiner Hauptquelle und Technik der Produktion braucht, um sich selbst zu erlauben, in einem hinlänglich vertrauten Universum menschlich zu sein.“ (Erikson 1991, 84) So bestehe die Gefahr, dass das „Grundmisstrauen“ und der totalitäre und autoritäre Wahn weiter zunehmen. Ist der Fußball in der Lage, als neue Ersatz-Religion ein Gefühl der Ganzheit wieder herzustellen?

Anlässe für „totale“ Lösungen im Leben ergeben sich erstens durch die Trennung von der Mutter, zweitens durch den entstehenden Konflikt zwischen Trieben („Es“) und Gewissen („Über-Ich“) und drittens durch das Ende der Kindheit: „Junge Menschen müssen zu ganzen Menschen aus ihrem eigenen Recht werden, und das während eines Entwicklungsstadiums, das sich durch eine Vielfalt von Veränderungen im körperlichen Wachstum, in der genitalen Reifung und in der sozialen Bewusstheit auszeichnet. Die Ganzheit, die in diesem Stadium erreicht werden muss, habe ich als ein Gefühl der inneren Identität bezeichnet.“ (Erikson 1991, 86) „Die Identität ist ein einzigartiges Produkt, das nun auf eine Krise stößt, die sich nur in neuen Identifizierungen mit Altersgleichen und mit Führerfiguren außerhalb der Familie lösen lässt.“ Diese Suche nach einer neuen und doch zuverlässigen Identität lässt sich vielleicht am deutlichsten in dem fortgesetzten jugendlichen Bemühen beobachten, sich selbst und einander in oft rücksichtslosem Vergleich zu definieren, überzudefinieren und neu zu definieren.“ (Erikson 1991, 87) Was die notwendigen Identifizierungen betrifft, so dürfte der Fußball Entwicklungschancen bieten, die in den folgenden Kapiteln näher untersucht werden müssen.

Erikson sieht hinter dem Wachstum der Persönlichkeit ein „epigenetisches Prinzip“, d.h. ein „Prinzip, dass alles, was wächst, einen Grundplan hat“. (Erikson 1991, 92) Erikson beschreibt die Persönlichkeitsentwicklung als eine Reihenfolge von acht Stadien. „Jedes Stadium wird zu einer Krise, weil beginnendes Wachstum und Bewusstheit in einer neuen Teilfunktion mit einer Verschiebung in der Triebenergie einhergehen, und außerdem auch eine spezifische Verletzlichkeit in diesem Teil verursachen.“ (Erikson 1991, 94)

1. Die Säuglingszeit und die Gegenseitigkeit des Erkennens von Mutter und Säugling: Konflikt zwischen Vertrauen und Misstrauen, wenn die Mutter abstillt und dem Säugling ihre Brust vorenthält. „Gegen die Kombination dieser Eindrücke, einen empfindlichen Verlust erlitten zu haben, getrennt worden und verlassen worden zu sein, die alle einen Niederschlag von Urmisstrauen hinterlassen, muss das Urvertrauen sich durchsetzen und aufrechterhalten.“ (Erikson 1991, 102) Identitätszuwachs: „Ich bin, was ich Hoffnung habe und einflöße.“ (Erikson 1991, 108)
2. Die frühe Kindheit und der Wille, man selbst zu sein: Konflikt zwischen dem Streben nach Autonomie einerseits und Scham und Zweifel andererseits. „Aus dem unausweichlichen Gefühl, die Herrschaft über sich selbst verloren zu haben und einer übermäßigen Beherrschung durch die Eltern unterworfen zu sein, entspringt ein fortdauernder Hang zu Scham und Zweifel.“ (Erikson 1991, 111) Identitätszuwachs: „Ich bin, was ich unabhängig wollen kann“. (Erikson 1991, 116)
3. Kindheit und Rollenerwartung: Konflikt zwischen Initiative und Schuldgefühlen: Das Kind kann jetzt etwas „machen“, „erreichen“, „besitzen wollen“. Dies steigert die Phantasie, auch in Bezug auf „sexuelle Selbst-Vorstellungen“, was wiederum zu einem tiefen Schuldgefühl führt. (Erikson 1991, 120) Identitätszuwachs: Ich bin das, „wovon ich mir vorstellen kann, dass ich es sein werde“. (Erikson 1991, 124)
4. Das Schulalter und die Identifizierung mit der Aufgabe: Konflikt zwischen Tätigkeit und Minderwertigkeitsgefühlen. Das Kind „lernt nun, Anerkennung durch die Herstellung von Dingen zu gewinnen. Es entwickelt Beharrlichkeit und passt sich den anorganischen Gesetzen der Werkzeugwelt an und es kann zu einem eifrigen und völlig beteiligten Mitwirkenden in einer produktiven Situation werden. Die Gefahr dieses Stadiums ist die Entwicklung einer Entfremdung von sich selbst und von seinen Aufgaben – das wohlbekannte Minderwertigkeitsgefühl.“ (Erikson 1991, 126) Ursachen: unvollständige Lösungen vorhergehender Konflikte; das, was das Kind gut kann, zählt in der Schule auf einmal nicht mehr; der „Wert“ des Kindes wird nach Hautfarbe oder Herkunftsmilieu bestimmt. Jetzt sind Lehrer gefragt, die betonen, „was ein Kind tun kann“. (Erikson 1991, 128) Identitätszuwachs: „Ich bin das, was zum Funktionieren zu bringen ich lernen kann.“ Es liegt auf der Hand, dass für die große Mehrheit der Menschen zu allen Zeiten

dies nicht nur der Anfang, sondern auch die Grenze ihrer Identität gewesen ist.“ (Erikson 1991, 130)

5. Die Adoleszenz: Konflikt zwischen Identität und Identitätsverwirrung. „In ihrer Suche nach einem neuen Gefühl der Kontinuität und Gleichheit, das jetzt auch die sexuelle Reife mit umfassen muss, haben manche Jugendliche sich noch einmal mit den Krisen früherer Jahre auseinander zu setzen, ehe sie bleibende Idole und Ideale als Hüter einer endgültigen Identität einsetzen können.“ An die Stelle des Kindheitsmilieus tritt die „Gesellschaft“ mit ihren Forderungen. Der Jugendliche sucht in dieser Phase „am leidenschaftlichsten nach Menschen und Ideen, an die er glauben kann, was Menschen und Ideen bedeutet, in deren Dienst es lohnend scheint, sich selbst als vertrauenswürdig zu erweisen“. (Erikson 1991, 131) „Die Entfremdung dieses Stadiums ist die Identitätsverwirrung“, die durch die Unfähigkeit entsteht, eine aufgezwungene Rolle als die eigene anzunehmen. „Im allgemeinen ist es die Unfähigkeit, sich auf eine berufliche Identität festzulegen, die die meisten jungen Leute verwirrt. Um selbst nicht auseinander zu fallen, überidentifizieren sie sich mit den Helden von Cliquen und Massen, bis zu einem scheinbar völligen Verlust der Individualität.“ (Erikson 1991, 135) Die Fixierung auf andere Gleichaltrige, auf die Gruppe ist wichtig, kann aber auch problematische Formen annehmen. „Junge Menschen können auffällig ‚klanhaft‘ sein, intolerant und grausam in ihrem Ausschluss von anderen, die ‚anders‘ sind, wie es in der Hautfarbe oder im kulturellen Milieu, in Geschmäckern und Begabungen und häufig in völlig kleinlichen Aspekten der Kleidung und Gestik, die willkürlich als Zeichen der Zugehörigkeit oder Nichtzugehörigkeit zu einer Gruppe gewählt werden.“ (Erikson 1991, 135) Die positive Seite: Die Jugendlichen helfen einander nicht nur zeitweise durch solche Phasen des Unbehagens hindurch, indem sie Cliquen bilden und für sich selber, ihre Ideale und ihre Feinde stereotype Formen prägen; sie prüfen auch ständig wechselseitig ihre Fähigkeit, inmitten unvermeidlicher Wertkonflikte die Treue zu wahren.“ (Erikson 1991, 136)
6. Konflikt zwischen Intimität und Isolierung: Es geht um „echte und wechselseitige psychosoziale Intimität mit einer anderen Person (...), sei es in einer Freundschaft, in erotischen Begegnungen oder in gemeinsamer Begeisterung“. (Erikson 1991, 138) „Wo ein Jugendlicher solch intime Beziehungen mit anderen – und ich würde hinzufügen, mit seinen eigenen inneren Hilfsquellen – nicht in der späten Adoleszenz oder im jungen Erwachsenenalter erreicht, kann er sich unter Umständen auf weitgehend stereotypisierte

zwischenmenschliche Beziehungen festlegen und zu einem tiefen Gefühl der Isolierung kommen.“ (Erikson 1991, 139) Identitätszuwachs: „Wir sind, was wir lieben.“ (Erikson 1991, 141)

7. Konflikt zwischen schöpferischer Tätigkeit und Stagnation: „Der reife Mensch hat das Bedürfnis, dass man seiner bedarf und die Reife wird vom Wesen dessen gelenkt, dass man Fürsorge zuwenden muss. Die Fähigkeit zu erzeugen und hervorzubringen ist daher primär das Interesse daran, die nächste Generation zu begründen und zu führen. (...) Wo diese Bereicherung vollständig misslingt, findet eine Regression auf ein zwanghaftes Bedürfnis nach Pseudointimität statt, oft mit einem durchdringenden Gefühl der Stagnation, Langeweile und zwischenmenschlicher Verarmung.“ (Erikson 1991, 141)
8. Konflikt zwischen Integrität und Verzweiflung: Integrität erreicht der alternde Mensch u.a. dann, wenn er die Bereitschaft erlangt, „seinen einen und einmaligen Lebenszyklus zu akzeptieren und ebenso die Menschen, die für ihn bedeutsam geworden sind, als etwas, das sein musste und das zwangsläufig keinen Ersatz zuließ.“ Das Fehlen dieser Ich-Integration ist durch „Abscheu“ und „Verzweiflung“ gekennzeichnet. „Das Schicksal wird nicht als der Rahmen des Lebens hingenommen, der Tod nicht als seine endliche Grenze.“ (Erikson 1991, 143)

Das optimale Identitätsgefühl sieht Erikson in dem „Gefühl, im eigenen Körper zu Hause zu sein, ein Gefühl, ´zu wissen, wohin man geht`, und eine Überzeugtheit von der antizipierten Bestätigung durch die, auf die es ankommt.“ (Erikson 1991, 170) Anschließend nennt Erikson zahlreiche Beispiele für Identitätsverwirrung, zeigt aber auch Perspektiven auf, wie diese zu verhindern wäre.

- Bedeutung von sozialen Einrichtungen: „Soziale Einrichtungen unterstützen die Kraft und die Deutlichkeit der keimenden Werksidentität, indem sie denen, die noch lernen und experimentieren, einen gewissen Status des Lehrlingseins bieten, ein Moratorium, das sowohl durch begrenzte Pflichten und sanktionierte Wettbewerbe wie durch spezielle Konzessionen charakterisiert ist.“ (Erikson 1991, 191)
- Bedeutung von Führerschaft und Gefolgschaft: „Aber die Jugend vollzieht auch einen wichtigen Schritt in Richtung auf Elternschaft und erwachsene Verantwortung hin, indem sie lernt, unter Gleichaltrigen sowohl Führerschaft zu übernehmen wie

Gefolgschaft (...) zu leisten und oft eine geradezu erstaunliche Vorsorge in den Funktionen entwickelt, die sie so übernimmt.“ (Erikson 1991, 193)

- Bedeutung von Idealen und Werten: „Ohne irgendeine derartige ideologische Bindung, wie sehr sie auch in einer ‚Lebensform‘ stillschweigend inbegriffen wäre, erleidet die Jugend eine Verwirrung der Werte (...), die besonders gefährlich für einige unter ihr sein kann, die aber in großem Maßstab sicherlich das Gewebe der gesamten Gesellschaft gefährdet.“ (Erikson 1991, 194)

Erikson fordert eine umfassende Identität aller Menschen. „Eine umfassendere Identität ist eine Entwicklung, durch die zwei Gruppen, die vorher von ihren wechselseitigen negativen Identitäten abhingen (indem sie in einer traditionellen Situation der gegenseitigen Feindschaft oder in einer symbiotischen Anpassung an einseitige Ausbeutung lebten), ihre Identitäten in solch einer Art verbinden, dass in beiden neue Potentiale aktiviert werden.“ (Erikson 1991, 332) Eine umfassende Identität erlaube zum Beispiel einem Farbigen in den USA, „selbstsicher als Neger (oder ein Nachkomme von Negern) zu sein und integriert als ein Amerikaner“. (Erikson 1991, 330) In der Technik erkennt Erikson die Chance für eine umfassende Identität: „Vermutlich das umfassendste und absorbierendste Identitätspotential in der heutigen Welt ist das des technischen Könnens.“ (Erikson 1991, 332) Der Fußball mit seiner globalen Popularität wird daraufhin zu überprüfen sein, ob nicht auch er ein Potenzial für eine umfassende Identität bietet.

1.5 Identifizierung bei Anna Freud

Erikson hat deutlich gemacht, dass Identifizierungen mit Altersgleichen oder Führerfiguren gerade in der Phase der Adoleszenz sehr hilfreich sein können. Anna Freud beschreibt „Identifizierungen“ als eine Form der Abwehrmechanismen des Ich, als eine Form, wie sich das Ich gegen die Triebansprüche schützen kann. Einen Grund dafür, dass das Ich einen Triebvorstoß als Gefahr empfindet (Freud 1999, 61ff.), stellt erstens die Angst vor dem Über-Ich dar, das „Sexualentsagung und Aggressionseinschränkung“ fordert. Diese Angst existiert vor allem bei Erwachsenen.

Ein zweiter Grund für den Einsatz von Abwehrmechanismen liegt in der „Real-Angst“ vor möglichen Reaktionen anderer Personen. Diese kommt vor allem bei der infantilen Neurose

vor. Durch die „Identifizierung mit dem Angreifer“ kann diese Angst beispielsweise reduziert werden. Ein kleines Mädchen bekämpft erfolgreich ihre Angst im Dunkeln, indem sie spielt, dass sie selbst der Geist ist, der ihr begegnen könnte. (Freud 1999, 110) „Mit der Darstellung des Angreifers, der Übernahme seiner Attribute oder seiner Aggression verwandelt das Kind sich gleichzeitig aus dem Bedrohten in den Bedroher.“ (Freud 1999, 112)

„Angst vor der Triebstärke“ stellt den dritten Grund dar, weshalb ein Triebvorstoß als Gefahr erscheint. Es ist die Angst, dass das Ich von der Triebstärke überwältigt und vernichtet wird. Sie tritt vor allem bei plötzlicher Triebsteigerung auf, wie z.B. in der Pubertät. Sie ist am schwierigsten analytisch zu bekämpfen, da die Ursache im Individuum selbst liegt. Gegenüber dem Triebleben gibt es bei Jugendlichen in der Pubertät vor allem zwei Einstellungen: die Askese und die Intellektualität. Die Jugendlichen reagieren also auf die Angst, von den angewachsenen Trieben vernichtet zu werden, durch völlige Triebabweisung oder die gedankliche Bewältigung des Triebes. Die Identifizierung ist eine Reaktion darauf. „Durch die Erschütterung der alten Objektbeziehungen, durch die Folgen von Triebabneigung und Askese wird die Außenwelt des Jugendlichen entlibidinisiert. Er ist in Gefahr, seine Objektlibido von der Umwelt auf die eigene Person zurückzuziehen, entsprechend den Regressionen in seinem Ich auch im libidinösen Leben von der Objektliebe zum Narzissmus zu regredieren. Dieser Gefahr entzieht er sich durch die krampfhaften Bemühungen, doch wieder Anschluss an die Außenweltobjekte zu finden, wenn auch erst einmal in Anlehnung an den Narzissmus, also durch Identifizierungen.“ (Freud 1999, 166)

Identifizierungen können also der Gefahr der Isolation entgegenwirken. Gleichzeitig bringen sie aber als Formen der Verdrängung der eigenen Triebwünsche auch selbst Gefahren mit sich. Die Verdrängung besitzt eine Sonderstellung als wirksamster und gefährlichster Mechanismus. „Die Abspaltung vom Ich, die sich durch den Bewusstseinszug für ganze Gebiete des Affekt- und Trieblebens herstellt, kann ein für allemal die Intaktheit der Persönlichkeit zerstören. Die Verdrängung wird dadurch zur Basis für die kompromiss- und Neurosenbildung.“ (Freud 1999, 56)

Ein mit der Identifizierung durchaus verwandter Abwehrtyp ist der „Altruismus“: Nicht erfüllbare, eigene Triebwünsche werden projiziert auf andere Personen, und man empfindet selbst Befriedigung darin zu sehen und eventuell mitzuhelfen, dass sich andere diese

Triebwünsche erfüllen. Zum Beispiel wendet sich eine Frau, die selbst keine Kinder bekommen kann, verstärkt „fremden“ Kindern zu.

Bevor es zum Einsatz von Abwehrmechanismen kommt, wird häufig versucht, „Realunlust“ und „Realgefahr“ zu vermeiden. Dies geschieht zum einen durch die „Verleugnung in der Phantasie“, zum anderen durch die „Verleugnung in Wort und Handlung“, und schließlich durch die „Ich-Einschränkung“: Das Ich flüchtet und vermeidet damit die gefährliche Situation, die die Unlust entstehen lässt. Anna Freud nennt das Beispiel von einem zehnjährigen Fußballspieler, der aufgrund seines glänzenden Könnens schon bei den Älteren mitspielen darf. Sein Stolz darüber verwandelt sich in kurzer Zeit in Angst, die sich in Träumen und Einschlafphantasien bemerkbar machen. „Der große Fußball fliegt auf ihn zu, er zuckt im Bett mit seinen Füßen in die Höhe, um sie noch zu retten. Die Füße spielen bei ihm, wie seine Analyse schon ergeben hat, auf dem Umweg über Geruchsempfindungen, Steifheit, Lahmheit usw. eine besondere Rolle als Vertreter seines Genitales“. (Freud 1999, 100) Der Junge zieht sich vom Fußball zurück, macht diese Ich-Einschränkung aber wett, indem er sich verstärkt der Dichtkunst und Schriftstellerei widmet.

1.6 Grundängste des Ich bei Fritz Riemann

Für den zehnjährigen Jungen bedeutet es zunächst einen Gewinn an Prestige, bei den Älteren mitspielen zu dürfen. In der höheren Altersklasse wird das Spiel jedoch mit höherem Körpereinsatz betrieben. Die Zweikämpfe sind verbissener, die Schüsse härter. Damit nimmt auch die Verletzungsgefahr zu. Zudem haben die Mitspieler schon andere Interessen. Sie bilden womöglich eine Clique, bei der kleine Junge außen vor bleibt. Kurzum: Dem Zehnjährigen macht der Fußball in der neuen Mannschaft nun Angst. Nach dem Psychologen Fritz Riemann gibt es vier Grundformen menschlicher Angst: (Riemann 1997, 15)

1. Die Angst vor der Selbsthingabe, als Ich-Verlust und Abhängigkeit erlebt.
2. Die Angst vor der Selbstwerdung, als Ungeborgenheit und Isolierung erlebt.
3. Die Angst vor der Wandlung, als Vergänglichkeit und Unsicherheit erlebt.
4. Die Angst vor der Notwendigkeit, als Endgültigkeit und Unfreiheit erlebt.

Die vier Ängste lassen sich als zwei Gegensatzpaare darstellen. Der Angst vor dem „Du“, vor der Anpassung, steht die Angst vor dem „Ich“, der Einsamkeit, gegenüber; der Angst vor dem Wandel die Angst vor der Dauer. Jeder Form der Angst ordnet Riemann einen Persönlichkeitstyp zu: Es gibt schizoide, depressive, zwanghafte und hysterische Persönlichkeiten. Sie entstehen dadurch, dass eine der vier Ängste übermäßig auftritt. Wichtig ist, dass es sich hier trotz der pathologisch anmutenden Bezeichnungen nur in extremen Ausnahmefällen um krankhafte Persönlichkeiten handelt. Da die Ängste zu den Grunderfahrungen des Menschen gehören, ist es durchaus nicht ungewöhnlich, wenn eine Angst stärker erlebt wird als die anderen.

Der schizoide Mensch lebt den „Impuls der Eigendrehung“ überwertig. Er reagiert „ungemein empfindlich gegen alles, was seine Freiheit und Unabhängigkeit einzuschränken droht.“ (Riemann 1997, 30) Gegenüber Angriffen und Bedrohungen reagiert er mit rücksichtsloser Aggression, da sie als existenzgefährdend erlebt werden. Umweltfaktoren, wie ein „Mangel an liebender Zuwendung“ oder ein „Reizüberangebot“, fördern die Ausprägung der schizoiden Persönlichkeit. (Riemann 1997, 37) Nur schwer lässt sie sich durch einen Trick täuschen. Riemann bescheinigt ihr einen „unbestechlichen Blick für die Tatsachen“. (Riemann 1997, 57)

Die depressiven Persönlichkeiten leben die „Bewegung um ein größeres Zentrum überwertig“. Man erkennt sie an der Angst, die Geborgenheit zu verlieren. Nähe wird erlebt als Sicherheit, die Distanz von dem „Zentrum“ als Bedrohung. Die Verlustangst führt zur völligen Identifikation mit dem Partner. Depressive Persönlichkeiten sind gekennzeichnet durch altruistische Tugenden. Sie haben wenig Phantasie für das Böse im Menschen. Zwei charakteristische Fehlhaltungen der Mütter begünstigen die Herausbildung von depressiven Charakteren: Die „Verwöhnung“ und die „Versagung“. In beiden Fällen erweckt die Mutter beim Kind Schuldgefühle. (vgl. Riemann 1997, 59-104)

Die zwanghaften Persönlichkeiten sehnen sich nach der Dauer, nach dem, was bleibt und woran man sich festhalten kann. Gefühle und Leidenschaft sind ihnen suspekt, da sie unberechenbar sind und dem Sicherheitsstreben widersprechen. Sie legen Wert auf übermäßige Korrektheit. Als Eltern fordern sie mitunter blinden Gehorsam. „Sie dressieren mehr, als dass sie erziehen“. (vgl. Riemann 1997, 105-155)

Die hysterischen Persönlichkeiten schließlich zeigen eine Angst vor dem „Endgültigen, Unausweichlichen, vor der Notwendigkeit und vor der Begrenztheit unseres Freiheitsdranges“. Sie lehnen das Prinzip von Ursache und Wirkung ab und leben stattdessen in einer „illusionären Welt“. Sie streben nach sofortiger Bedürfnisbefriedigung, ohne die Konsequenzen zu beachten. (vgl. Riemann 1997, 156-198) Dieses grundlegende Konzept wird später auf den Fußball und seine Spielpositionen zu beziehen sein.

1.7 Identität bei Lothar Krappmann

Krappmann definiert Identität so: „Die Leistung, die das Individuum als Bedingung der Möglichkeit seiner Beteiligung an Kommunikations- und Interaktionsprozessen zu erbringen hat, wird in dieser Arbeit mit der Kategorie der Identität bezeichnet.“ Die Leistung beinhaltet die „kritische Interpretation der in jeder Interaktionssituation zunächst unvermittelt einander gegenüberstehenden Erwartungen“ und ermöglicht „allen Beteiligten ein gewisses Ausmaß an Befriedigung ihrer Bedürfnisse.“ „Diese Interpretation divergierender Anforderungen und Erwartungen geschieht in der Identitätsbalance, die das Individuum vor den Augen seiner Partner aufrechtzuerhalten sich bemüht“ – eine Balance zwischen den eigenen Bedürfnissen und den Erwartungen der anderen. (Krappmann 2000, 207)

Begrifflich knüpft Krappmann an Goffmans Unterscheidung zwischen sozialer und persönlicher Identität sowie Ich-Identität an. „Der Begriff der sozialen Identität bezieht sich auf die Normen, denen das Individuum im gegenwärtigen Interaktionsprozess gegenübersteht, der Begriff der persönlichen Identität dagegen auf die dem Individuum zugeschriebene Einzigartigkeit. (...) Diese Balance auszuhalten, ist die Bedingung für die Behauptung von Ich-Identität. Ich-Identität erreicht das Individuum in dem Ausmaß, als es, die Erwartungen der anderen zugleich akzeptierend und sich von ihnen abstoßend, seine besondere Individualität festhalten und im Medium gemeinsamer Sprache darstellen kann.“ (Krappmann 2000, 208)

Mit der bloßen Anpassung an die gegebenen Verhältnisse ist es also nicht getan. „Der hier entwickelte Identitätsbegriff versucht vielmehr dem Erfordernis Raum zu geben, kreativ die Normen, unter denen Interaktionen stattfinden, zu verändern. Dieses kritische Potential des Individuums zieht seine Kraft aus der strukturellen Notwendigkeit, nicht übereinstimmende

Normen negierend zu überschreiten.“ (Krappmann 2000, 209) Allerdings: Ob das Individuum dazu in der Lage ist, hängt von den sozialen Verhältnissen ab. Soziale Ungleichheit setzt der Herausbildung von Identität Grenzen.

So kommt es nicht von ungefähr, dass sich Krappmann auch kritisch mit der Rollentheorie auseinandersetzt. Mit Habermas kritisiert er das Rollenverständnis von Dahrendorf, wie es im oben behandelten „Homo sociologicus“ zum Ausdruck kommt. „Dieser Rollenbegriff sanktioniere die Zwänge, denen die Menschen heute unterworfen sind, und lasse der Spontaneität und Kreativität des Menschen nur in einem nicht durch Normen geregelten und daher gesellschaftlich wenig relevanten Bereich Raum. Damit entfallen Kreativität und Spontaneität im Grunde als Thema der Rollentheorie und einer auf dieses Konzept von Rolle sich stützenden Soziologie“. (Krappmann 2000, 115) Trotz dieser Kritik nimmt Krappmann die Rollentheorie in sein Konzept von Identität auf, freilich in modifizierter Form: Kommunikatives Handeln in Rollen ist nicht dann am besten möglich, wenn die Rollennormen und –interpretationen der Rolleninhaber übereinstimmen, sondern dann, wenn die „Rollennormen insgesamt als der subjektiven Interpretation bedürftig angesehen werden“. (Krappmann 2000, 116)

Folgende Fähigkeiten fördern nach Krappmann die Identitätsbildung:

- „Rollendistanz“: Der u.a. auf Goffman zurückgehende Begriff beschreibt die Fähigkeit, „sich Normen gegenüber reflektierend und interpretierend zu verhalten.“ (Krappmann 2000, 133) Die Distanz gegenüber einer Rolle ist nötig, da das Individuum daneben auch noch andere Rollen innehat, denen es gerecht werden muss. Rollendistanz ist nicht nur eine Voraussetzung für Identitätsgewinnung, sondern zeigt bereits ein gewisses Ausmaß von Ich-Identität. (vgl. Krappmann 2000, 137f.)
- „Role taking und Empathie“: Der Begriff „Role taking“ geht auf Mead zurück und wird im Deutschen allgemein mit „Empathie“ oder „Einfühlungsvermögen“ widergegeben. „Sie bedeutet die Möglichkeit, die Erwartungen von Interaktionspartnern zu übernehmen.“ (Krappmann 2000, 142) „Auch Empathie ist sowohl Voraussetzung wie Korrelat von Ich-Identität. Ohne die Fähigkeit, die Erwartungen der anderen zu antizipieren, ist die Formulierung einer Ich-Identität nicht denkbar.“ (Krappmann 2000, 143)

- „Ambiguitätstoleranz und Abwehrmechanismen“: Ambiguitätstoleranz meint die Fähigkeit, ein gewisses Maß Unbefriedigtheit bei einer Interaktion zu ertragen. „Das Individuum ist gezwungen, sich ständig damit auseinander zu setzen, dass Erwartungen und Bedürfnisse sich nicht decken und dass zwischen persönlichen Erfahrungen und den für sie zur Verfügung stehenden allgemeinen Kategorien eine Lücke klafft. Die Errichtung einer individuierten Ich-Identität lebt von Konflikten und Ambiguitäten.“ (Krappmann 2000, 167) Mit Hilfe von Abwehrmechanismen, wie sie Anna Freud in der Nachfolge ihres Vaters beschreibt, versucht das Individuum den Konflikten zu entgehen. Die Abwehrmechanismen stehen nach Krappmann damit der Gewinnung von Ich-Identität entgegen.
- „Identitätsdarstellung“: „Auch die Fähigkeit, Identität zu präsentieren, ist Voraussetzung und Folge der Ich-Identität zugleich.“ (Krappmann 2000, 168) Individuen liefern ihren Interaktionspartnern mehr Informationen als nötig. Sie kokettieren mit Rollen oder zeigen Gründe auf, weshalb sie sich trotz innerer Ablehnung äußerlich an die Normen einer Rolle halten. Es besteht die Gefahr, dass sich die Mittel zur Präsentation von Ich-Identität „in Routinen, Moden oder Posen verwandeln, die nur noch vorgeben, eine Identität auszudrücken, obwohl sie gar nicht vorhanden ist.“ (Krappmann 2000, 171)

1.8. Zusammenführung der Ansätze mit Hurrelmann

Am Ende dieses ersten Kapitels ist es notwendig, die angeführten theoretischen Modelle zusammenzuführen und zu einem Fundament zu vereinen, auf dem die weiteren theoretischen und empirischen Untersuchungen aufbauen können. Diese Synthese der Theorien kann sich anlehnen an Hurrelmann und sein Modell von der „produktiven Verarbeitung der Realität“, da Hurrelmann selbst darin wichtige psychologische und soziologische Theorien zusammenfasst, unter anderem die von Erikson, Mead und Krappmann. Bei Hurrelmann ist der Aufbau von Identität eine wichtige Voraussetzung, die letzte von drei notwendigen Etappen auf dem Weg zu einem handlungsfähigen Subjekt.

Um die Identitätsentwicklung als eine Etappe in dem Modell der produktiven Realitätsverarbeitung verstehen zu können, muss zunächst das Modell kurz skizziert werden. Es geht von der Vorstellung aus, „dass gesellschaftliche (Umwelt-)Faktoren und psychische

(Person-)Faktoren gemeinsam die Persönlichkeitsbildung beeinflussen. Die Beziehungen zwischen Person und Umwelt werden als komplexe Wechselwirkungsbeziehungen gesehen. Vorstellungen der gesellschaftlichen Determination der Persönlichkeitsentwicklung sind damit ebenso überwunden wie solche der naturgesetzlich bestimmten organischen und psychischen Reifung. Stattdessen werden Kinder, Jugendliche und Erwachsene als produktive Verarbeiter der äußeren und der inneren Realität und als Gestalter ihrer Beziehungen zur sozialen und dinglichen Umwelt verstanden. Die Konzepte der Bildung und Entwicklung werden auf die gesamte Lebensspanne angewandt und stehen für den lebenslang anhaltenden Prozess der Auseinandersetzung eines Menschen mit seinen Lebensbedingungen und mit seiner eigenen Person.“ (Hurrelmann 2001, 10)

Ein Vergleich dieses Ansatzes mit Anna Freud fördert Gemeinsamkeiten zu Tage. Zwar betont die Psychoanalyse traditionell die „innere Realität“ des Menschen. Dennoch berücksichtigt die auf Sigmund Freud zurückgehende Vorstellung vom „Über-Ich“ auch die Werte und Normen der Gesellschaft, also die äußere Realität. Zwischen ihnen und den eigenen Triebwünschen („Es“) muss das Ich nun vermitteln. Es muss sich mit diesen beiden Polen auseinandersetzen, ganz so wie es Hurrelmann fordert. Gerade in der Pubertät, wenn die Triebwünsche gewaltig anwachsen, entsteht bei Jugendlichen die Angst, der Stärke des „Es“ zu erliegen. Im Kapitel zu Anna Freud wurde deutlich, dass Identifizierungen hier als Abwehrmechanismus eingesetzt werden. Identifizierungen mit anderen Personen stellen eine Möglichkeit dar, wie sich das Ich gegen die Triebansprüche schützen kann. Gleichzeitig beugen sie der Isolation vor. Somit können sie bei der Vermittlung zwischen „Über-Ich“ und „Es“, zwischen äußerer und innerer Realität helfen. Nehmen die Identifizierungen überhand und verdrängen sie gänzlich die eigenen Wünsche, so besteht die Gefahr der Neurose. Krappmann sah die positive Funktion der Abwehrmechanismen nicht und betonte einseitig, dass sie der Ausbildung von Ambiguitätstoleranz und damit von Ich-Identität entgegen stehen.

Weiter zur Theorie Hurrelmanns: Wie erreicht der Mensch nun die Fähigkeit zu sozialem Handeln, d.h. die Fähigkeit zur bewussten Verwirklichung seiner Ziele und Absichten? Dies geschieht „über einen symbolisch vermittelten Prozess der Interaktion von Menschen miteinander (...), der sich über wechselseitige Interpretationen von sozialen Situationen vollzieht. Der Austausch von Situationsdefinitionen kommt nur zustande, wenn die Partner der Interaktionen fähig und bereit sind, sich gegenseitig in ihre soziale Lage zu versetzen und

diese Perspektivenübernahme als Ausgangspunkt für das eigene Handeln anzuerkennen.“ (Hurrelmann 2001, 160) Zur Erinnerung: Sich selbst als Objekt wahrzunehmen, sich selbst mit den Augen anderer zu sehen, das war auch der Ausgangspunkt der Identitätsentwicklung bei Mead.

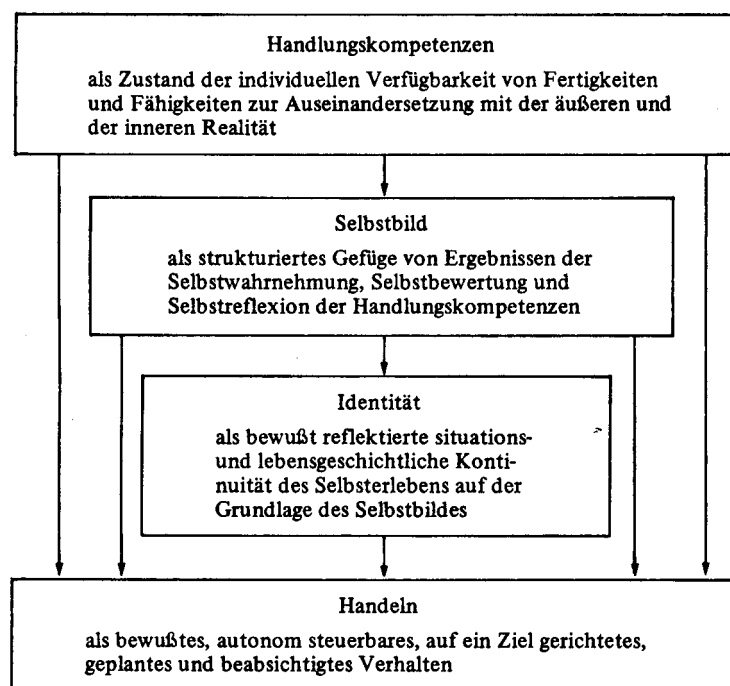
Die Perspektivenübernahme ist eine von mehreren grundlegenden Fähigkeiten und Fertigkeiten, die die Entwicklung von Handlungskompetenzen ermöglichen. Hinzu treten müssen „sensorische“, „motorische“, „intellektuelle“ (z.B. Wissensspeicherung) und affektive (z.B. Bindungsfähigkeit) Fähigkeiten, damit sprachliche, moralisch-ethische, soziale, kognitive, ästhetische Handlungskompetenzen entstehen können. (vgl. Hurrelmann 2001, 162) „Die verfügbaren Handlungskompetenzen müssen so beschaffen sein, dass sie eine Anpassung an die situativen Bedingungen und zugleich eine Berücksichtigung der persönlichen Bedürfnisse ermöglichen. Hierzu ist eine gewisse innere Distanz den Handlungsanforderungen gegenüber sowie Virtuosität und Kreativität bei der Ausgestaltung der eigenen Handlungen notwendig, um den konkreten situativen Verpflichtungen sowohl nachzukommen als auch sie zugleich autonom und selbstgesteuert erfüllen zu können.“ (Hurrelmann 2001, 165) In diesen Forderungen finden sich die Inhalte der Rollentheorie wieder, wie sie in den Kapiteln zu Dahrendorf, Goffman und Krappmann vorgestellt wurden. Auch Dahrendorf hatte gefordert, die Freiheit des Individuums trotz all der Verhaltenserwartungen nicht zu vergessen. Krappmann postuliert eine Rollendistanz.

Neben den genannten Handlungskompetenzen braucht es als zweite Voraussetzung für die Entstehung eines handlungsfähigen Subjekts ein „realistisches“ und „identitätsstiftendes Selbstbild“. (Hurrelmann 2001, 167) Das Selbstbild erwächst aus der „Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und Selbstreflexion der individuellen Handlungskompetenzen und der faktischen eigenen Verhaltensweisen.“ (Hurrelmann 2001, 169) Vor allem die Selbstbewertung muss „emotionale Komponenten“ enthalten. Bei dem Selbstbild sollten die negativen Seiten der eigenen Person zwar nicht übersehen werden, dennoch ist es wichtig, dass das Positive überwiegt. „Für eine ‚gesunde‘ Entwicklung der eigenen Persönlichkeit ist demnach eine positiv getönte Selbstbewertung notwendige Voraussetzung.“ (Hurrelmann 2001, 168) Dies erinnert an die bei Erikson zitierte Aussage von Freud, wonach der Narzissmus eine von drei Quellen der menschlichen Selbstachtung sei. Die Selbstachtung wiederum gelte als Voraussetzung dafür, dass Ich-Identität entsteht.

Die dritte Etappe auf dem Weg zum handlungsfähigen Subjekt ist die „Identität“. Sie entsteht aus den Handlungskompetenzen und dem Selbstbild und fügt ihnen das Moment der „Kontinuität“ hinzu: „Von Identität soll gesprochen werden, wenn ein Mensch über verschiedene lebensgeschichtliche Phasen hinweg eine Kontinuität des Selbsterlebens auf der Grundlage eines bewusst verfügbaren Selbstbildes wahr. Verkürzt formuliert: Identität ist der Zustand der Kontinuität des situations- und lebensgeschichtlichen Selbsterkennens. Die Prozesse der Selbstwahrnehmung, Selbstbewertung und Selbstreflexion sind Voraussetzung und Grundlage der Identität.“ (Hurrelmann 2001, 169)

Identität bedeutet zum einen Koordinierung: „Identität muss immer als ein Koordinierungsprozess des Individuums verstanden werden, der sich nach zwei Seiten richtet: Sie ist dann hergestellt, wenn die Auseinandersetzung mit der äußeren und mit der inneren Realität zu Lösungen geführt hat, die miteinander vereinbar sind.“ (Hurrelmann 2001, 172) Der Gedanke der Koordinierung und Balance zwischen den beiden Bereichen, innerer und äußerer Realität, entstammt der Theorie Krappmanns. Er verknüpft mit der Identität ja die Vorstellung, „so zu sein wie alle, und so zu sein wie niemand“. (Krappmann 2000, 78) Dies gelingt nur durch eine ausgeprägte Fähigkeit zur Koordinierung.

(Abbildung aus: Hurrelmann 2001, 171)



Identität bedeutet zum anderen Kontinuität, das „Erleben des Sich-Selbst-Gleichseins“. Erikson hatte dies ganz ähnlich formuliert. Diese Selbst-Gleichheit bezieht sich auf die unterschiedlichsten Lebenssituationen. „Eine Person muss sich mit sich selbst identisch erleben, wenn sie zum Handeln fähig sein will, auch dann, wenn unterschiedliche situative und situationsübergreifende Anforderungen an das eigene Handeln und auch, wenn im Verlaufe des eigenen Lebens immer wieder erneut andersartige Anforderungen an die Koordination der verschiedenen Handlungsanforderungen gestellt werden.“ (Hurrelmann 2001, 170)

Mit diesem Ansatz bekräftigt Hurrelmann unausgesprochen die Gültigkeit von Typen- und Eigenschaftstheorien, die eben von dieser Kontinuität und Selbstgleichheit ausgehen, wie in Zimbardos Lehrbuch zur Psychologie nachzulesen ist: „Eigenschaften (auch im Deutschen: Traits) sind generalisierte Handlungstendenzen, über die Menschen in unterschiedlichem Maße verfügen. Sie geben dem Verhalten einer Person in verschiedenen Situationen und im Zeitverlauf Kohärenz.“ (Zimbardo 1999, 523) Das dargestellte Konzept von Riemann über die Grundformen der Angst stellt eine solche Typentheorie dar. Sie macht nur Sinn, wenn man davon ausgeht, dass eine Person zu verschiedenen Zeitpunkten und in verschiedenen Situationen eine der vier Grundängste übermäßig empfindet.

Reichlich Kritik hat es zwar in jüngerer Zeit an den Eigenschafts- und Typentheorien gegeben, vor allem von Seiten der Verhaltenstheorie. Mischel (1990) bezweifelt die Grundannahme der Eigenschaftstheoretiker, dass stabile Persönlichkeitseigenschaften das Verhalten durchweg determinieren. Er fand heraus, dass sich Menschen in verschiedenen Situationen unterschiedlich verhalten. Daneben kritisiert Bandura (1977) die „praktische Irrelevanz von Traits“, da sie keine Verhaltensprobleme lösen würden. (vgl. Janssen 1995, 202f.)

Dies sollen sie aber auch gar nicht, zumindest nicht im Konzept Hurrelmanns. Zu den Folgen der misslingenden Sozialisation und zu möglichen Maßnahmen der Gegenwirkung äußert er sich bis dahin noch gar nicht. Auch Voraussagen über das künftige Verhalten werden nicht getroffen. Es geht lediglich darum, einen Weg aufzuzeigen, wie ein sozial handlungsfähiges Subjekt entstehen kann. Und dies geht nach Hurrelmann nur über durch den Aufbau von Identität, die mit der situationsübergreifenden Kontinuität des Selbsterlebens verbunden ist. Hurrelmann stellt nicht in Abrede, dass man sich in unterschiedlichen Situationen auch ein

Stück weit unterschiedlich verhalten muss. Die Anpassungsfähigkeit ist Teil des Konzepts. Aber bei all den differenzierten Rollen und Situationen muss es ein synthetisierendes Ich geben, das eine gewisse Einheit und Kontinuität verleihen kann – Identität eben. Die Typentheorie Riemanns und die Vorstellung von „Identität“ gehen also von derselben Grundannahme aus.

Indes: Wer aufgrund bestimmter, situationsübergreifender Aussagen als ein bestimmter Persönlichkeitstyp nach Riemann ermittelt wurde, verfügt noch nicht zwangsläufig über Identität. Sein Selbsterleben ist gleichbleibend, damit ist aber noch nichts über sein Selbstbild ausgesagt. Es wäre erst noch zu klären, ob seine Selbstbewertung positiv, seine Selbstreflexion realistisch ist. Auch über seine Handlungskompetenzen sagt die Typenbildung noch nichts aus. Diese beiden Bereiche sind ebenso zu klären, wenn die „Identität“ einer Person untersucht werden soll. Dies ist für die empirische Überprüfung im zweiten Teil der Arbeit zu beachten.

Hurrelmann selbst nennt als Quellen seines Modells vor allem Mead, Erikson und Krappmann. An der Aktualität ihrer Thesen lässt er keinen Zweifel: „Die von diesen Autoren vorgenommenen wissenschaftlichen Standortbestimmungen der Identitätstheorie sind bis heute gültig.“ (Hurrelmann 2001, 173) Gleichwohl hält Hurrelmann nicht mehr an Eriksons Reihenfolge der für die Identitätsentwicklung notwendigen psychischen Krisen fest. „Veränderte sozialstrukturelle Lebensbedingungen haben ganz offensichtlich die Konstitutionsbedingungen für Identität in den verschiedenen Lebensphasen verändert, so dass die Vorstellung, mit dem Abschluss der Jugendphase sei auch ein definitiver ‚Abschluss‘ der Identitätsbildung erreicht, als problematisch angesehen werden muss.“ (Hurrelmann 2001, 177)

1.9 Identitätskrise als Merkmal des Marketing-Charakters

Die genannten Ansätze beschäftigen sich alle mit der Frage, wie der Aufbau von Identität möglich ist. Als Kontrast und notwendige Ergänzung dazu sei am Ende des ersten Kapitels noch ein Modell vorgestellt, das die umgekehrte Frage stellt: Wo liegen die Ursachen für die heute oft beklagte Identitätskrise? Warum fällt es Menschen heute so schwer, Identität aufzubauen? Erich Fromm gibt einer bestimmten Ausprägung des „Gesellschafts-Charakters“ die Schuld daran: dem „Marketing-Charakter“, der die moderne westliche Welt präge.

Was versteht Fromm unter „Gesellschafts-Charakter“? „Ausgangspunkt dieser Reflexionen ist die Feststellung, dass die Charakterstruktur des durchschnittlichen Individuums und die sozio-ökonomische Struktur der Gesellschaft, der dieses angehört, miteinander in Wechselbeziehung stehen. Das Ergebnis der Interaktion zwischen individueller psychischer Struktur und sozio-ökonomischer Struktur bezeichne ich als Gesellschafts-Charakter. Die sozio-ökonomische Struktur einer Gesellschaft formt den Gesellschafts-Charakter ihrer Mitglieder dergestalt, dass sie tun *wollen*, was sie tun *sollen*. Gleichzeitig beeinflusst der Gesellschafts-Charakter die sozio-ökonomische Struktur der Gesellschaft: In der Regel wirkt er als Zement, der der Gesellschaftsordnung zusätzliche Stabilität verleiht; unter besonderen Umständen liefert er den Sprengstoff zu ihrem Umbruch.“ (Fromm 1979, 129)

Wie ist der moderne „Gesellschafts-Charakter“ nun inhaltlich gekennzeichnet? Nach Erich Fromm erhebt er das „Haben“ und „Funktionieren“ zur obersten Maxime. Dieser „Marketing-Charakter“ habe seine Wurzeln im heidnischen Helden: „Das Ziel des heidnischen Helden war es, zu erobern, zu besiegen, zu zerstören, und zu rauben. Die Erfüllung seines Lebens waren Ehre, Macht, Ruhm und die Gewissheit, der Beste im Töten zu sein.“ (Fromm 1979, 136) „Wenn wir in unser Inneres schauen und uns das Verhalten fast aller Mitmenschen und unserer politischen Führer betrachten, ist nicht zu leugnen, dass unser Vorbild, unser Maßstab für das Gute und Wertvolle immer noch der heidnische Held ist.“ (Fromm 1979, 137)

Wozu dient aber der Gesellschafts-Charakter, welche Funktionen besitzt er? Zum einen soll er „den Bedarf der Gesellschaft an einem bestimmten Charaktertypus decken und die im Charakter wurzelnden Bedürfnisse des einzelnen (...) befriedigen. Darüber hinaus muss der Gesellschafts-Charakter das allen Menschen eigene religiöse Bedürfnis erfüllen.“ (Fromm 1979, 130) Der Mensch braucht die Religion als Orientierungsrahmen, weil ihm die rudimentären Instinkte keine hinreichende Orientierung mehr bieten können.

Nach Fromm haben Individuen mit Marketing-Charakter keine eigene Identität. „Um Erfolg zu haben, muss man imstande sein, in der Konkurrenz mit vielen anderen seine Persönlichkeit vorteilhaft präsentieren zu können. (...) Der Mensch kümmert sich nicht mehr um sein Leben und sein Glück, sondern um seine Verkäuflichkeit. Das oberste Ziel des Marketing-Charakters ist die vollständige Anpassung, um unter allen Bedingungen des Persönlichkeitsmarktes begehrenswert zu sein. Der Mensch dieses Typus hat nicht einmal ein Ich (wie die Menschen des 19. Jahrhunderts), an dem er festhalten könnte, das ihm gehört, das sich nicht wandelt.

Denn er ändert sein Ich ständig nach dem Prinzip: 'Ich bin so, wie du mich haben möchtest.' (Fromm 1979, 142) Auf die Terminologie von Goffman bezogen heißt das, dass es nur noch Rolleninhaber, aber keine „Darsteller“ mehr gibt. Oder in den Worten Dahrendorfs: Menschen degenerieren zum absoluten „Homo sociologicus“ ohne jeden eigenen Willen. „Sie haben ihr großes, sich ständig wandelndes Ich, aber keiner von ihnen hat ein Selbst, einen Kern, ein Identitätserleben. Die Identitätskrise der modernen Gesellschaft ist darauf zurückzuführen, dass ihre Mitglieder zu selbst-losen Werkzeugen geworden sind, deren Identität auf ihrer Zugehörigkeit zu Großkonzernen (oder anderen aufgeblähten Bürokratien) beruht. Wo kein echtes Selbst existiert, kann es auch keine Identität geben.“ (Fromm 1979, 143)

Menschen mit Marketing-Charakter haben keine Affekte und Emotionen mehr. „Der Marketing-Charakter liebt nicht und hasst nicht. Diese 'altmodischen' Gefühle passen nicht zu einer Charakterstruktur, die fast ausschließlich auf der rein verstandesmäßigen Ebene funktioniert und sowohl positive als auch negative Emotionen meidet, da diese mit dem Hauptanliegen des Marketing-Charakters kollidieren: dem Verkaufen und Tauschen oder genauer, dem Funktionieren nach der Logik der Mega-Maschine (...) In Wirklichkeit steht dem Marketing-Charakter niemand nahe, nicht einmal er selbst.“ (Fromm 1979, 143)

2. Das Mannschaftsspiel Fußball als Lebensmodell

Das gewonnene Modell der Identitätsbildung soll nun auf das Mannschaftsspiel Fußball bezogen werden. Die Brücke zwischen beiden Bereichen, Identität und Fußball, stellt meine These vom Fußball als einem Lebensmodell dar. Ich versuche zu zeigen, dass es zahlreiche Parallelen zwischen dem Fußball und dem „Leben“ gibt. Dazu zählt auch, dass der Fußball Teil des „Marketing-Charakters“ ist. Aber das „Leben“ ist mehr als das, mehr als „Haben“ und „Funktionieren“. Die These vom Fußball als einem Lebensmodell will zeigen, dass der Fußball stellenweise über den Marketing-Charakter hinausgeht, einen Kontrast zum Alltäglichen bietet und damit unterdrückte Sehnsüchte befriedigt. Aufgabe dieses zweiten Kapitels wird es sein, die Bereiche herauszuarbeiten, wo der Fußball dem Marketing-Charakter entspricht und diejenigen, wo er über sie hinausweist. Nur für letztere kann der Fußball in Anspruch nehmen, die Identitätsentwicklung zu befördern. Denn der Marketing-Charakter verhindert ja, wie gesehen, die Ausbildung von Identität.

Die These vom Fußball als Lebensmodell geht über Fromm hinaus, der den modernen Sport ausschließlich als Teil des „Marketing-Charakters“ interpretiert: „Man denke an den rasenden Nationalismus, mit dem viele Menschen die Olympischen Spiele verfolgen, welche angeblich der Sache des Friedens dienen. Die Popularität der Olympiade ist an sich schon ein Ausdruck des westlichen Heidentums. Sie ist eine Feier zu Ehren des heidnischen Helden: des Siegers, des Stärksten, des Durchsetzungsfähigsten, wobei das Publikum bereit ist, die schmutzige Mischung aus Geschäft und Publizität zu übersehen, die die heutige Version der griechischen olympischen Spiele kennzeichnet.“ (Fromm 1979, 138)

2.1 Geschichte

Nach Fromm spiegelt sich der Charakter des „Habens“ in unserer Geschichte wider: „Die Geschichte Europas und Nordamerikas ist trotz der Bekehrung zum Christentum eine Geschichte der Eroberungen, der Eitelkeit und der Habgier; unsere höchsten Werte sind: stärker als andere zu sein, zu siegen, andere zu unterjochen und auszubeuten.“ (Fromm 1979, 137) Ein hartes, im Hinblick auf die jüngere Vergangenheit vielleicht zu hartes Urteil Fromms. Die Geschichte des Fußballs weist zahlreiche Parallelen zur politischen und zur Sozialgeschichte auf. Seitz (1987) sieht sogar eine „nahtlose Übereinstimmung“ zwischen

Fußball und Politik: beginnend mit den patriarchischen Gründungsvätern Herberger und Adenauer, über Provinzialismus und Verkrustung in den 60er Jahren, Aufbruchstimmung und einem neuen Geist in den 70er und der Rückkehr zum Sicherheitsdenken in den 80er Jahren. Dennoch gibt es auch Stationen in der jüngeren Fußballhistorie, die andere Werte als die des Marketing-Charakters transportieren.

Eisenberg (1997), Schulze-Marmeling (1992, 2000), Schulze-Marmeling u.a. (1999) und Huba (1999) haben die geschichtlichen Ereignisse des Fußballs in umfangreicher Form zusammengetragen: von den Anfängen als bürgerlicher Sport, über die Proletarisierung bis hin zur Kommerzialisierung. Hier kann es nicht um eine lückenlose Darstellung der Fußballgeschichte gehen. Vielmehr sollen einzelne Stationen aufgegriffen werden, die die Spiegelung der politischen und Sozialgeschichte im Fußball aufzeigen. Sie werden am Ende daran gemessen, ob sie dem Marketing-Charakter entsprechen. Wo sie darüber hinausweisen, erhärten sie die These vom Fußball als Lebensmodell.

Noch ehe der Fußball in Deutschland Einzug hielt, hatte er in England schon vier Entwicklungsphasen hinter sich. Seit dem Mittelalter bis etwa 1750 gab es bereits eine Art Fußball als Volksspiel. Ohne fixierte Regeln und ohne begrenzte Teilnehmerzahl traten dabei ganze Dörfer gegeneinander an. Als Ball diente meist eine luftgefüllte Schweinsblase. Doch weil diese Ereignisse häufig in Tumulten ausarteten, wurde ab 1750 der Fußball vielfach wegen Gefährdung der öffentlichen Ordnung verboten. Nach dieser Phase griffen die Schüler der Public Schools das Spiel auf: Es diente „der Konstituierung einer eigenständigen Hierarchie innerhalb der Schülerschaft, die als eine Art Selbstverwaltung das bestehende Autoritätsvakuum ausfüllte.“ (Schulze-Marmeling 1992, 16f.) Von 1830 bis 1860 bildeten sich in einer dritten Phase feste Regeln und Organisationsstrukturen heraus: Zunächst das Regelwerk von Rugby 1845, dann aber das Regelwerk der konkurrierenden Schule von Eton, das das Handspiel verbot. Auf der Grundlage dieser Regeln wurde 1863 in London die Football-Association gegründet. Die Rugby-Clubs, die neben dem Handspiel auch das Beinstellen und Treten zuließen, organisierten sich in der Rugby-Football Union. (vgl. Schulze-Marmeling 1992, 21) Bis dahin war Fußball in England ein bürgerlicher Sport. Dies sollte sich jedoch bis zur Jahrhundertwende ändern. In dieser vierten Entstehungsphase vollzog der Fußball die „Entwicklung zum populären Zuschauersport, der insbesondere die Unterklassen massenhaft anzog.“ (Schulze-Marmeling 1992, 24)

Aber warum erschien der Fußball für die Arbeiter so attraktiv? Zum einen erforderte Fußball eine Symbiose aus dem, was sie vom Fabrikalltag kannten („Kraft“, „Härte“, „Ausdauer“) und dem, was sie im Fabrikalltag nicht ausleben konnten: „Fußball ermöglichte auch die Entfesselung einer ansonsten vom politischen und ökonomischen System unterdrückten Kreativität und Intelligenz.“ (Schulze-Marmeling 1992, 25). „Das Fußballfeld wurde (...) zur Bühne, auf der Jugendliche aus der Arbeiterschaft sich in „geistiger“ (genauer: spielerischer) Hinsicht frei entfalten konnten.“ (Schulze-Marmeling 1992, 26) Zum anderen nennt Schulze-Marmeling das „Gemeinschaftsgefühl und die Gruppensolidarität“, die er als Mannschaftssport bot. Und schließlich soll auch nicht vergessen werden, dass Fußball die Möglichkeit eröffnete, dem Stumpfsinn der Industriearbeit und der harschen Realität des städtischen Lebens zu entfliehen.“ (Schulze-Marmeling 1992, 27)

Kirche und Fabrikherren unterstützten die Gründung von Fußballvereinen für die breite Masse. Auch dies förderte den raschen Aufschwung des Fußballs zum Zuschauersport: „Das kirchliche Engagement für den organisierten Fußball war eine Reaktion auf den schwindenden Einfluss der Religion auf die Arbeiterschaft, das epidemische Trinkproblem und die Wettleidenschaft, die sich zusehends zu einem proletarischen Hobby entwickelt hatte.“ (Schulze-Marmeling 1992, 29) Beispiele für kirchliche Gründungen sind die Clubs Aston Villa oder FC Everton. Die Unternehmer hatten ein Interesse an einer sinnvollen Freizeitbeschäftigung ihrer Arbeiter: „Eine gesunde, durch Sport physisch fit gehaltene Belegschaft war eine wesentliche Voraussetzung für hohe Produktivitätsraten. Außerdem trug der Sport zur Harmonisierung der industriellen Klassenbeziehungen bei. (Betriebs)sport sollte die Identifizierung des Arbeiters mit „seinem“ Betrieb stärken, von sozialen und politischen Problemen ablenken (insbesondere solchen, die die Arbeiter als Klasse kollektiv betrafen) und so den sozialen und betrieblichen Frieden sichern.“ (Schulze-Marmeling 1992, 30) Dies gelang freilich nicht immer: „Tatsächlich belegt die Geschichte des Fußballsports als von Arbeitern favorisierte Disziplin, dass er nicht nur zur Ablenkung von politischen und sozialen Problemen taugte, sondern auch zur Entwicklung von persönlichem Stolz und Klassenbewusstsein.“ (Schulze-Marmeling 1992, 32) Hortleder (1974) beschrieb den Fußball als „Symbol der Emanzipation“. Dies gelte vor allem für Brasilien, da Fußball bis 1888 der Sport der „weißen Herren“ gewesen war. (vgl. Hortleder 1974, 60).

Bereits in dieser Zeit, also noch vor der Jahrhundertwende, entwickelte sich das Profitum in England. „Die Einführung des Profifußballs war historisch eine Errungenschaft der

Arbeiterschaft, die es für Arbeitervereine überhaupt erst möglich machte, mit den Klubs der Mittel- und Oberklasse zu konkurrieren.“ (Schulze-Marmeling 1992, 36) Denn die Arbeiter konnten es sich nicht leisten, ohne Bezahlung Sport zu treiben. 12 solcher proletarisch geprägter Vereine aus dem Norden und den Midlands gründeten 1888 die Football League, die, anders als der Cup, Einnahmen über das ganze Jahr hinweg garantierte. In der Bezahlung unterschieden sich die Berufsspieler jedoch kaum von den Fabrikarbeitern. Die Spieler konnten damit als echte Repräsentanten ihrer Klasse gelten.

In Deutschland ließen all diese Entwicklungen noch lange auf sich warten. Der 1900 gegründete DFB hatte zehn Jahre nach seiner Gründung erst 82.000 Mitglieder. Zum Vergleich: Die deutsche Turnerschaft zählte im selben Jahr 1.080.000 Mitglieder. Ursachen für die schleppende Verbreitung: In Deutschland war es kaum möglich, „gruppenspezifische Identitäten auf die rivalisierenden Mannschaften zu projizieren“, da evangelische und katholische Kirche am Fußball nicht interessiert waren und sich auch die Juden zunächst nicht in eigenen Vereinen zusammenschlossen. „Der Klassenkonflikt wiederum war in Deutschland so scharf ausgeprägt, dass eine spielerische Sublimierung ganz undenkbar erschien.“ (Eisenberg 1997, 97) Fußball galt als bürgerlicher Sport, von dem die Sozialdemokratie ihre Anhänger fernhalten wollte. Zudem war Turnen auch billiger, da man keine „Stollenstiefel“ usw. benötigte.

Was half dem Fußball auf die Beine? Die Studenten und Absolventen der neuen Technischen Hochschulen und Handelsschulen wurden nicht in die Korps und Burschenschaften aufgenommen, wollten aber den Anschluss an die bürgerliche Gesellschaft. Hier bot der Fußball einen Weg, was sich u.a. in den Vereinsnamen „Borussia“ oder „Alemannia“ zeigt. Auch die zunehmende Militarisierung der Gesellschaft kam durch den Fußball zum Ausdruck: Der Fußball symbolisierte, auch durch seine Sprache („Angriff“, „Verteidigung“, „Deckung“), den „Kriegszustand“. (Eisenberg 1997, 101) „Das Persönlichkeitsbild eines idealen Fußballspielers entsprach dem des modernen Soldaten“, der sich durch die neue Waffentechnik (Maschinengewehr) vom reinen Befehlsempfänger zum „selbsthandelnden Schützen“ entwickelte. (Eisenberg 1997, 102) Großer Beliebtheit erfreute sich der Fußball unter den Soldaten im Ersten Weltkrieg: „Als Gesprächsthema waren die Spiele zudem geeignet, Spannungen und Konflikte abzuleiten, die in dem drückenden, von quälender Langeweile geprägten Soldatenalltag in den Schützengräben leicht außer Kontrolle geraten konnten. (Eisenberg 1997, 104)

Nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte sich der Fußball auch in Deutschland zum Massensport. Schon 1921 zählte der DFB 780500 Mitglieder. „Endspiele um die Deutsche Meisterschaft wurden von durchschnittlich 50.000 Zuschauern besucht.“ (Eisenberg 1997, 104) Dennoch hielt man am „Amateurismus als Ideologie“ fest. „Dass die Spieler als selbstlose ‚Helden‘ fürs Vaterland und nicht für Geld kämpfen sollten, war der Hauptgrund für die Unterdrückung der unübersehbaren Tendenz zur Kommerzialisierung des Fußballs durch den DFB und seine Landesverbände.“ (Eisenberg 1997, 107)

Nun setzte sich auch im deutschen Fußball das Leistungsprinzip durch. Bundestrainer Otto Nerz verbreitete im Hinblick auf die Olympischen Spiele 1928 in Amsterdam sein „Konzept des ‚Energiefußballs‘ (Schnelligkeit mit guter Technik und Taktik)“. (Eisenberg 1997, 110) Dennoch verlor man 1:4 gegen Uruguay, worauf man verstärkt die Einführung des Berufsfußballs forderte. Diese wurde zwar 1932 beschlossen, aber nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten wieder verworfen. Gehälter wurden dennoch unter der Hand bezahlt. Die zunehmenden Siege der Nationalmannschaft führte das Hitler-Regime auf den „Durchbruch des ‚Arbeiterfußballs‘“ zurück. (Eisenberg 1997, 114) Tatsächlich sah die soziale Zusammensetzung der Nationalmannschaft jedoch anders aus: „Die Angestellten, die 12 Prozent der Erwerbstätigen ausmachten, stellten (...) 50,9% der Nationalspieler.“ (Eisenberg 1997, 114) Die Arbeiter waren deutlich unterrepräsentiert. Deshalb sieht es Eisenberg auch mit gewisser „Ironie“, wenn man sich angesichts der heutigen „Angestellten-Mentalität“ den früheren „Arbeiterfußball“ zurückwünscht. (vgl. Eisenberg 1997, 118)

Dennoch wurde der Fußball auch in Deutschland zu einem Symbol der Emanzipation, wie Gehrman am Beispiel des Ruhrgebiets aufzeigt. Das Ruhrgebiet als eine Ansammlung von Städten ist nicht langsam historisch gewachsen, sondern durch die massenhafte Zuwanderung von Arbeitern aus Ostpreußen und Polen im 19. Jahrhundert in kurzer Zeit entstanden. Anhänger und Spieler der dortigen Fußballclubs Schalke 04 und Borussia Dortmund waren als Arbeiter und „Polacken“ doppelt sozial stigmatisiert. Der Fußball aber bot die Chance, aus dem Stigma auszubrechen: „Viele Menschen des Ruhrgebiets begannen mit Schalke 04 und Borussia Dortmund zu sympathisieren, weil sie die sportlichen Erfolge dieser Klubs als Symbol ihrer eigenen Tatkraft und Lebenstüchtigkeit empfanden. Viele, die als „Polacken und Proleten“ an ihrer sozialen Disqualifizierung litten, waren bereit, sich voller Begeisterung mit zwei Vereinen aus ihrer Welt zu identifizieren, die sich mit ihren sportlichen Leistungen

landesweite Achtung und sogar Bewunderung verschafften und die damit die eigene Sehnsucht nach Erfolg, Ruhm und gesellschaftlicher Anerkennung so eindrucksvoll zu erfüllen verstanden.“ (Gehrmann 1999, 94)

Die Nationalsozialisten versuchten, den Fußball für ihre Zwecke zu instrumentalisieren, „als Exempel nationaler Überlegenheit zu nutzen“, wie Fischer/Lindner (1999) deutlich machen. „Einerseits in der Bestärkung nationalsozialistischer Programmatik und der Unterstützung dementsprechender Lebenshaltungen, andererseits im Unterhaltungs- und Ablenkungspotential des Fußballsports sehen die Autoren die entscheidenden Wirkungen des NS-Fußballs.“ (Marschik 2000, 230) Sport förderte die Disziplin und die Leistungsfähigkeit und spielte somit bei den Kriegsvorbereitungen eine große Rolle. Die DFB-Führung unter Linnemann ließ sich „besonders willfährig“ gleichschalten. (Grüne 1999, 87) „Noch im Frühsommer 1933 wurden sowohl die Fach- als auch die Landesverbände aufgelöst und im sogenannten „Reichsführerring für Leibesübungen“ zusammengefasst, aus dem im Juni 1934 der „Deutsche Reichsbund für Leibesübungen“ (NSRL) wurde. In ihm waren die bis dato in eigenständigen Verbänden autonomen Disziplinen streng untergliedert. Es gab nun insgesamt fünfzehn „Fachsäulen“, von denen Fußball gemeinsam mit Rugby und Cricket die laufende „Nummer 2“ bildete – hinter Turnen, der noch immer „deutschesten“ Form der Körperertüchtigung.“ (Grüne 1999, 88)

Aber die großen Erfolge der Nationalmannschaft blieben aus. Fußball erwies sich als nicht planbar. Er bot keine Plattform, um sich als „Herrenrasse“ zu präsentieren. Nach einem guten dritten Platz bei der Weltmeisterschaft 1934 mit den herausragenden Szepan und Kuzorra gab es eine Blamage bei der Olympiade 1936 ohne die beiden Schalker, die wegen „Berufsspielertums“ gesperrt wurden. Unter den Augen des Führers verlor man im zweiten Spiel gegen Norwegen und schied aus. Den darauf folgenden Machtkampf um die sportliche Leitung entschied Sepp Herberger für sich, der ab 1938 Reichstrainer wurde.

Die Nationalmannschaft setzte bei der WM 1938 aber ihre Talfahrt fort. Herberger musste auf politische Weisung hin eine „großdeutsche“ Mannschaft aufbieten mit mindestens fünf Spielern aus dem Altreich und fünf aus der „Ostmark“, die drei Monate vor Beginn der WM „heim ins Reich“ geholt worden war. Die Spieler passten weder spielerisch noch menschlich zueinander und scheiterten schon am ersten Gegner, der Schweiz. (vgl. Grüne 1999, 107f.) Während des Krieges hatte die Nationalmannschaft erst recht den politischen Auftrag, zu

siegen, doch Fußball erwies sich erneut als nicht planbar: An Hitlers Geburtstag, dem 20. April 1942, verlor man erneut gegen die Schweiz. Herberger versuchte mit diplomatischem Geschick, seine Spieler von der unmittelbaren Front fern zu halten. Dennoch: „Insgesamt starben durch die Kriegseignisse 48 deutsche Nationalspieler“ (Grüne 1999, 122) Der Jude Julius Hirsch, siebenfacher Nationalspieler, Olympiateilnehmer von 1912 und zweifacher deutscher Meister, wurde im KZ Auschwitz ermordet.

Wie in nahezu allen Bereichen des öffentlichen Lebens gab es auch im Fußball nach dem Krieg keine vollständige Erneuerung. Vielmehr wirkten alte Traditionen in die neue Bundesrepublik hinein. Die Aufarbeitung zeige „ein enormes Potential an Unverändertem, an Sportauffassungen, an Einstellungen und Werten“, die sich auch über die NS-Zeit hinaus erhalten hätten: „die Inszenierung fußballerischer Ereignisse etwa, die männliche Konnotation des Fußballsports, aber auch die nationalen Zuschreibungen, wie sie sich etwa in typischen Spielstilen zeigten, waren von politischen Veränderungen kaum oder nicht betroffen.“ (Marschik 2000, 230) Auch die sportliche Leitung blieb dieselbe: Reichstrainer Herberger, seit 1933 Mitglied der NSDAP, musste zwar eine Geldbuße über 500 RM zahlen, wurde aber nach Neugründung des DFB nun Bundestrainer. Auch die Spieler, wie Fritz Walter oder der Schweinfurter Kupfer, waren oft dieselben. (vgl. Skrentny 1999, 127f.)

Was sich änderte, war vor allem der bis dahin ausgebliebene Erfolg, der 1954 mit dem ‚Wunder von Bern‘ aller Welt vor Augen geführt wurde. Nach Siegen über die Türkei (4:1 und 7:2), Jugoslawien (2:0), Österreich (6:1) sowie der Vorrundenniederlage mit der ‚Reserve‘ gegen Favorit Ungarn zog Deutschland ins Endspiel der Weltmeisterschaft ein. Dort siegte das deutsche Team am 4. Juli 1954 gegen Olympiasieger Ungarn, das seit vier Jahren ungeschlagen war. Nach einem 0:2-Rückstand konnten Max Morlock und zweimal Helmut Rahn das Spiel noch zu Gunsten der Deutschen entscheiden.

Werner Skrentny über die Ursachen des Erfolgs aus deutscher Sicht: „Als Ursache für den 3:2-Endspiel-Erfolg (Herberger, noch ganz im NS-Vokabular zu Hause, bezeichnete ihn als ‚Endsieg‘) ist immer wieder ‚der Geist von Spiez‘ beschworen worden, jener unumstößliche Zusammenhalt, der die Stimmung im Hotel ‚Belvedere‘ am Ufer des Thuner Sees bestimmte. Und Herberger war da unbedingte Autorität: ‚Was er sagte, war Gesetz. Da wurde nicht viel gefragt‘ (Weltmeister Horst Eckel). ‚Elf Freunde müsst ihr sein, um Siege zu gewinnen‘, wurde feststehendes Fußball-Vokabular (und unter dem Titel ‚Elf Freunde müsst ihr sein‘ ein

sehr erfolgreicher Jugendroman von Sport-Reporter Sammy Drechsel). Herberger lieferte ja noch andere Kernsätze ab wie ´der Ball ist rund`, ´das nächste Spiel ist immer das schwerste`, ´ein Spiel dauert 90 Minuten`.“ (Skrentny 1999, 148f.) Weisheiten wie diese mochten den Weg zum Erfolg geebnet haben. Die Ungarn aber haderten mit dem Schicksal und führten andere Gründe an: das Foul von Liebrich an Puskas in der Vorrunde, an dessen Folgen der Ungar auch noch im Endspiel litt; der wegen Abseits nicht anerkannte Ausgleichstreffer zum 3:3; und das Regenwetter, das der deutsche Kapitän so liebte und das als „Fritz-Walter-Wetter“ in die Fußballgeschichte einging.

Die Ereignisse von Bern zeigen, wie unvorhersehbar der Ausgang eines Fußballspieles ist, von wie vielen Unwägbarkeiten er abhängt, und dass die spielerisch überlegene Mannschaft keineswegs als Sieger vom Platz gehen muss. Die Bedeutung des Erfolgs indes ist kaum hoch genug einzuschätzen. Wieder Skrentny: „Politologen und Soziologen betrachten den ´Sieg von Bern` als eigentliches ´Gründungsdatum` der 1949 entstandenen Bundesrepublik Deutschland, als Beitrag ´zur Entwicklung eines BRD-Nationalgefühls´ (Hans-Joachim Winkler). Fraglos stiftete der überraschende Gewinn der WM eine nationale Identität, zumal man sich auch mit tadellosen Spielerfiguren wie Fritz Walter identifizieren konnte und Werte wie Kameradschaft, Ordnung, Disziplin, Kampfgeist noch hohen Stellenwert besaßen. Ob die Stimmung gleich als ´Wir sind wieder wer!` interpretiert werden muss? Die französische L'Equipe verglich das 3:2 mit der ´wirtschaftlichen Wiedergeburt Deutschlands`, und tatsächlich gehört im Rückblick auf das Wirtschaftswunder irgendwie auch Bern dazu.“ (Skrentny 1999, 151) Die kollektive Freude der Deutschen über den Gewinn der Weltmeisterschaft demonstriert, dass Status, Ansehen und Prestige durch den Fußball dargestellt werden können. (vgl. Morris 1981, 20f.)

Im Gegensatz zum Erfolg der Nationalmannschaft konnten die Vereinsmannschaften auf internationaler Ebene nicht mithalten. Schuld daran waren hauptsächlich die mangelnde Professionalität und das Fehlen einer nationalen Liga. Erst im Jahr 1963 wurde die Bundesliga ins Leben gerufen. Die Bezahlung der Spieler und die Krise der Bergbau-Industrie zur Mitte der 60er Jahre führte allerdings zu einem Niedergang der Bergbau-Vereine, vor allem der Vorort-Vereine wie STV Horst-Emscher. Dienstleistungszentren wie München, Hamburg und Stuttgart, auch Mönchengladbach, wurden zu Fußballhochburgen. Auch Schalke koppelte sich teilweise von seinem traditionellen Milieu ab, als es 1974 von der Glück-Auf-Kampfbahn ins Parkstadion umzog. (vgl. Schulze-Marmeling 1992, 146ff.)

Dortmund verließ die „Rote Erde“. Darunter litt freilich die Identifikation zwischen Spielern und Zuschauern.

Mit der Einführung der Bundesliga war die entscheidende Weichenstellung für die großen Erfolge der 70er Jahre vollzogen. Bayern München und Borussia Mönchengladbach feierten Triumphe im Europapokal. Auch die Nationalmannschaft profitierte von der Klasse der Spieler. Nach dem Aus im Halbfinale der WM 1958 in Schweden, dem Scheitern im Viertelfinale 1962 in Chile, der „historischen“ Niederlage durch das „Wembley-Tor“ im Finale der WM 1966 und dem 3:4 im Halbfinale bei der WM 1970 gegen Italien errang Deutschland bei der EM 1972 wieder einen internationalen Titel. Schulze-Marmeling/Dahlkamp sprechen von einem „Schauspiel der Genialität“: Der erste deutsche Sieg auf englischem Boden gelang im ersten Viertelfinalspiel in Wembley. Angetrieben durch das selbst ausgedachte, verwirrende Wechselspiel von Beckenbauer und Netzer gewann Deutschland 3:1. Das Finale gegen die Sowjets endete 3:0 für Deutschland. Zwei Tore steuerte Gerd Müller bei.

Das Verhältnis zwischen Trainer und Spielern hatte sich verändert. Netzer wird mit den Worten zitiert: „Der Helmut Schön brauchte nicht mehr viel zu sagen, im Gegenteil, er kam zu uns und ließ uns entscheiden, was richtig ist. Ihr macht das schon“. Franz Beckenbauer attestierte später dem Trainer, der beste zu sein, weil er die Fähigkeit hatte, Ratschläge anzunehmen.“ (Schulze-Marmeling/Dahlkamp 1999, 242) Den Spielern wurden größere Freiheiten zugestanden, um sich zu entfalten. Und sie nutzten diese, auch außerhalb des Platzes. Konnte man die Nationalspieler 1966 noch mit 250 DM pro WM-Spiel abspesen, wurde 1974 bei der WM im eigenen Land schon kräftig gefeilscht. „Der Spielerrat, dem Beckenbauer, Overath, Netzer und Höttges angehörten, forderte für den Titelgewinn 100.000 DM pro Akteur, während sich das Angebot des DFB auf lediglich 30.000 beschränkte. Die Verbandsoberen waren so empört, dass sie zwischenzeitlich sogar erwogen, die Spieler nach Hause zu schicken und statt ihrer ein B-Team zu nominieren.“ (Schulze-Marmeling/Dahlkamp 1999, 246) Man einigte sich schließlich auf 70.000 DM für jeden, eine Summe, die tatsächlich ausbezahlt wurde: Deutschland wurde zum zweiten Mal Weltmeister.

Die Spielertypen änderten sich mit der fortschreitenden Kommerzialisierung. Das Sicherheitsdenken stürzte den europäischen und insbesondere den deutschen Fußball in den achtziger Jahren in eine tiefe Krise. Exemplarisch dafür stehen zwei denkwürdige Spiele

gegen Österreich: Zunächst die 3:2-Niederlage bei der WM 1978 in Argentinien, die das Ausscheiden bedeutete und als „Schmach von Cordoba“ in Erinnerung blieb; und zweitens das „Skandalspiel von Gijon“ bei der WM 1982. Deutschen und Österreichern genügte ein deutscher 1:0-Sieg zum Weiterkommen. Als dieses 1:0 nach elf Minuten geschafft war, schlossen beide Seiten einen „Nichtangriffspakt“. Das Spiel endete nach unsäglichem Ballgeschiebe mit 1:0 und Algerien musste ausscheiden. Die Deutschen opferten die Spannung und Leidenschaft des Fußballs auf dem Altar des Erfolgsdenkens und wurden dafür am Ende auch noch mit dem Titel des Vize-Weltmeisters belohnt.

Erst Franz Beckenbauer, der die Nationalmannschaft nach dem Ausscheiden bei der Europameisterschaft 1984 übernahm, gab dem deutschen Fußball langsam die Attraktivität zurück. „In der Nationalmannschaft wehte jetzt ein anderer Wind. Wer nicht mitzog, dem drohte die unmittelbare Auswechslung. Beckenbauer hatte im Gegensatz zu seinem Vorgänger das Charisma, konsequent und entschlossen zu sein.“ (Schulze-Marmeling/Dahlkamp 1999, 317) Schrittweise näherte man sich wieder der Weltspitze: 1986 wurde Deutschland bei der WM in Mexiko erneut Vize-Weltmeister. 1988 bei der EM im eigenen Land verlor Deutschland im Halbfinale gegen den späteren Europameister Holland. 1990 schließlich wurde Deutschland in Italien zum dritten Mal Weltmeister. „Weltweit waren 1,8 Milliarden Menschen vor den Fernsehapparaten Zeugen des deutschen Triumphes geworden. Daheim in der Bundesrepublik saßen 28,71 Millionen vor den Bildschirmen. Obwohl das DFB-Team die letzten drei Turnierspiele – Viertelfinale, Halbfinale, Finale – nur stets vom Elfmeterpunkt aus gewonnen hatte, war der Titelgewinn vollauf verdient. Für `Negativ-Fußball` standen bei diesem Turnier nicht die Deutschen, sondern der extrem europäisch agierende argentinische Finalgegner.“ (Schulze-Marmeling/Dahlkamp 1999, 346)

Die 90er Jahre setzten mit dem Gewinn des Europameister-Titels 1996 ein letztes Glanzlicht, das aber nicht über die Defizite des deutschen Fußballs im internationalen Vergleich hinwegtäuschen konnte. Das frühe Ausscheiden bei den Weltmeisterschaften 1994 und 1998, die sieglose Teilnahme an der EM 2000 und die Überalterung der Nationalmannschaft bildeten deutliche Warnsignale. Was war passiert? Die „deutschen Tugenden“, wie Kampfkraft, Organisation, Willensstärke, Disziplin, reichten nicht mehr aus. Die anderen Nationen hatten bei diesen Tugenden aufgeholt, ohne dass sich der deutsche Fußball technisch weiterentwickelt hat. „Tatsächlich ist das Dilemma des deutschen Fußballs weniger eines von Systemen als von technisch-taktischer Grundausbildung.“(Schulze-Marmeling/Dahlkamp

1999, 438f.) Im Jugendbereich wurde diese vernachlässigt. Während andere Nationen Leistungszentren und Fußballinternate errichteten, vertraute man in Deutschland darauf, dass die Talente von selbst aus dem Boden sprießen. Doch den Straßenfußball, mit dem die Stars der 70er Jahre noch aufgewachsen waren, gab es nicht mehr. Neben dem sportlichen Misserfolg verursachten die Deutschen auch außerhalb des Spielfeldes bei der WM 1998 Negativ-Schlagzeilen. So gab es zahlreiche Zuschauerausschreitungen. Deutsche Hooligans verletzten den französischen Polizisten Daniel Nivel so schwer am Kopf, dass er noch heute unter den Folgen zu leiden hat.

Trotz alledem war das Interesse an der Nationalmannschaft nach wie vor groß: „1998 sahen noch immer 270 Mio. Zuschauer die 17 Begegnungen des DFB-Teams in ARD oder ZDF, was einem Schnitt von 13,465 Mio. Fans pro Spiel entsprach.“ (Schulze-Marmeling/Dahlkamp 1999, 442) Noch größer allerdings scheint der Stellenwert der erfolgreichen Clubmannschaften zu werden. „Im Fußball vollzieht sich hier eine ähnliche Entwicklung wie in Politik und Ökonomie. Mit der Globalisierung erfolgt eine Renaissance der Städte und Regionen, während die Nationen eher an Einfluss verlieren. Ein Investor, der eine Firmenzentrale eröffnet, entscheidet sich nicht mehr zwischen England und Italien, sondern Liverpool und Mailand. Im Fußball werden aus ehemaligen Vorortklubs und städtischen Repräsentationsvereinen regionale und pan-nationale Fußballunternehmen.“ (Schulze-Marmeling/Dahlkamp 1999, 441)

Zahlreiche Bundesligaclubs weisen in ihren Bilanzen Rekordergebnisse aus. Das Geschäftsjahr 1999/2000 bescherte dem Meister Bayern München allein einen Umsatz von 283 Millionen Mark und einen Gewinn von 17,7 Millionen Mark. Ein Ende des Geldflusses scheint nicht in Sicht, beschert doch der Fernsehvertrag für die Saison 2000/2001 den Clubs einen Betrag von insgesamt 700 Millionen Mark. In der Saison zuvor gab es nicht einmal die Hälfte für die Übertragungsrechte. (vgl. Franzke 2000a, 39) Diese dürften die Vereine künftig selbst aushandeln. Im neuen Liga-Verband haben sie sich organisatorisch verselbständigt. Der DFB ist nur noch für den Amateurbereich, die Schiedsrichter und die Nationalmannschaft zuständig.

Auch rechtliche Neuerungen haben den Fußball verändert. Der Europäische Gerichtshof traf mit dem so genannten „Bosman-Urteil“ am 15. Dezember 1995 eine folgenschwere Entscheidung. Unter Bezug auf den Artikel 48 des EWG-Vertrages, der die Freizügigkeit der

Arbeitnehmer innerhalb der EU sicher stellt, verbot das Gericht Transferentschädigungen zwischen Vereinen innerhalb der EU, wenn der Vertrag eines Spielers abgelaufen ist. Außerdem wurde verboten, dass nur eine begrenzte Anzahl von EU-Bürgern anderer Mitgliedsstaaten in einer Mannschaft spielen darf. (vgl. Büch 1998, 284f.) „Steigende Einkommen bei etablierten Spielern, langfristige Verträge für gerade junge Spieler, der Anreiz, ausgebildete ausländische Spieler zu beschäftigen – das sind Folgen der Abschaffung der Transferentschädigung.“ (Büch 1998, 290) Der FC Energie Cottbus ist in der Saison 2000/2001 beispielsweise zum Teil völlig ohne deutschen Spieler aufgelaufen. Mit der zunehmenden Zahl ausländischer Spieler wurde die Bundesliga bunter, vielfältiger, vielleicht auch das Spielniveau besser. Die ursprüngliche Milieubindung der Clubs, die Identifikation zwischen Spielern und Fans wird dadurch jedoch nicht gerade gestärkt. Und der Nationalmannschaft fehlen junge deutsche Talente mit Spielpraxis.

Die langfristigen Verträge verhindern gerade die intendierte Freizügigkeit. Kein Wunder also, dass der EU-Wettbewerbskommissar Mario Monti bald darauf forderte: „In Zukunft sollen die Spieler selbst dann ablösefrei wechseln können, wenn sie noch unter Vertrag stehen“. (Franzke 2000b, 21) Da jedoch intervenierten selbst Bundeskanzler Schröder und der britische Premierminister Blair – auch dies ein Indiz für die Bedeutung des Fußballs. In einer gemeinsamen Erklärung stellten sie fest: „Der Profi-Fußball hat in unseren beiden Ländern eine stolze Tradition. Alle Vereine sind in ihren Heimatstädten tief verwurzelt, und die Menschen dort sind stolz auf ihren Verein. Fußball löst Begeisterung aus. Die Fußball-Fans identifizieren sich mit ihren Vereinen. Wir wollen, dass dies so bleibt.“ (Pressemitteilung der Bundesregierung Nr. 425/00) Die geforderte Alternativ-Lösung wurde schließlich gefunden. Danach müssen langfristige Verträge mit Spielern bis zum Alter von 28 Jahren mindestens drei Jahre erfüllt werden. Bei älteren Spielern wird die Bindungsdauer auf mindestens zwei Jahre verkürzt. Außerdem müssen beim „Einkauf“ von Spielern unter 23 Jahren Ausbildungsentschädigungen gezahlt werden.

Gewiss ist Fußball heute ein „großes Geschäft“ geworden. Die ausschließliche Reduzierung auf das Geld geht aber an der Realität vorbei, wie auch Morris betont. „Die überwiegende Mehrheit all derer, die mit diesem Sport zu tun haben, von den Vorsitzenden und den Direktoren bis zu den Spielern und Balljungen, machen aus Begeisterung mit. Geld kommt erst an zweiter Stelle.“ (Morris 1981, 26) Die Macht des Geldes konnte zum Glück auch nicht verhindern, dass sich im Fußball bis in die Gegenwart hinein das fesselnde Element, die

Spannung und Ungewissheit des Ausgangs erhalten hat. Der Ausgang der letzten Deutschen Meisterschaften zeigt dies eindrucksvoll: Während sich Schalke 2001 schon als Meister wähnte, schoss Patrick Andersson in der letzten Spielminute der Saison den FC Bayern zum Titel. Auch 2002 sicherte sich Dortmund erst am letzten Spieltag die Meisterschaft.

Der Deutsche Fußball-Bund legt heute besonderen Wert auf seine sozialen Aktivitäten. 1995 wurde ein Förderverein gegründet, der wohltätige Organisationen und Menschen in Not finanziell unterstützt. Das Geld dafür stammt aus Benefizspielen, die die Nationalmannschaft alle zwei Jahre austrägt. Unter anderem wurde so den Hinterbliebenen der Zugkatastrophe von Eschede eine Viertelmillion Mark zur Verfügung gestellt. Daneben unterstützt der DFB gemeinsam mit dem „Kindermissionswerk/Die Sternsinger“, dem Kinderhilfswerk der katholischen Kirche, ausgewählte Kinderprojekte im Ausland. Über zwei Millionen Mark sind zum Beispiel nach Queretaro/Mexiko geflossen, um Waisenkindern ein kindgerechtes Leben zu ermöglichen. (vgl. <http://www.dfb.de/dfb-info/eigenprofil/sozial/right.html>)

In verschiedenen Kampagnen hat der DFB versucht, auf die Jugend positiv einzuwirken. Auf Plakaten und in Fernsehspots warben die Nationalspieler für die Kampagne „Keine Macht den Drogen“. In eine ähnliche Richtung ging die Aktion „Ohne Rauch geht’s auch“. Freilich werden solche Kampagnen konterkariert durch Fußballprofis und Trainer, die sich in der Öffentlichkeit mit Zigarette zeigen, und vor allem durch Skandale wie den um Christoph Daum. Der designierte Nationaltrainer unterzog sich im Herbst 2000 freiwillig einem Haartest, um die Vorwürfe zu entkräften, er habe Drogen konsumiert. Doch der Haartest war positiv!

Anhand des geschichtlichen Schnelldurchlaufs lassen sich folgende Parallelen zwischen dem Fußball und dem „Marketing-Charakter“ zusammenfassen:

- Fußball enthält das kämpferische Element. Ausschreitungen und Tumulte gehören seit dem Mittelalter dazu. Später wurde der Fußball zum Symbol der Emanzipation der Arbeiter, was das Element des Kampfes unterstreicht.
- Fußball war und ist Versuchen politischer Einflussnahme und Instrumentalisierung ausgesetzt. Er sollte von Kriegsentbehrungen ablenken und die NS-Ideologie stärken.
- Fußball gab nach dem Krieg einer Nation ihr auf dem „Siegen“ fußendes Selbstbewusstsein zurück.

- Fußball wurde zum großen Geschäft mit immensen Gehältern für die Spieler, die „eingekauft“ werden. Die Spieler folgen dem Ruf des Geldes, während die Milieubindung und regionale Verwurzelung der Mannschaften abnimmt.

Die Fußball-Geschichte weist aber auch über den Marketing-Charakter hinaus auf das Leben an sich:

- Im Gegensatz zum drillmäßigen Turnen lässt der Fußball auch die Selbstentfaltung des einzelnen zu.
- Die Weltmeister von 1954 verkörperten nicht nur Kampf und Disziplin, sondern auch Kameradschaft, Solidarität und Gemeinschaftsgefühl.
- Kreativität und Genialität ist notwendig, um Erfolg zu haben. Die fehlende Kreativität der Nationalmannschaft bescherte ihr in jüngster Zeit eine Reihe von Misserfolgen.
- Erfolg im Fußball ist nicht planbar und berechenbar. Er hängt selbst heute noch immer ein Stück weit vom Zufall ab.
- Der DFB legt gerade in jüngerer Vergangenheit Wert auf soziales Engagement. Er unterstützt Menschen in Not und verstärkt die Jugendarbeit.

2.2 Charakteristika

2.2.1 Charakteristika des Sports allgemein

Neben der Geschichte weisen auch die Charakteristika des Fußballs Gemeinsamkeiten mit dem „Leben“ auf. Im Dienste einer deduktiven Vorgehensweise soll hier der Fußball zunächst allgemein als „Sport“ betrachtet werden, ehe die Charakteristika der Sportspiele und schließlich des Fußballs im Besonderen analysiert werden. Lüschen (1976) arbeitet vier wesentliche Merkmale des Sports im Allgemeinen heraus:

- **Unterscheidung zwischen innerem und äußerem System:** Im inneren System bietet der Sport die Möglichkeit der „Entrückung“ von sozialen Einflüssen. „Für die Zeit des Wettkampfes nehmen die Teilnehmer eine Identität an, die sie aus dem Alltagsleben heraustreten lässt.“ In diesem inneren Bereich hat der Sport Ähnlichkeiten mit der Kunst: „Sport ist wie die Kunst nicht lebensnotwendig; und das in seinem Bereich ausgeübte Handeln ist im Sinne Durkheims nicht repräsentativ für anderes Handeln in der Gesellschaft.“ Nach außen ist der Sport Teil der Gemeinde und hat damit auch „repräsentative Bedeutung“ für andere Bereiche. (Lüschen 1976, 53f.)

- **Spielausgang und Komplexität:** „Der Grad der Komplexität im Wettspiel lässt sich etwa beim Fußball zeigen, womit gleichzeitig die Schwierigkeit der Voraussage des Spielausgangs illustriert wird.“ Weder über die Tagesform der Spieler noch über die Taktik, noch über Einflüsse durch Wetter, Zuschauer und Schiedsrichter lassen sich Vorhersagen treffen. „Das Fußballspiel ist also allein angesichts dieser Unwägbarkeiten auf der Ebene individuellen Könnens und individueller Situationsbewältigung im Kampf mit einem Gegner eines der kompliziertesten Spiele. Scheinbar ist deshalb das Element des Zufalls sehr hoch.“ (Lüschen 1976, 56)
- **Konflikt und Assoziation:** Sportlicher Wettkampf ist einerseits ein „Quasi-Konflikt“: in einer kämpferischen Auseinandersetzung der bessere Sportler oder die bessere Mannschaft ermittelt. Andererseits sind auch Rücksicht, Regelkonformität und Fairness gefragt („Assoziation“), um innerhalb des sozialen Systems „Sport“ zu bleiben. Durch diese dialektische oder dualistische Struktur von Konflikt und Assoziation des Wettkampfes glaubt Lüschen eine „deutliche strukturelle Verflechtung mit menschlicher Kultur und Gesellschaft überhaupt“ zu erkennen“. (Lüschen 1976, 60) Auch Politik oder Massenmedien seien „durch dualistische Prozesse des Konflikts beherrscht“. (Lüschen 1976, 61)
- **Sport- und Rangdifferenzierung:** „Das Ergebnis des Wettkampfes begründet eine Rangordnung, die in gewissem Maße von zugeschriebenen Merkmalen abhängig ist und das Darwinsche Prinzip des Überlebens beinhaltet.“ Allerdings: „Der im inneren und äußeren System gewonnene Status und das damit verbundene Prestige sind flüchtig.“ (Lüschen 1976, 64f.)

Die herausgearbeiteten Strukturmerkmale verweisen auf Parallelen zwischen dem Sport und dem Leben schlechthin. Möglich macht dies die Unterscheidung zwischen innerem und äußerem System. Im äußeren System ist der Sport Teil des Lebens. Die Rangdifferenzierung ist ein Element des Marketing-Charakters. Die anderen Merkmale dagegen sind beispielhaft für das „Leben“. Der Sport ist ein System, „in dem fundamentale Strukturgegebenheiten menschlicher und sozialer Existenz erfahren werden können. Dies gilt sowohl für die Soziologie und ihre wissenschaftlichen Einsichten als auch für den einzelnen Sportler, der hier Zugang zu Grenzsituationen menschlicher Existenz in seiner Spitzenleistung und zu Dimensionen sozialen Widerspruchs gewinnt, die den sozialen Konflikt in Strukturen

einbinden, die menschliches Leben erst garantieren.“ (Lüschen 1976, 67f.) Dies ist ein wichtiger Gedanke. Der heidnische Held, der im Marketing-Charakter steckt, konnte Konflikte nur durch Sieg oder Niederlage, Leben oder Tod, beenden. Der Sport dagegen zeigt Wege auf, wie die (relativ) friedliche Konfliktaustragung möglich ist. Das moralische Konzept des „fair play“ zeigt, dass Sport mehr ist als nur „Marketing“.

Der Spielausgang ist ungewiss. Auch dies passt nicht in den Marketing-Charakter, der rein rational bestimmt ist, der kein Hoffen und Bangen kennt. Genau diese Gefühle sind aber Teil des Lebens, und sie sind Teil des Sports. So ist der langjährige Fußballmoderator Günther Koch der Ansicht: „Fußball ist für mich ein Spiegelbild des Lebens. Je nachdem wie der Ball springt, entwickeln sich immer neue Situationen: ich kann in einer Minute der große Sieger sein und zwei Minuten danach der große Verlierer. Du kannst einen Hattrick erzielen oder dreimal danebenschießen. Das ist wie im Beruf, wie in der Liebe – wie überall! Fußball ist für mich das Leben.“ (Zeigler 2001, 37).

2.2.2 Charakteristika der Bewegungsspiele

Nach Lüschen's allgemeiner Strukturanalyse des Sports hat Cachay (1978) die sportlichen Bewegungsspiele genauer untersucht. Angesichts einer Forschungskontroverse, die dem Sport unterschiedlichste Sozialisationsfunktionen zuweist, untersuchte Cachay erst einmal die Sozialisationsbedingungen. Dabei fallen Ähnlichkeiten zwischen den Sportspielen und dem „Leben“ auf, vor allem was die Beziehung zwischen den Spielern, die Beachtung von Regeln und Taktik sowie die Rollenübernahme betrifft.

Bei der Beschreibung der Beziehungen im System Sportspiel schließt er mit den Begriffen „Konkurrenz“ und „Assoziierung“ unmittelbar an Lüschen (1976) an. Damit beschreibt Cachay allerdings nur die Beziehungen zwischen den Gegenspielern. Die Beziehungen zwischen den Mitspielern seien dagegen geprägt von „Kooperation“ und „Rivalität“. Stehen mehr Spieler zur Auswahl, als teilnehmen können, so wird der Mannschaftskamerad zum Rivalen um den Stammplatz. Sportspielmannschaften können bei der Aufstellung der Spieler in der Regel nicht nur nach dem Leistungsprinzip vorgehen, da sie sonst Gefahr laufen, dass schwächere Spieler die Mannschaft verlassen und dann keine Ersatzspieler mehr zur Verfügung stehen. Cachay spricht von der „Balance zwischen dem Schutz der Unfähigen und dem Schutz der Gruppe vor den Unfähigen“. (Cachay 1978, 118; vgl. Goode 1973)

Aus den so gearteten Beziehungen ergeben sich nach Cachay folgende Konsequenzen :

- Konsequenzen aus dem Verhältnis der Gegenspieler: Im organisierten Wettkampfsport müssen sich die Spieler weitgehend an das vorgegebene Verhältnis anpassen. Der nicht-institutionalisierte Sport dagegen bietet mehr Raum für die individuelle Ausgestaltung der Beziehung: „Indem für die Erhaltung des Systems verstärkt Formen der Assoziierung zwischen den Gegenspielern notwendig werden, d.h., Interessen ausgehandelt, Strukturen aufgegeben bzw. verändert werden müssen, können Sportspiele in diesem Bereich eher zu einem Feld vielfältiger und differenzierter sozialer Lernprozesse werden.“ (Cachay 1978, 123; vgl. Krappmann 1975)
- Konsequenzen aus dem Verhältnis der Mitspieler: In der Wettkampfmannschaft beziehen sich Solidarität und Kooperation nur auf die eigene Mannschaft. Zudem ist die Solidarität mit den Mannschaftskameraden stark vom Erfolg abhängig. Die Bezahlung der Spieler begünstigt egoistische Verhaltensweisen. Cachay lehnt es ab, dass in solchen Mannschaften „automatisch günstige Bedingungen für den Erwerb von Kooperationsfähigkeit, Fairness, Regelbewusstsein“ usw. vorhanden sind. „Für die Einübung solcher sozialer Verhaltensweisen scheinen vielmehr Sportspiele außerhalb des organisierten Sportbereichs aufgrund ihrer andersartigen strukturellen Bedingungen bessere Möglichkeiten zu bieten.“ (Cachay 1978, 124)

Insgesamt sind also von nichtorganisierten Mannschaften günstigere Sozialisationsbedingungen zu erwarten. Sie gewähren tendenziell größere Handlungsfreiheiten und fördern eher soziale Verhaltensweisen. Cachay vernachlässigt jedoch die notwendige Unterscheidung zwischen den Leistungsklassen der Wettkampfmannschaften. Auch fehlt die Unterscheidung zwischen Jugend- und Erwachsenenteams. In unterklassigen Jugendmannschaften dürfte das Verhältnis zum Gegenspieler eher von Assoziation und das zum Mitspieler eher von Solidarität geprägt sein als auf dem Profi-Niveau der Erwachsenen. Auch hier verhält es sich wie im sonstigen Leben: Je mehr Geld „im Spiel“ ist, umso mehr herrschen Egoismus und Rivalität, umso mehr herrscht der „Marketing-Charakter“.

Die Handlungen des einzelnen Spielers sind allerdings nicht nur durch die Beziehungen zu den anderen Spielern, sondern auch durch die Spielregeln und die Taktik geprägt. „Regeln müssen als konstituierende Bedingungen aller Spiele betrachtet werden, durch die die Spielabsicht, das Spielinventar und die Handlungen zwischen den Spielern festgelegt werden und durch die das Spiel aus alltäglichen Handlungsfeldern ausgegrenzt wird.“ (Cachay 1978, 127; vgl. Buytendijk 1933, 118ff; Sutton-Smith 1971, 103ff; Giel 1975, 10) Einerseits beschränken Regeln die Handlungsmöglichkeiten, andererseits regen sie dazu an, „neue, differenzierte Handlungsformen zu entwickeln“. (Cachay 1978, 129) Sie ermöglichen die Reproduzierbarkeit und Vergleichbarkeit von Spielen und damit den Wettbewerb zwischen Mannschaften. Genauso wie das Zusammenleben der Menschen außerhalb des Sports durch Gesetze bestimmt wird, so sorgen im Sport die Spielregeln für die Ordnung, innerhalb der sich der Einzelne verwirklichen kann. Und wie im Leben gibt es auch im Sportspiel eine Gerichtsbarkeit, die die Einhaltung der Regeln überwacht und die Übertretungen sanktioniert. Dies fördert, wie bereits angesprochen, die friedliche Konfliktaustragung und geht damit über den Marketing-Charakter hinaus.

Neben den Mitspielern und den Regeln determiniert auch die Taktik das Verhalten des einzelnen Spielers ein Stück weit. Die Taktik ist ein „Plan“, eine „Strategie“, mit deren Hilfe der Gegner besiegt werden soll. Sie schränkt die Handlungsmöglichkeiten des Spielers weiter ein, weist ihm eine Position mit bestimmten Verhaltenserwartungen zu und fördert die Spezialisierungstendenz der Spieler auf bestimmten Positionen. Andererseits wird von dem Spieler auch Flexibilität verlangt, da die Taktik eventuell auf die jeweilige Spielsituation und die Taktik des Gegners angepasst werden muss. (vgl. Cachay 1978, 133-137) Die Taktik zeigt, dass innerhalb einer Mannschaft unterschiedliche Machtverhältnisse existieren. Der Trainer gibt die Taktik vor, während die Spieler sie auszuführen haben. Dies erinnert an die Abläufe im (Berufs-)Leben: Der „Chef“ gibt die Verkaufsstrategie vor, die die Mitarbeiter dann auf die jeweilige Situation anwenden müssen. Von der heftig geführten Kontroverse, ob Fußball nach dem Muster der Industriearbeit ablaufe, wird noch zu reden sein. Jedenfalls stimmt dieser Aspekt der Sportspiele mit dem Marketing-Charakter überein: auch der heidnische Held wird eine Taktik befolgt haben, um seinen Gegner zu besiegen.

Cachay weiter: Die Taktik trage entscheidend dazu bei, dass sich das Sportspiel zu einer sozialen Organisation im Luhmann'schen Sinne (1969) entwickelt habe, weil die Taktik die Verhaltenserwartungen spezifiziere und generalisiere. Die Taktik ist aus drei Gründen für die

den Erfolg der Mannschaft hilfreich: Sie gewährleistet eine „optimale Ausnützung personeller Ressourcen“ (jeder spielt das, was er am besten kann), die „Steigerung der Zahl der Handlungen im Spiel“ (weil sie „differenzierter“ und „raffinierter“ werden) und sie gewährleistet höhere Kommunikationsleistungen (da die Handlungen auf „Vorentscheidungen“ beruhen). Innerhalb des Systems besteht die Gefahr, dass es Rivalitäten um die Besetzung attraktiver Rollen gibt und Konflikte um die „Rollendefinition“ entstehen. Für den einzelnen Spieler bedeutet die Taktik einerseits „ein bestimmtes Maß an Verzicht auf individuelles Spielen, und d.h. auf Chancen der Selbstdarstellung im Spiel“. (Cachay 1978, 162) Andererseits stellen die Rollenerwartungen nicht „rigide Anweisungen“ dar, sondern bieten Raum zu individueller Ausgestaltung. (Cachay 1978, 163; vgl. Goffman 1967; 1969; Habermas 1968, Krappmann 1971; 1972)

Damit sind wir bei einer weiteren Parallele zwischen dem „Sportspiel“ und dem normalen Leben angelangt. Hier wie dort gibt es unterschiedliche Positionen und Rollen, die übernommen werden müssen und mit bestimmten Verhaltenserwartungen verbunden sind: den Torwart und den Familienvater, den Trainer und den Parteivorsitzenden. Der Marketing-Charakter wandelt sich opportunistisch. Er will den Erwartungen voll entsprechen, sich jeweils perfekt anpassen, um sich am teuersten verkaufen zu können. Sportspiele gehen dann über den Marketing-Charakter hinaus, wenn sie auch Rollendistanz zulassen, wenn die eigenen Bedürfnisse zu ihrem Recht kommen.

2.2.3 Der Geist des Fußballs

Ausgehend von diesen allgemeinen Aussagen über Sportspiele soll nun der Fußball focussiert werden. Um diese perspektivische Einengung zu rechtfertigen, sei an die Worte Buytendijks (1953) erinnert: „Die Art des Interesses für die elf oder x-mal elf Fußballspieler ist überall tief, ernsthaft, dauerhaft, alles durchdringend und alles verdrängend und erfüllend. Es übertrifft das Interesse für Kunst und Wissenschaft – übrigens nur zu begreiflich -, ist aber auch allgemeiner und intensiver als das Interesse für die Lebensmittelpreise, den Weltfrieden oder den Tod von Neffen und Nichten – von Naturkatastrophen und Parlamentsdebatten nicht zu reden.“ (Buytendijk 1953, 9)

Das Interesse auch der heutigen Jugend am Fußball ist nach wie vor überwältigend. Nach Zahlen der Jugendsportstudie 1992 ist Fußball nicht nur die beliebteste Vereinssportart,

sondern steht gleichzeitig, übertroffen nur von Radfahren und Schwimmen, auf dem 3. Rang der beliebtesten Freizeitsportarten. Keine andere Sportart kann in beiden Bereichen so hoch und ausgeglichen „punkten“. 29% aller jugendlichen Vereinssportler (Mädchen und Jungen) spielen Fußball. 26 % aller Jugendlichen geben an, in ihrer Freizeit Fußball zu spielen. (vgl. Brinkhoff, 1998, S. 132 f.) Die Jugendsportstudie 1995 bestätigte erneut, dass der Fußball nichts von seiner Beliebtheit eingebüßt hat. In Nordrhein-Westfalen ist der Fußball der am häufigsten ausgeübte Freizeitsport unter den männlichen Jugendlichen. 37% von ihnen spielen in ihrer Freizeit außerhalb von Schule und Verein regelmäßig (mindestens einmal pro Woche) Fußball). In Brandenburg nimmt der Fußball hinter Fahrradfahren den zweiten Platz ein. 29% der männlichen Jugendlichen geben hier an, in der Freizeit dem Fußball nachzujagen. Was den Sport im Verein betrifft, so ist der Fußball in beiden Bundesländern die am häufigsten ausgeübte Sportart. (http://www.uni-stuttgart.de/ifs/fachgebiete/soziologie/projekte/projekt2/soziologie_juspo_presse_1.html, S. 6)

Der Fußball hat eine herausragende Stellung unter den Sportspielen, wie auch Schulze-Marmeling verdeutlicht: „Das zu Ende gegangene 20. Jahrhundert war auch das Jahrhundert des Fußballs. Fußball ist vielleicht die Erfolgsstory dieses Jahrhunderts schlechthin. Kein anderer Sport wurde so populär, groß und einflussreich wie das ´englische Spiel`. Fußball erlangte auf allen Kontinenten gesellschaftliche Bedeutung, und fußballerische Großereignisse wie die vierjährlich stattfindenden Weltturniere machen die Menschheit zu Bewohnern eines globalen Dorfes. Die Sprache des Fußballs ist universell, jeder kennt und beherrscht sie. Fußball vereint den Intellektuellen mit dem Arbeiter, versöhnt für kurze Momente Reich und Arm miteinander und bietet in der sich individualisierenden Welt eines der letzten gemeinsamen Erlebnisse. Und bei all dem ist Fußball das einzige Sportspiel, das mit Fug und Recht von sich behaupten kann, eine globale Angelegenheit zu sein.“ (Schulze-Marmeling 2000, 9)

Jeder kennt und spricht die Sprache des Fußballs: Was aber sind, im übertragenen Sinne, die „Worte“? Väths (1994) Strukturanalyse des modernen Fußballs erläutert, ausgehend von den Spielregeln, auch den „Geist“ und die „Dimensionen“ des Fußballspiels. Er geht hier auf fünf Dimensionen ein, die schon teilweise im Abschnitt „Geschichte des Fußballs“ angedeutet wurden und die frappierende Ähnlichkeiten zum Leben des Menschen aufweisen. (Väth 1994, 36-40)

- **„Unwägbarkeit“**: entsteht durch die „nicht planbaren Aktionen der Spielgegner, durch „die wechselnden Rahmenbedingungen, wie Stadion, Wetter, Platzverhältnisse, Zuschauerzahl und Zuschauerverhalten, Schiedsrichterentscheidungen“ sowie „Spielverlauf“. „Das Prinzip der Unwägbarkeit weist über das Spiel hinaus auf die Offenheit der menschlichen Existenz. Diese Erfahrung der Unvorhersehbarkeit und Zufallsabhängigkeit des eigenen Lebensschicksals liegt dem Spielerlebnis von Spieler und Zuschauer zugrunde.“
- **„Geschwindigkeit“**: „Zum Lebensgefühl des modernen Menschen gehören Unrast und nervöser Erlebnishunger. Trägheit und Bedächtigkeit sind unzeitgemäß und werden negativ bewertet. Gefordert sind Dynamik und Schnelligkeit. Als aktions- und abwechslungsreiches Ereignis kommt Fußball diesen Empfindungs- und Wahrnehmungsmustern entgegen.“ Tempo und Dynamik entstehen durch die „Sprintduelle“ und „das raumgewinnende Pass-Spiel“
- **„Mannschaft – Einzelspieler“**: „In seiner Spielerrolle kann er (der Spieler) sich von seinen Mitspielern abheben und sich als Persönlichkeit neben der Mannschaft profilieren. Er muss allerdings bereit sein, seine individuelle Spielweise in das Mannschaftsspiel zu integrieren. Dabei bieten die handlungsaktiv ausgerichteten Angriffs- und Mittelfeldpositionen einen größeren Spielraum für Eigeninitiative und Kreativität als die reaktiv orientierten Positionen im Verteidigungsspiel.“ Es besteht ein „Spannungsverhältnis“ zwischen dem „Drang des Spielers nach Individuierung und Entfaltung und der Forderung des Kollektivs nach Unterordnung und Anpassung“. Entsprechend unterscheidet Väth zwei Spielertypen: den Individualisten und den „Mannschaftsspieler“.
- **„Kontrollierte Spielweise – spontane Spielweise“**: „Die Ästhetik eines Fußballspieles wird vor allem von der Balance zwischen der kontrollierten, risikoarmen und der spontanen, überraschenden Spielweise bestimmt.“ Letztere erfordert „neben komplexen Handlungsfertigkeiten (...) besonders Kreativität, Mut, Risikobereitschaft und Entschlusskraft“.
- **„Anstrengung und Geschicklichkeit“**: „Beim Fußball lassen sich zwei heterogene Spielweisen unterscheiden: das kraft- oder anstrengungszentrierte Spielen und das geschicklichkeits- oder technikzentrierte Spielen. Zu ersterem gehört „das aggressive Zweikampfverhalten, Sprinten und das ermüdende ständige Laufen sowie „körperliche Robustheit und eine gewisse Schmerztoleranz“. Zu letzterem gehören die technischen

Grundfertigkeiten“ in Bezug auf die Ballbehandlung. „Die Attraktivität des Fußballs hängt auch mit dem Spannungsverhältnis der beiden unterschiedlichen Spielweisen zusammen.“

Die drei letztgenannten Dimensionen sind als Gegensatzpaare gekennzeichnet. Fußball verwirklicht sich also zwischen diesen Polen. Das heißt auch: es gibt nicht „den“ Fußball, sondern Fußball ist so vielfältig wie das Leben selbst. Da braucht es nicht nur den Marketing-Charakter, sondern alle nur möglichen Charaktere. Erinnern wir uns an die Riemann'sche Typologie von den Grundformen der Angst, von menschlichen Existenz Erfahrungen, die jeder erlebt. Die „kontrollierte Spielweise“ entspricht der Angst vor dem Wandel (zwanghaft) und die „spontane Spielweise“ der Angst vor Erstarrung (hysterisch). Der „Einzelspieler“ lebt die Angst vor Anpassung (schizoid) überwertig, während der „Mannschaftsspieler“ die Angst vor der Isolation (depressiv) betont. Es gibt also Parallelen zwischen dem individuellen Charakter und den Anforderungen im Fußball. Jeder Spieler hat damit die Chance, seine eigenen Anlagen und Prägungen in die Mannschaft einzubringen und weiter zu entwickeln. Die Mannschaft wird dann erfolgreich sein, wenn die richtige „Mischung“ von Charaktertypen gefunden ist.

Die „Gestaltungsoffenheit“ des Fußballs hat ermöglicht, dass sich unterschiedliche Spielkulturen (südamerikanisch, englisch, deutsch etc.) herausbilden konnten. Neben den genannten Merkmalen der „Anstrengung“, „Robustheit“ und „Schmerztoleranz“, die im Marketing-Charakter wurzeln, gibt es einen Bereich, der die „Leichtigkeit des Seins“ anspricht. Im Fußball kann dadurch die Mentalität einer Region zum Ausdruck kommen. Dies beschreibt u.a. Tony Mason (1999), der schon für das ausgehende 19. Jahrhundert eine unterschiedliche Spielweise für den Norden und den Süden Englands feststellt. Die Spielweise des kulturell höher stehenden und vom Klima begünstigten Süden war auf individuelle Selbstdarstellung ausgerichtet: „Irgendein Spieler forderte den Ball, und er rannte oder dribbelte dann los, bis er ihn wieder verlor. Die Befürworter einer mehr auf das Mannschaftskollektiv und damit auf Kooperation setzenden Spielweise fanden sich im Norden.“ (Mason 1999, 80)

2.2.4 Rollenverhalten im Fußball in Abgrenzung zum Handball

Cachay hinterfragt die Strukturen des Hallenhandball-Spiels daraufhin, „welche Möglichkeiten sie für das Rollenhandeln bieten und insbesondere welche Spielräume des Handelns sie eröffnen. Zu diesem Zweck werden die an die Spieler gerichteten Verhaltenserwartungen untersucht und bewertet.“ (Cachay 1978, 66) Mit Cachay soll hier ein kurzer Exkurs zum Hallenhandball vollzogen werden, um anschließend Unterschiede und Gemeinsamkeiten des Fußballs davon abgrenzen zu können.

Cachay analysiert die verschiedenen Positionen des Hallenhandballs unter den Kriterien „Herrschaft“, „Macht“, „Kontrolle und Sanktionierbarkeit“, „Verantwortung“ und „Prestige“. Daraus resultiert, dass der Rückraumspieler in der Hierarchie den obersten Rang einnimmt. Aus dieser Hierarchie ergeben sich zwei Konsequenzen:

1. „Die strukturellen Bedingungen für die Sozialisation der Spieler (sind) verschieden“ - je nach Spielposition: „Die Einnahme der Rückraumspielerposition erfordert einerseits Führungsqualitäten im Rahmen bestimmter taktischer Systeme sowie die Fähigkeit zur verbalen Steuerung der Spieler, und sie ermöglicht den Rolleninhabern andererseits die Ausbildung dieser Qualitäten.“ (Cachay 1978, 203) Aber Machtfülle und Herrschaft können auch „zu egozentrischem Verhalten und zu einer Übersteigerung des Selbstwertgefühls führen“. (Cachay 1978, 205)
2. Die hohe Rangposition des Rückraumspielers bietet ein „wesentliches strukturelles Potential für systemgefährdende Konflikte“. (Cachay 1978, 208) Um ihnen entgegenzuwirken, sollte sich der Rückraumspieler möglichst kooperativ verhalten und damit Vertrauen bei den anderen Spielern aufbauen. (Cachay 1978, 213ff.)

Cachay teilt die Rollen im Hallenhandball nach dem Freiheitsgrad des Handelns ein und verwendet dazu die Typologie von Dreitzel (1972): „Hinsichtlich der Art von Normen gelangt Dreitzel zu einer Unterscheidung zwischen „Vollzugsnormen“, bei denen das Verhalten des Rollenspielers an seinem Gehorsam gemessen wird, „Qualitätsnormen“, bei denen das Maß ihrer Erfüllung an der Bewältigung bestimmter Aufgaben orientiert ist, und „Gestaltungsnormen“, die an der Art und Weise, dem Stil des wertorientierten Handelns, gemessen werden.“ (vgl. Dreitzel 1972, 139; zit. nach Cachay 1978, 217). Die Rolle des

Rückraumspielers, so Cachay, sei vorwiegend durch Qualitätsnormen und Gestaltungsnormen bestimmt. Die Rolle des Kreisläufers und Außenspielers sei in größerem Maße von Vollzugsnormen geprägt. (Cachay 1978, 220f.)

Abwehrrollen verlangen in geringerem Maße Ich-Leistungen. „Wenn dagegen soziale Rollen auch Qualitätsnormen aufweisen, wie etwa alle Angriffsrollen, die Rolle des Mittelverteidigers und des Manndeckungsspielers, dann werden bereits höhere Ich-Leistungen verlangt, und am größten ist der Umfang der erforderlichen Ich-Leistungen bei den durch Gestaltungsnormen bestimmten Rollen.“ (Cachay 1978, 222) Mit den Ich-Leistungen steigt auch die „Rollen-Ambivalenz“: einerseits wird „Ein- und Unterordnung“, andererseits aber individuelle „Präsentation“ erwartet. Die Möglichkeiten zur „Rollendistanz“ sind dagegen selten und nur dann gegeben, wenn das Spiel entschieden oder bedeutungslos ist. Ansonsten verhindert der „hohe Erfolgszwang“ (Cachay 1978, 225), sich z. B. durch Ironie oder Humor von der Rolle zu distanzieren. In Sonderheit gilt das für die Kreis- und Außenspieler, da sie unmittelbaren Kontakt zum Gegenspieler haben.

Die Identität eines Individuums entsteht nach Goffman (1967) durch „eine Balance zwischen der Aufrechterhaltung seiner persönlichen Identität, d.h. den in seiner individuellen Geschichte erworbenen Erfahrungen und Bedürfnissen und seiner sozialen Identität, d.h. den Anforderungen der jeweiligen sozialen Rolle“. (zit. nach Cachay 1978, 228) Cachay fragt nun, welche Rollen günstige bzw. ungünstige Bedingungen für die Herausbildung von Ich-Identität bieten. Auf tatsächliche Sozialisationseffekte will er aber nicht schließen, da diese von individuellen Faktoren und „vom Stellenwert innerhalb der gesamten ‚Rollen-Ausstattung‘ eines Individuums“ abhängig seien und weil es sich bei den untersuchten Individuen um Erwachsene handeln würde. (Cachay 1978, 229)

„Grundsätzlich (...) bieten alle Rollen im Hallenhandballspiel, da sie zu einem wesentlichen Teil durch Qualitätsnormen bestimmt sind, und daher Ich-Leistungen und das Aushalten von Ambivalenzen erfordern, die Möglichkeit, Identität aufzubauen, darzustellen und zu wahren.“ (Cachay 1978, 236) Dennoch gibt es Unterschiede und Grenzen: Die Aufbau- und Rückraumspieler haben größere, Kreisläufer und Außenspieler haben geringere Chancen zur individuellen Entfaltung. Spielern, die nur in der Abwehr eingesetzt werden, fehlt dieses Erprobungsfeld für Ich-Leistungen gänzlich. Grenzen: „Der wachsende Erfolgsdruck, dem der Trainer und die Spieler ausgesetzt sind, der Grad der Kommerzialisierung im

Mannschaftssystem sowie der mit steigendem finanziellen Investitionen einhergehende Präsentationszwang für einzelne Spieler, verbunden mit einem breiten öffentlichen Interesse an spielerischen Einzelleistungen“ stellen Bedingungen dar, die den Aufbau von Identität im Handball „erschweren, ja unmöglich machen“. (Cachay 1978, 237) Insbesondere die für die Identität wichtige Rollendistanz wird durch die genannten Bedingungen erschwert.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Vom Mannschaftssystem wird ein gewisses Maß an Flexibilität verlangt. Die Mannschaft braucht Spieler, die sich nicht nur an die Strukturen anpassen, sondern auch auf veränderte Spielsituationen, auf eine geänderte Taktik des Gegners reagieren können. „Für die Sozialisation der Spieler bedeutet dies, dass – auch im Bereich wettkampfmäßigen Spielens der oberen Ligen – nicht generell von ungünstigen Sozialisationsbedingungen gesprochen werden kann.“ (Cachay 1978, 277) Dies gilt vor allem, wenn es um den Erfolg der Mannschaft geht. „Demgegenüber ist Strukturflexibilität im Hinblick auf individuelle Bedürfnisse, Wünsche und Probleme der Spieler, insbesondere dem Wandel der Zielvorstellungen im Verlauf einer Spielerkarriere, nur in geringem Maße gegeben.“ (Cachay 1978, 277)

Was Cachay in Bezug auf den Hallenhandball geleistet hat, ist also auf den Fußball zu übertragen. Dabei stellt sich die Frage nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Handball und Fußball, die zu ähnlichen bzw. anderen Chancen für die Entwicklung von Identität führen.

- Unterschiede: Der augenscheinlichste Unterschied zwischen Hand- und Fußball besteht darin, dass der Ball mit dem Fuß und nicht mit der Hand gespielt wird. Da die Füße aber motorisch wesentlich weniger entwickelt sind als die Hände, ist es wesentlich schwieriger, mit dem Ball umzugehen. Erschwerend kommt hinzu, dass das Spielfeld im Fußball viel größer ist als im Handball. Dadurch ist bei Zuspielen die Distanz weiter, was das Risiko des ungenauen Zuspiels erhöht. Hinzu treten unwägbare Witterungs- und Platzverhältnisse, die beim Hallenhandball ausscheiden. Der Ball kann sich durch Unebenheiten verspringen oder durch Nässe unerwartet schnell werden. Schließlich sind an einem Fußballspiel nahezu doppelt so viele Spieler beteiligt als beim Hallenhandball. All diese Faktoren verhindern es, dass beim Fußball zuvor besprochene und eingeübte Spielzüge detailgetreu in die Tat umgesetzt werden können (sieht man einmal von „Standardsituationen“ wie Eckbällen oder Freistößen ab). Dies wiederum bedeutet, dass

die Rollenerwartungen wesentlich offener sind als beim Handball. Der Spielraum zu individueller Entscheidung ist tendenziell größer, ebenso die geforderte Flexibilität gegenüber neuen Spielsituationen. Der Fußball dürfte damit strukturell gesehen günstigere Sozialisationsbedingungen aufweisen als der Hallenhandball. Es werden in höherem Maße Handlungskompetenzen gefordert und gefördert, die eine Voraussetzung für die Ausbildung von Identität darstellen.

- Gemeinsamkeiten: Was Cachay allgemein über die Beziehungen im System Sportspiel und die Funktion von Regeln und Taktik schreibt, gilt für alle Sportspiele und damit auch für den Fußball. Je stärker das Leistungsprinzip ausgeprägt ist, desto stärker ist auch die Beziehung zum Mitspieler von Rivalität und die Beziehung zum Gegenspieler von Konkurrenz geprägt. Und desto schwieriger wird es sein, soziale Werte wie Solidarität einzuüben. Regeln schränken auch im Fußball die Handlungsmöglichkeiten einerseits ein und bieten andererseits die Chance, auf kreative Art und Weise neue Handlungsmöglichkeiten zu entwickeln. Die Taktik führt zu effektiverem Spiel, aber auch zu einer Hierarchie der Spielpositionen, einer „Hackordnung“, die zu Neid und Missgunst unter den Spielern führen kann. Auch im Fußball gibt es je nach Spielerrolle unterschiedliche Sozialisationsbedingungen. Allgemein kann jedoch festgehalten werden, dass Angriffspositionen in höherem Maße Ich-Leistungen erfordern als Abwehr-Positionen. Die für die Identitätsbildung notwendige Rollendistanz wird auch im Fußball in dem Maße erschwert, wie das Leistungsprinzip und die Bedeutung des Ergebnisses zunimmt.

Väth (1994) hat eine Typologie der Spielpositionen im Fußball entwickelt. „Die Spiellogik erzwingt unter den zehn Feldspielern eine räumliche und funktionale Aufgabenteilung.“ Die Spieler spezialisieren sich, übernehmen eine bestimmte „Spielerrolle“, die mit bestimmten Verhaltenserwartungen durch die Zuschauer verknüpft ist. (Väth 1994, 40) Neben körperlichen Fähigkeiten stellt die Rolle auch Anforderungen an Charaktereigenschaften des Rolleninhabers. Väth beschreibt die Spielertypen u.a. wie folgt: (Väth 1994, 42-48)

- **Torwart**: Neben den körperlichen Fähigkeiten wie „Sprungkraft, Reaktionsschnelligkeit und Fangsicherheit nennt Väth auch Charaktereigenschaften: „Besondere Fähigkeiten verlangen das Herauslaufen und Abfangen von Flankenbällen, die in die torgefährliche Zone gespielt werden. Dabei braucht er neben seinen Grundfertigkeiten analytische und

koordinative Fähigkeiten sowie Entschlossenheit und Mut.“ (. 42) Der Torwart hat eine große Verantwortung für den Erfolg der Mannschaft: „Ihre funktionale Bedeutung macht die Torwartposition zum empfindlichsten Nervenpunkt im Mannschaftsspiel. Bei Torwartfehlern ist die Gefahr von Gegentoren am größten.“ (S. 42)

- **Verteidiger:** „Gegen den Stürmer kann er sich nur durchsetzen, wenn er den Zweikampf sucht und dabei aggressiv mit körperlichem Einsatz vorgeht. Der Verteidiger darf sich nicht ängstlich vor Blessuren fürchten, er muss Härte – auch gegen sich selbst – Unerschrockenheit und Mut zeigen. (...) Anders als beim Stürmer bedeutet ein Versagen des Verteidigers erhöhte Gefahr für das eigene Tor, deshalb ist er zu einer risikoarmen und weniger spektakulären Spielweise gezwungen. (...) Von ihm werden vor allem handwerkliche Tugenden wie Solidität, Zuverlässigkeit, Pflichtbewusstsein und Leistungsbeständigkeit verlangt.“
- **Libero:** „Neben den Zweikampffertigkeiten des Verteidigers muss er über Führungsqualitäten, taktische Intelligenz und analytische Fähigkeiten (ein „gutes Auge“) verfügen. (...) Vor allem bei überlegenem gegnerischen Angriffsspiel und in hektischen Phasen des Abwehrkampfes sind der Zusammenhalt, Stabilität und Wirksamkeit der Verteidigung entscheidend von Übersicht, Nervenstärke und Zuverlässigkeit des Liberos abhängig.“ Ausgehend davon unterscheidet Väth zwei Liberotypen: „den traditionellen, reinen Abwehrorganisator, den sog. Ausputzer“ und „den modernen Typ des spielgestaltenden Liberos.“
- **Mittelfeldspieler:** Väth differenziert wiederum zwischen dem offensiven und dem defensiven Mittelfeldspieler. Von dem defensiven Mittelfeldspieler „wird erwartet, dass er sich verstärkt mannschaftsdienlich verhält, d.h., er muss Lücken im Mannschaftsspiel erkennen und schließen. Er soll dafür sorgen, dass die besonderen Fertigkeiten des Spielgestalters und die Stärken der Stürmer optimal genutzt werden. (...) Er verkörpert daher am besten den Typ des fleißigen disziplinierten Mannschaftsspielers, der sich selbstlos in den Dienst des Kollektivs stellt.“
- **Spielgestalter:** „Der Spielgestalter unterscheidet sich von den übrigen Mittelfeldspielern durch herausragende analytisch-kreative Fähigkeiten und überdurchschnittliches balltechnisches Können. (...) Vom Spielgestalter wird erwartet, dass er die Initiative ergreift, Verantwortung übernimmt und über die einzelne Situation hinaus das Mannschaftsspiel als einen Gesamtzusammenhang strukturieren kann. Um diese Anforderungen zu erfüllen, braucht er Gestaltungskraft, Durchsetzungsvermögen und Führungsqualitäten.“

- **Stürmer:** Er wird fast ausschließlich an Toren gemessen. „Dies bestimmt auch seine psychisch-intellektuelle Spieleinstellung. Der Stürmer muss Fehler und Misserfolge hinnehmen können, ohne dass dadurch sein Selbstbewusstsein, seine Leistungsmotivation oder seine Risikobereitschaft beeinträchtigt werden. (...) In seiner Persönlichkeit müssen Entschlusskraft und Entscheidungsfreude besonders ausgeprägt sein. Er verkörpert mit seiner Einstellung den Typ des zielbewussten, erfolgshungrigen Spielers. Die Spannung der riskanten Situation kann für ihn sogar besonders anziehend sein. Er ist der Gegentyp des ängstlichen, verzagten Akteurs, der sich nichts zutraut und die Verantwortung anderen überlässt.“ Außerdem schreibt Väth über die Stürmer: „List und Unberechenbarkeit sind typische Merkmale ihrer Spielweise.“

Nicht nur der Marketing-Charakter, sondern viele verschiedene Charakterzüge kommen auf den verschiedenen Spielpositionen zur Geltung. Dies wird im Hinblick auf die Frage, wie der Fußball die Identitätsentwicklung fördern kann, zu beachten sein (Kapitel 4.1.3)

2.3 Deutungen

Es zeichnet sich bereits ab, dass der Fußball teilweise dem Marketing-Charakter entspricht, in anderen Bereichen sich aber deutlich von ihm unterscheidet und auf das Leben als Ganzes verweist. Als Belege wurden bisher historische Ereignisse und charakteristische Merkmale des Fußballs herangezogen, wie sie die Sportsoziologie anbietet. Diese wissenschaftlichen Fakten forderten und fordern zu Deutungen heraus über das, was den Fußball tatsächlich ausmacht. Einige dieser Interpretationen bekräftigen den Gesellschafts-Charakter des „Habenwollens“, wie die Thesen vom Fußball als Jagd oder Kampf, als Religion und als Verdoppelung der Arbeitswelt. Andere distanzieren sich deutlich von ihm, wie die Thesen vom Fußball als „Spiel“ und als „Kunst“.

2.3.1 Fußball als Jagd oder Kampf

Der heidnische Held, der dem Marketing-Charakter zu Grunde liegt, verkörpert das Ideal der Männlichkeit. „Nur wer kämpfen und erobern kann, gilt als Mann, wer keine Gewalt anwendet, ist schwach und damit ´unmännlich`.“ Männlichkeit und Kampf sind auch zentrale Werte des Fußballs. Schon Buytendijk betonte die herausragende Bedeutung des „ehrliehen“

Kampfes. Dies sei die Moral des Fußballs, die „auf einem hohen Stand“ gehalten werden müsse. (Buytendijk 1953, 27) Das im Fußball praktizierte „Treten“ gehöre zum Kampf und sei daher „männlich“, während das Werfen als „weiblich“ charakterisiert wird. Buytendijk nennt den Fußball eine „Demonstration der Männlichkeit“. „Im Fußballspiel zeigt sich in spielender Form das Grundschema der männlichen Neigungen und der Werte der männlichen Welt.“ (vgl. Buytendijk 1953, 19ff.)

Der Marketing-Charakter will „Beute“ machen. Diese Wurzeln sind nach Morris (1981) im Fußball versteckt, da der Fußball eine moderne Art der Jagd darstelle. Ursprünglich war der Mensch ein Jäger, um sich ernähren zu können. Die Landwirtschaft machte das Jagen eigentlich überflüssig, aber „unser ans Jagen gewöhnter Geist konnte sich mit der ruhigeren Lebensweise nicht ohne weiteres abfinden. Er brauchte die Herausforderung der Jagd, die Aufregung taktischer Manöver, das Wagnis, die Gefahr und den großen Höhepunkt des Tötens.“ (Morris 1981, 10). Es entstand die Jagd aus Gründen der Erholung, aus sportlichen Gründen. Im Zuge der Verstädterung und Industrialisierung hatten die Menschen jedoch keine Gelegenheit mehr, der Jagd nachzugehen. So entstand der „Arenawettkampf auf Leben und Tod“, wie er im römischen Kolosseum praktiziert wurde und im spanischen Stierkampf bis heute praktiziert wird. Eine „neue, menschlichere Einstellung zum Tier“ im 19. Jahrhundert förderte dann den Übergang zu einer „Pseudojagd“, wie sie im „Ballspiel in der Arena ohne Tiere und ohne Blutvergießen“ zum Ausdruck komme. (Morris 1981, 11)

„Das Fußballspiel als rituelle Jagd“ ist eines der „Gesichter“ des Fußballs, die Morris aufzählt. Der Fußball und die Jagd setzten ähnliche Fähigkeiten voraus: „Konzentration“, „Ausdauer“, „Geschicklichkeiten“, „Vorstellungskraft“, „Kraft“, „einen kühlen Kopf“, „Übersicht“, „die Fähigkeit, genau zu zielen“ und „Motivation“. (Morris 1981, 15) Morris führt die besondere Anziehungskraft des Fußballs darauf zurück, „dass es ihm gelungen ist, so viele der alten Jagdelemente am Leben zu erhalten“ (Morris 1981, 16) – mehr als jede andere Sportart. Neben dem Vergleich mit der Jagd sieht Morris den Fußball auch als „stilisierten Kampf“, als „eine Art Miniaturkrieg“. Schließlich komme es nicht nur auf die Anzahl der Beutestücke, sprich Tore, an, wie bei der Jagd, sondern vor allem auf das Torverhältnis: „es gilt als weit besser, 1:0 zu gewinnen als 3:4 zu verlieren“. (Morris 1981, 17) In diesem Zusammenhang geht Morris auch auf die Kontroverse ein, ob Fußball nun Aggressionen ab- oder aufbaut. „Diese beiden Auffassungen scheinen unvereinbar, sind aber womöglich beide richtig. Offenbar sind in der Wirklichkeit beide Prozesse am Werk. Komme ich mit meinen

Frustrationen zu einem Fußballspiel und lasse meinen Verdruss an einem glücklosen Schiedsrichter oder Spieler aus, besteht sehr wohl Aussicht, dass ich mich hinterher besser fühle. Ebenso aber werde ich mich, wenn im Spiel selbst etwas passiert, was meine Frustrationen noch steigert, oder wenn meine Mannschaft gar verliert, hinterher schlechter fühlen als vorher. Insgesamt also halten sich die beiden Prozesse die Waage.“ (Morris 1981, 19)

Das Bild vom Fußball als einem Kampf nahm der Psychoanalytiker Bittner auf. „Fußball ohne nationalen oder lokalen Patriotismus scheint wie Kaffee ohne Coffein: aus gesundheitlichen Gründen gern verordnet, nimmt es doch der Sache ihren Witz. Fußball ist ein spielerisch ritualisierter Kampf zweier Heere: Da gibt es Stürmer und Verteidiger, eine regelrechte Schlachtordnung. Nur: Die entsprechenden Feldschlacht-Phantasien sollen sich möglichst nicht einstellen, sie werden unterdrückt.“ (Bittner 1983, 122) Bittner weiter: „Als Kinder sagten wir: ‚Was für ein Unsinn – da klopfen sich 22 Leute um einen Ball, geht doch jedem einen, dann ist die Sache geregelt‘. Dieser etwas alberne Spruch trifft den Nagel auf den Kopf: Von außen betrachtet ist die Spielidee des Fußballspiels, einen Ball in das gegnerische Tor zu bringen, eine kleine Verrücktheit, ein unbedingt ‚imaginäres‘ Handlungsziel. Das es sich dabei um ein imaginäres Arrangement handelt, lässt sich mit einigem Nachdenken noch einsichtig machen. Es handelt sich also hierbei um die bewusste (oder zumindest vorbewusste) Spielphantasie. Dass diese Phantasie aber durch viele Verbindungen mit dahinterliegenden umfassenderen Phantasien vom Leben im ganzen zusammenhängt, dass hier das Leben als Kampf, die Solidarität der Mannschaft, auch der hochheilige Charakter des ‚Tores‘ als eines Mals, eines ‚temenos‘, als eines geheiligten Bezirkes szenisch dargestellt wird – das sind die unbewussten Phantasie-Elemente, die dem Spieler und dem Fan kaum noch gegenwärtig sind.“ (Bittner 1983, 123 f.)

Im Fußball stecken umfassende Phantasien vom Leben im ganzen. Die Phantasie vom Leben als „Kampf“ gehört dazu, und insofern entspricht der Fußball dem Marketing-Charakter. Aber sie ist nicht die einzige Phantasie. Auch der Wert der Solidarität wird genannt, und diese weist deutlich über den Marketing-Charakter hinaus.

2.3.2 Fußball als Religion

Der Gesellschaftscharakter muss nach Fromm auch religiöse Bedürfnisse befriedigen. Unter Religion versteht Fromm „jedes von einer Gruppe geteilte System des Denkens und Handelns, das dem Einzelnen einen Rahmen der Orientierung und ein Objekt der Hingabe bietet“. (Fromm 1979, 130) Dieser neue Orientierungsrahmen sei notwendig, weil „die Spezies Mensch kaum von Instinkten motiviert ist, die ihr sagen, wie sie zu handeln hat, und sie andererseits über Selbstbewusstsein, Vernunft und Vorstellungsvermögen verfügt.“ (Fromm 1979, 132) Dabei ist es unwichtig, ob dieses Weltbild tatsächlich gültig ist. „Selbst wenn unser Weltbild falsch ist, erfüllt es seine psychologische Funktion“. (Fromm 1979, 133) Keine Kultur und kein Individuum kommt ohne eine solche „Richtschnur des Handelns“ aus, auch wenn man es sich nicht eingesteht oder sich dessen nicht bewusst ist. Fromm lässt keinen Zweifel daran, dass der Gesellschafts-Charakter und die Religion zusammen gehören: „Die sozio-ökonomische Struktur, die Charakterstruktur und die religiöse Struktur sind voneinander untrennbar.“ (Fromm 1979, 134)

Zurück zum Fußball: Auch er hat einen religiösen Charakter. Der evangelische Pfarrer Gerhard Monninger hat in einer später abgedruckten Radioansprache während der Fußball-Weltmeisterschaft 1998 in Frankreich davor gewarnt, dass der Fußball immer mehr zur Religion werde. „Wir haben es bei diesem Rummel gar nicht nur mit Sport zu tun, sondern mit einem Thema, das weit darüber hinausgeht, mit Religion. Ich finde: Was in den Stadien und in dem ganzen Drumherum passiert, das trägt die Kennzeichen eines Kultes. Da gibt es Liturgien und Opfer, Hingabe und Ergriffensein, Gericht und Heil.“ (Monninger 1998, 171) Der Fußball hat für Monninger den Charakter eines Rituals entwickelt: „Das Ritual sagt: Es ist alles gut, ängstige dich nicht. Es kommt nicht darauf an, dass du intelligent, kreativ, reaktionsschnell bist. Überlasse dich dem vertrauten Ablauf. Um das zu erfahren, gehen die einen am Samstag ins Stadion und die anderen am Sonntag in die Kirche“. (Monninger 1998, 172)

Monninger ist sich sicher, dass viele Spieler und Fans einen religiösen Glauben gegenüber dem Fußball haben. Er erinnert an die weinenden Fans des 1. FC Köln nach dem Abstieg aus der Bundesliga und an die Ermordung des kolumbianischen Spielers Andres Escobar, nachdem dieser bei der Weltmeisterschaft 1994 ein Eigentor geschossen hatte. Das für den Glauben typische Ergriffensein erkennt Monninger an der Vereinshymne des FC Bayern

München: „FC Bayern, Stern des Südens, du wirst niemals untergeh'n, weil wir in guten wie in schlechten Zeiten zueinandersteh'n“.

Auch Dirk Schümer sieht Parallelen zwischen Fußball und Religion. „Fußball beruht auf dem Prinzip Hoffnung. Gerade darin liegt seine Anziehungskraft für viele, die vom Leben sonst nicht viel zu hoffen haben. Dieses Erleben der unwahrscheinlichen, aber dennoch niemals ganz unmöglichen Rettung, beispielhaft verkörpert durch den genialen Torschuss in der letzten Minute, verbindet den Fußball mit der Religion.“ (Schümer 1996, 257) Die Hoffnung richtet sich auf die Erlangung einer Identität, die dem Marketing-Charakter ansonsten fehlt. Sie richtet sich auf ein „Sein“ jenseits des „Habens“. Solange der Alltag jedoch von diesem „Haben“ diktiert ist, kann der Fußball allenfalls eine Ersatz-Identität liefern, eine „geborgte“ Identität. Das ist die Leistung und gleichzeitig die Gefahr des Fußballs.

An weiteren Beispielen für die religiösen Züge des Fußballs mangelt es nicht. So schreibt Zeit-Autor Kammertöns im März 1998 einen Artikel mit der Überschrift: „Wo Otto recht hat. Fußball in Kaiserslautern: Anbetung, Verheißung, Erlösung“. Allein die Wortwahl des Titels könnte theologischer kaum sein. Trainer Otto Rehagel schlüpft in die Rolle des Propheten, der das Heil verheißt, das sich letztendlich mit dem Gewinn der Deutschen Meisterschaft erfüllt hat. Dass diese Überschrift tatsächlich so zu deuten ist, wird klar, wenn man den Artikel näher betrachtet. Da heißt es: „Zwar liegt unten in der Stadt die Zahl der Arbeitslosen bei gut sechzehn Prozent, aber das ist eine irdische Zahl. Nicht zu vergleichen mit den göttergleichen Werten, die das siegreiche Wirken des 1. FCK oben auf der Betze mit sich bringt. Oben auf dem Berg, da ist alles gut“. Fußball-Prophet Rehagel wird mit den Worten zitiert: „Als Trainer greife er jeden Tag an die Seele der Spieler“. Und die Spieler, das sind in Kaiserslautern natürlich keine normalen Menschen, sondern die „roten Teufel“. Die Trainerkabine am Betzenberg nennt Rehagel „das Allerheiligste“, den Rasen „unsere heilige Kuh“. (Kammertöns 1998, 68)

Annette Wolf beschreibt in einer Reportage die religiöse Hingabe der Fans zu ihrem 1. FC Nürnberg. „In der Kirche fragt man: Bist du evangelisch oder katholisch? Beim Fußball heißt es: Bekennst du dich zu Bayern München oder zum Club?“ (Wolf 2001, 8) Die Journalistin schildert folgenden Ritus der Fans: „Als Nürnberg 1999 in die 2. Liga abstieg, wickelten sie eine Drei-Liter-Flasche Asbach Uralt in einen FCN-Schal, packten beides in eine Kiste und senkten sie unter Geheul in den Main. Ein Mitglied in schwarzem Mantel und Maske

beschwörte (sic!) dabei den Wiederaufstieg in die 1. Bundesliga. Wenn es soweit ist, wollen die Fans die Kiste kurzfristig noch einmal in den Main senken, sie feierlich heben und dann austrinken – eine Prozedur, die der Fan-Club so ähnlich schon ein paar Mal hinter sich bringen musste...“ (Wolf 2001, 7)

Auch im Ruhrgebiet ist eine nahezu religiöse Verbundenheit der Fans mit ihren Vereinen zu spüren. „Als Libuda 1969 an mehreren schottischen Nationalspielern vorbeidribbelte, den Ball unhaltbar im gegnerischen Netz platzierte und damit ‘Deutschland’ die Fahrkarte nach Mexiko löste, erhielten die kirchlichen Werbeplakate - ‘An Jesus kommt keiner vorbei...’ - ihre definitive Ergänzung: ‘... außer Libuda.’“ (Stark/Farin 1990, 22)

Die Argumentationskette verdichtet sich also folgendermaßen: 1. Der Gesellschafts-Charakter muss nach Fromm religiöse Bedürfnisse befriedigen. 2. Der Fußball befriedigt religiöse Bedürfnisse. Daraus folgt: 3. Der Fußball kann als die Religion des Marketing-Charakters gedeutet werden.

2.3.3 Fußball als Verdoppelung der Arbeitswelt

Der Marketing-Charakter verwirklicht sich in der kapitalistischen Arbeitswelt. Die Gewinnmaximierung ist die oberste Prämisse, der die Abläufe im Produktionsprozess angepasst werden. Ziel ist die Steigerung der Produktivität durch Arbeitsteilung und den Ersatz der menschlichen Arbeitskraft durch Maschinen. Einige Soziologen vertraten die Ansicht, dass sich der Fußball ähnlich entwickelt.

Nach der These von Bero Rigauer wird die Arbeitswelt im Sport verdoppelt, da Sport und Arbeit nach den gleichen Prinzipien ablaufen würden. Das Streben nach Leistung sei das dominierende Verhaltensmuster. Hier wie da werde eine Verbesserung durch Rationalisierung angestrebt: „Beiden Handlungssystemen kann der Begriff der industriellen Fließarbeit übergeordnet werden, als eine auf Arbeitszerlegung beruhende, lückenlose und stockungsfreie Folge von Arbeitsverrichtungen“. (Rigauer 1969, 33) Ein Beweis dafür ist für Rigauer die fortschreitende Rollendifferenzierung. „Jeder Spieler hat in der Mannschaft seinen festen Platz mit spezialisierten und genau umschriebenen Aufgaben“. (Rigauer 1969, 48) Der Reduzierung auf abstrakte Größen liege der Versuch zu Grunde, „ein Schema zur Berechnung

der Welt (auch der Sportwelt) zu finden“. (Rigauer 1969, 50) Rigauer sieht die Leistung als Ware, die wie jedes andere Produkt ausgetauscht werden kann.

Gerhard Vinnai hat diese Äußerungen auf den Fußball übertragen, ohne Wesentliches zu verändern. Für ihn liegt das charakteristische Merkmal des Spiels im „Moment der Freiheit“, das beim Fußball aber nicht mehr vorhanden sei: „Was vorgibt, Spiel zu sein, verdoppelt unterm Schein der freien Entfaltung der Kräfte die Arbeitswelt. Der Fußballsport, der spielerische Momente in seinen Anfängen noch duldet, hat diese zunehmend ausgeschieden. Wo er noch ans Spiel erinnert, muss er sich der Organisation wie dem Markt entziehen und wird als privatisierter Rest im Bekanntenkreis gepflegt“. (Vinnai 1970, 15ff.)

Als vorrangigen Beleg für seine These nennt er die „Dominanz des Quantitativen“, die sich unter anderem „in der Relevanz der Zahl der von einer Mannschaft erzielten oder hingenommenen Tore“ zeigt. Der Mensch werde „zum Anhängsel an Warendinge, zum Material“. Vinnai spricht sogar von einer „Art der Versklavung“, die unbewusst geschieht, „denn sonst nähme man sie nicht außerhalb der Berufsarbeit freiwillig bei athletischer Betätigung auf sich. Nach tayloristischem Vorbild werden beim Training die für die optimale Ballbeherrschung notwendigen Bewegungen in ihre Bestandteile zerlegt“. (Vinnai 1970, 18)

Vinnai glaubt beweisen zu können, dass sich die „Rationalität des kapitalistischen Produktionsapparates“ in der Geschichte des Fußballs wiederfindet. (Vinnai 1994, 194 ff.) Die industrielle Rationalisierung führte zu „einer zunehmenden Reglementierung des individuellen Verhaltens am Arbeitsplatz“. Beim Fußball entspreche diesem Prozess der Übergang von dem individuellen Spiel an den Public Schools vor 1900, bei dem vor allem das Dribbling im Mittelpunkt stand, zu der strikten Aufgabenverteilung und Reglementierung danach: Ab 1870 durfte nur noch der Torwart den Ball in die Hände nehmen, kurz danach wurde die Abwehr durch zurückgezogene Stürmer verstärkt. Innerhalb des „WM-Systems“ der 40er und 50er Jahre waren die Verhaltensweisen schließlich eindeutig festgelegt. Vinnai bewertet den Fußball als „Droge fürs Volk“: Er sieht im Aufstieg des Fußballs ein „Kapitalistenkomplott“, weil der Fußball die jungen Männer von revolutionären Gedanken und vom Wirtshaus abhalte und sie außerdem für die Industriearbeit ertüchtige. Und zudem werde ihnen auch noch in der Freizeit das kapitalistische „Arbeitsethos“ eingebläut. (Morris 1981, 24)

Diese Sichtweise wurde häufig kritisiert. Morris räumt zwar ein „Körnchen Wahrheit“ ein, aber: „Ein derart globales Phänomen wie Fußball dermaßen einseitig zu betrachten, grenzt ans Lächerliche“ (Morris 1981, 24), schließlich wurde „den Arbeitern das Spiel nicht aufgedrängt“. (Morris 1981, 25) Auch Thomas Fatheuer ist zwar der Ansicht, dass sowohl der Sport als auch die Arbeit leistungsorientiert sind. „Auch dass Leistung mit Leistungsmessung und damit mit Konkurrenz verbunden ist, lässt sich nicht bestreiten“. (Fatheuer 1985, 32) Insofern gesteht er zu, dass die Erziehung zur Leistung eine wichtige Aufgabe darstellt, die der Fußball bei der Sozialisation der Jugendlichen übernimmt.

Im Übrigen aber übt er harsche Kritik an den Thesen Vinnais und Rigauers. Er weist darauf hin, dass der Fußball eine ganz andere Leistungsstruktur aufweise als die industrielle Arbeit, denn der Fußball sei konzentriert auf Sieg oder Niederlage. „Die Fußballzeit ist noch erlebte Zeit, die sich durch die Ereignisse auf dem Feld strukturiert.“ (Fatheuer 1985, 33) Während der Fußball auf Kooperation angewiesen ist, findet in der Industriearbeit die „Zerlegung des Arbeitsprozesses in immer kleiner(e) Einheiten“ statt. (Fatheuer 1985, 34f.) Das Leistungsvermögen lässt sich „offensichtlich nicht völlig in Geld kommensurabel machen“. „Keineswegs ist die teuerste Mannschaft auch die beste“. (Fatheuer 1985, 35) Beispiele gibt es auch in jüngster Zeit genug dafür. So schied der spätere Champions-League-Sieger Bayern München im DFB-Pokal gegen den Viertligisten 1. FC Magdeburg aus. In der Fließbandarbeit sind „die Verrichtungen (des Arbeiters) vollständig durch die Maschine vorgeprägt“. „Diese Entpersonalisierung aber findet sich im Fußballspiel nicht“. Überhaupt habe der Fußball nichts zu tun mit der Produktion der ewig gleichen Massenware: „Jegliches Fußballspiel zeichnet sich noch dadurch aus, dass es in seiner Art einmalig ist.“ (Fatheuer 1985, 37)

Als „zweiten Ansatz“ zur Erklärung des Verhältnisses von Arbeit und Fußball nennt Fatheuer den Sport als Tätigkeit zur Reproduktion der Arbeitskraft. „Neben der Gesunderhaltung und Reparatur der Arbeitskraft“ gehe es dabei „um die Funktion des Sportes für die Sozialisation zur Arbeit“. (Fatheuer 1985, 43) „In der Reproduktionssphäre werden also die im Produktionsprozess geforderten und durch diesen überhaupt erst erzeugten Tugenden reproduziert“. Dabei nennt er "Fabrikugenden" wie "Fleiß, Pünktlichkeit, Ausdauer, Disziplin“. Fatheuer deutet aber an, dass er trotz der „festgestellten Beziehungen zwischen Arbeit und Sport“ an der grundsätzlichen Übereinstimmung zwischen beiden zweifelt. So stellt er die rhetorische Frage: „Beruht das Fußballspiel nicht (zumindest zum Teil) auf Prozessen und Handlungsstrukturen, die nicht denen der Arbeit analog sind und von der Arbeit nicht

strukturiert werden, da sie eine eigene, von der Arbeit unabhängige Konstitutionslogik aufweisen?“ (Fatheuer 1985, 51)

Die Gegner der These vom Fußball als Verdoppelung der Arbeitswelt können sich auch auf den französischen Philosoph Jean-Paul Sartre berufen. In seiner Kritik der dialektischen Vernunft geht er auf die Funktion des Spielers ein. „(Die) Bewegung, (die) Ballabgabe, (die) Finte können wir nicht von der Funktion selbst ableiten. Diese definiert nur die abstrakte Möglichkeit gewisser Finten, gewisser Handlungen in einer zugleich begrenzten und unbestimmten Situation.“ (Sartre 1967, 485; zit. nach Uessler 1994, 202ff.) Sartre widerspricht damit der These, dass der Fußball sich genauso entwickelt habe wie die kapitalistische Arbeitswelt. Die Funktion des Fußballers determiniert eben nicht jede seiner Handlungen. Sie sind in ihrer Verschiedenheit gar nicht voraussehbar. Winfried Uessler meint dazu: „Ein detailliert ausgearbeiteter Plan lässt notwendig eine unüberschaubare Zahl von möglichen Spielsituationen unberücksichtigt“. (Uessler 1994, 202) Uessler verweist nicht zuletzt auf den Gegner, der als unvorhersehbarer Faktor eine genaue Berechenbarkeit, wie sie in der industriellen Produktion existiert, verhindert.

Sartre schreibt weiter über den Fußball: „Der Sinn des besonderen Unternehmens - selbst wenn es als solches gelungen ist - liegt darin, dass es woanders von anderen Unternehmen, anderen Spielern benutzt wird. Man müsste sogar sagen, dass diese vergangene Tätigkeit ihre praktische Rechtfertigung in der Zukunft haben wird. Nur der Durchbruch, der Versuch, das Tor werden vielleicht endgültig das gewagte Spiel rechtfertigen.“ Ein Spielzug besteht aus einer Abfolge von Aktionen, die voneinander abhängen. Ob die einzelne Aktion eines Spielers letztlich zum Erfolg beiträgt, lässt sich erst im Nachhinein feststellen. Ein solches Handeln wäre in der Fabrikarbeit undenkbar. Hier können nur Produktionsschritte zugelassen werden, die ganz sicher zum Erfolg führen.

So wird deutlich, was Sartre mit dem Satz meint: „Man ist nicht Tormann oder Läufer wie man Lohnarbeiter ist.“ (Sartre 1967; zit. nach Uessler 1994, 209) Der Lohnarbeiter ist festgelegt in seinen Handlungen. Er darf seine Kompetenzen, die durch die Maschine definiert sind, nicht überschreiten. Der Fußballer kann dagegen gerade durch das Überschreiten seiner Kompetenzen, durch eine überraschende Handlung seiner Mannschaft zum Sieg verhelfen. Schließlich geht Sartre auch auf die Tatsache ein, dass die Arbeit hauptsächlich dem Zweck dient, Geld zu verdienen, während beim Fußball, zumindest im Jugendbereich, dieser Zweck

kaum besteht: „Dass kein materieller Mangel die Bildung der Fußballmannschaft motiviert, zeichnet Fußball umso mehr als Spiel im Gegensatz zur Arbeit aus.“ (Sartre 1967; zit. nach Uessler 1994, 208)

Zahlreiche Wissenschaftler haben Sartres Ansatz aufgegriffen: Gerd Hortleder vermutet eine „Verachtung der Masse durch die Elite“, wenn diese eine solche Verbindung von Arbeit und Fußball behauptet. Die Elite habe ein Bild von der unmündigen Masse, „die nicht zuletzt im Sport Kompensation für das sucht, was ihr die tägliche Arbeit im Produktionsprozess versagt“. Hortleder weiter: „Die Frage ist, ob dieses Bild richtig ist oder nur Ausdruck für die Unfähigkeit von Soziologen, Realität außerhalb eines vorgegebenen Schemas zu verstehen, für die Unfähigkeit, sich zu freuen und ausgelassen zu feiern, ohne höheren Zweck zu spielen, scheinbar Nutzloses zu tun“. (Hortleder 1974, 118)

Väth kontert auf die These vom Fußball als Verdoppelung der Arbeitswelt mit der provokanten Frage, warum dann „etwa die Produktion eines Autos nicht die gleiche Anziehung hat.“ (Väth 1994, 15f.) Eli Frogner sieht in der „Unproduktivität“ des Sports das wesentliche Unterscheidungsmerkmal gegenüber der Arbeit. (Frogner 1991, 23) Werner Zöchling insistiert darauf, dass man Fußball nicht so planen könne wie den industriellen Produktionsprozess: „Sportarten, in denen es um Rekorde geht (...), zeigen eine weitaus größere Affinität zur industriellen Arbeit als der Fußball.“ (Zöchling 1992, 34f.)

2.3.4 Fußball als „Spiel“

Ebenso kontrovers wie die These vom Fußball als Verdoppelung der Industriearbeit ist die These diskutiert worden, dass es sich beim Fußball noch um ein „Spiel“ handle. Väth stützt diese Ansicht: „Fußball beruht auf den beiden Grundprinzipien Wettkampf und Spiel.“ (Väth 1994, 28) Er führt aus: „Die Spielregeln strukturieren einen eigenen, von gesellschaftlichen Herrschafts- und Zwangsverhältnissen freien Bereich. In diesem Sinne ist Fußballspielen keine entfremdete Tätigkeit, sondern herrschaftsfreie Kooperation. (...) Wenn auch in der emotionalen Beteiligung Ernsthaftigkeit zum Ausdruck kommt, bleibt Fußball ein Spiel.“ (Väth 1994, 28) Sichtbar wird dies „besonders durch die im Sinne der Spielökonomie überflüssigen Aktionen, z.B. das artistische Balljonglieren“. (Väth 1994, 29)

Dagegen zählt Millar den auf Vereinsebene praktizierten Fußball gewiss nicht zu den „Spielen“. Denn während die Fußballmannschaft den Zweck des Siegens verfolgt, über mindestens eine Saison zusammenbleibt, sich eine Strategie oder Taktik überlegt und diese bisweilen auch sehr gut umsetzt, bedeutet „Spielen“ in den Augen Millars ein Verhalten:

- **ohne Zweck:** „Anders als die meisten sozialen Situationen hat das Sozialspiel weder eine Formalstruktur noch kann es durch übliche Aktivitäten definiert werden. Treffen sich Kinder hauptsächlich zu einem bestimmten Zweck – etwa um Fußball oder Schach zu spielen – sagt man von ihnen nicht mehr, dass sie ´spielen`.“ (Millar 1973, 242)
- **ohne Dauer:** Das Sozialspiel zeichnet sich nach Millar dadurch aus, dass es „zwanglos, freiwillig und im allgemeinen vorübergehend ist. Eine Gruppe, die mehr oder weniger auf Dauer beisammen ist und ihren eigenen Aufbau und ihre eigenen Ziele entwickelt hat, kann eine Bande sein – eine Spiel-Gruppe ist sie nicht mehr.“ (Millar 1973, 243)
- **ohne Strategie:** „Es gibt natürlich Unterschiede zwischen dem Forschen nach etwas Besonderem unter der Leitung von Aktivitäten, die zu der Zeit für das Tier höchst wichtig sind, und dem bloßen Herumsuchen, wenn keine andere fortlaufende, irgendwie zwingende Aktivität da ist. Nur das letztere könnte Spiel genannt werden.“ (Millar 1973, 244)
- **ohne Perfektion:** „Das Bild vom Spiel, das sich ergibt, ist ein Bild von Aktivitäten, die vorkommen, bevor ein bestimmtes Verhalten vollkommen und intakt da ist oder wenn ein gewisser Mangel an der Perfektion des Verhaltens besteht.“ (Millar 1973, 246)

Auch bei Elkonin wird ein Gegensatz von „Spiel“ und „Fußball“ deutlich. „Das Spiel des Menschen ist eine Tätigkeit, in der die zwischenmenschlichen Beziehungen ohne unmittelbar utilitaristische Zwecke nachgestaltet werden.“ (Elkonin 1980, 31) Wenig später heißt es: „Beim Studium ethnographischer Literatur gelangt man zu dem Schluss, dass es in der modernen Gesellschaft der Erwachsenen keine entfalteten Spielformen gibt; sie sind von den verschiedenen Kunstformen und vom Sport verdrängt worden.“ (Elkonin 1980, 32)

Andere Definitionen des Spiels lassen aber durchaus den Schluss zu, dass der Fußball zumindest Züge des Spiels beinhaltet. So zum Beispiel bei dem handlungstheoretischen Ansatz von Oerter. Hier ist das Spiel ein „Handeln ganz besonderer Art“, das drei vorwiegende Merkmale aufweist:

- **Handlung um der Handlung willen:** Handlungen zeichnen sich durch die Merkmale „Intentionalität“ („Zielgerichtetheit“) und „Gegenstandsbezug“ (Leontjew 1977) aus. (vgl. Oerter 1993, 3f.) Ein Spiel ist „eine besondere Art von Handlung“: es ist „zweckfrei“, d. h. Handlungsergebnis und Handlungsfolgen spielen keine Rolle. Außerdem ist es intrinsisch motiviert. Im Spiel erfolgt einerseits ein „Aufgehen des Spielers in der Umwelt“, eine Verschmelzung, und andererseits eine „Selbsterhöhung und –erweiterung“. „Gewöhnlich gehen beide Erlebnisformen Hand in Hand.“ (Oerter 1993, 7)
- **Wechsel des Realitätsbezugs:** Der Spieler konstruiert eine neue Realität (so schon u.a. Piaget 1969; Scheuerl 1991; vgl. Oerter 1993, 11). Dies ist selbst bei höheren Säugetieren zu beobachten, beim menschlichen Säugling tritt es bereits im ersten Lebensjahr auf. „Piaget (1969) sieht angesichts der enormen Anforderungen der physikalischen und sozialen Umwelt im Spiel die Möglichkeit der Kompensation dieses (Sozialisations-) Druckes. Das Kind kann durch Assimilation die Umwelt nach seinem Belieben umdeuten und den eigenen aktuellen Bedürfnissen anpassen.“ (Oerter 1993, 13) Unter anderem deshalb sei es „lebensnotwendig und konstitutiv für die Menschwerdung“. „Das Spiel schafft die Rahmenbedingung für die Entwicklung von Vorstellung und Phantasietätigkeit.“ (Oerter 1993, 14)
- **Wiederholung und Ritual:** Die Freude am Effekt verlangt Wiederholungen des Spiels. Oerter nennt als Beispiel u.a.: „den Fußball ins Tor schießen.“ (Oerter 1993, 15) Es gibt den Wiederholungszwang, der das Spiel zur Sucht machen kann. Unverarbeitete Erlebnisse werden im Spiel so oft wiederholt, bis sie bewältigt sind. (Oerter 1993, 16 f.) „Rituale sind festgelegte Formen sozialer Verhaltensweisen, die zu bestimmten Anlässen immer wieder und in der gleichen Weise reproduziert werden.“ (Oerter 1993, 17) „Die Ritualisierung zeigt sich ausgeprägt im Spiel Erwachsener, und zwar dann, wenn Spiele öffentlich ausgetragen werden. Länderspiele, Cup-Spiele, Olympische Spiele und Ligaspiele sind Beispiele für die Bedeutung von festgelegten Ritualen. Viele dieser Rituale werden vom Publikum selbst kreiert, z.B. das Mitführen von Emblemen der favorisierten Mannschaft, Schwenken von Fahnen, Schlachten-Gesang oder Tuten.“ (Oerter 1993, 18) Rituale schränken zwar die Handlungsfreiheit ein, verleihen aber „Geborgenheit und Sicherheit durch die hergestellte Ordnung und zugleich Existenzsteigerung durch das Erleben des Besonderen bis hin zum Erhabenen.“

Die drei Merkmale sind nicht frei von inneren Widersprüchen: Zunächst wird behauptet, die Spielhandlung verfolge keinen Zweck, dann aber ist die Rede davon, dass das Spiel lebensnotwendig sei bzw. dass es Sicherheit und Geborgenheit verleihe. Festzuhalten bleibt, dass im Fußball eine neue „Realität“ entsteht und dass zum Fußball „Rituale“ gehören. Folglich kann der Fußball zumindest teilweise die Merkmale eines Spiels tragen.

Die Widersprüchlichkeit der „Spiel“-Merkmale einerseits und die Ähnlichkeit von Spiel und Sport andererseits – das sind auch die Ergebnisse von Grupes Analyse des Verhältnisses von Sport und Spiel. Bei der Auflistung der „Grundmerkmale“ von Spiel und Sport stößt er zunächst auf einige Kontradiktionen:

- „Zweck- und Nutzlosigkeit“: Tatsächlich gibt es jedoch auch „handfeste Zwecke“, wie das Siegen, Gesundheit, Geselligkeit, Anerkennung, auch „kulturelle Zwecke“ in Bezug auf Erziehung und Sozialisation. (vgl. Sutton-Smith 1978, 17 ff.; zit. nach Grupe 1982, 24 f.)
- „Nicht-Notwendigkeit“: Zwar sind Sport und Spiel nicht „zum Zwecke der Daseinssicherung und Aufrechterhaltung des Lebens“ notwendig, aber: „Kinder, so zeigt uns ja die Entwicklungspsychologie, die nicht spielen können, keine Gelegenheit oder keinen Platz zum Spielen haben oder nicht zum Spielen angeleitet werden, bleiben in ihrer Entwicklung zurück.“ (Grupe 1982, 26)
- „Freiheit bzw. Freiwilligkeit“: es gibt aber auch unbewusste Beweggründe für Sport und Spiel, zum Beispiel „die Trennung von Schoß, Wärme und Schutz der Mutter oder der Kampf gegen den übermächtigen Vater“. (vgl. Buytendijk 1951; zit. nach Grupe 1982, 27)
- „Nicht-Alltäglichkeit“: Auch hier Zweifel: Spieler und Sportler „begeben sich in wirkliche Rollen und Funktionen: Sie sind dann Fänger oder Gejagte, sie sind Torwart oder Verteidiger; diese sind sie aber eben nicht nur so als ob, sondern immer in einer verbindlichen und ernsthaften Art und Weise; wenn man Fänger, Torwart oder Verteidiger ist, dann ist man es eben wirklich, ernstlich und ernsthaft, und man tut nicht bloß so, als ob man es wäre; nur wer den Tormann im Theater spielt, der kann so tun, als wäre er einer.“ (Grupe 1982, 29)
- „Spannende Gegenwärtigkeit“: Grupe nennt die Spannung einerseits „einen der durchaus wichtigen Impulse von Spiel und Sport“. Andererseits können Spiel und Sport aber auch „langweilig und spannungslos sein.“ (Grupe 1982, 30)

So zieht Grupe das Fazit: „Die Realität des Spiels ist offenbar in sich selbst widersprüchlich.“ (Grupe 1982, 31) Ausgehend davon fragt er: „Was bleibt an Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten in Spiel und Sport?“ Zum einen stößt er auf den „Wortgebrauch“. „Wir haben uns darauf verständigt, für bestimmte Handlungen und für bestimmte Handlungsbereiche das Wort „Spielen“ bzw. das Wort „Spiel“ zu verwenden, unabhängig davon, ob diese immer herkömmlichen Merkmalsbeschreibungen genügen oder nicht.“ (Grupe 1982, 32) Zum anderen nennt er die „Intentionalität“ als Gemeinsamkeit von Spiel und Sport. Was er damit meint, erklärt Grupe in vier Schritten:

- Handlungen „zeigen sich dadurch als spielerisch oder sportlich, dass *ich* sie als spielerisch verstehe, definiere und interpretiere.“ (Grupe 1982, 33) Diese Bedeutungsfestlegung folgt Regeln. „Solche Regeln sind z.B. in der eigenen Lebensgeschichte vorgeprägt. Man hat in seiner familiären Umgebung gesehen und erfahren, was unter Spiel und Sport verstanden wird. Dann zeigt die engere und weitere soziale Mitwelt – Schule, Sportverein, peer-group – auf, wie man spielerisches und sportliches Verhalten sehen kann und sollte. Die kulturelle und gesellschaftliche Umwelt bietet schließlich ihrerseits über Medien und Fernsehen z.B. bestimmte Deutungsmuster dazu an, die zumeist auch noch in einem historischen Kontext stehen. Spiel und Sport sind in diesem Sinne sozusagen immer schon mehrfach, wenn auch nicht immer einheitlich, vordefiniert, vorweg gedeutet.“ (Grupe 1982, 33f.)
- Andererseits kann der einzelne auch auf die Geltung der Regeln einwirken: „Die Sinn und Bedeutung von Spiel und Sport bestimmenden Regeln sind jedenfalls nicht a priori gegeben, nicht von Natur aus oder dem Wesen nach da, sondern sie werden immer wieder in komplexen individuellen und gesellschaftlichen Prozessen hervorgebracht, sind zwar objektiv und faktisch als Außenwelt vorhanden, aber von uns sozusagen „hergestellt“.“ (Grupe 1982, 34)
- Es gibt räumliche Grenzen und Grenzen dessen, was erlaubt ist. Die Intentionalität bezieht sich auch auf die Situation, die entsprechend umgedeutet wird. Beispiel: „Der Torapplaus bleibt unverständlich für den, der nicht weiß, was auf den Rasen vor sich geht. Wozu dieses Geschrei der einen und das Stöhnen der anderen, wenn doch nur ein lächerlicher Lederball über die Torlinie rollt?“ (Grupe 1982, 36)
- Das Spiel entwickelt sich in einer Wechselwirkung zwischen Spieler und Spielobjekt: „Ich spiele nicht nur, sondern es spielt mit mir, das spielerische Geschehen bemächtigt sich meiner, ich gehe im Spiel voll, gebe mich ihm ganz hin.“ Beispiel: „Der Bach „will“

sozusagen übersprungen, das Fahrrad freihändig gefahren werden.“ (Grupe 1982, 36) Und man könnte ergänzen: Der Fußball „will“ getreten werden. „Die intentionale Freiheit besteht aber auch darin, dass man zeitweise oder auch ganz nein zum Spiel sagen kann; aber man kann auch dann, wenn man eigentlich schon längst zum Spielen zu müde ist, weiterspielen.“ (Grupe 1982, 37)

Sport und Spiel haben also noch immer Gemeinsamkeiten. Daneben gibt es aber auch Unterschiede. Nach Grupe verläuft die Grenze zwischen Spiel und Sport dort, „wo die Gesundheit von Sportlern aufs Spiel gesetzt wird oder sogar mit dem Risiko des Todes gespielt wird, dort wo ein Publikum oder wo Mitspieler hintergangen werden, dort wo – wie im Doping – Spielregeln verletzt werden“. (Grupe 1982, 39) Der Leistungssport schränke die individuelle Freiheit ein: es gebe weniger Deutungsmöglichkeiten und „Handlungsspielräume individueller und sozialer Art, wenn Reglements sie allzu hart beschneiden.“ (Grupe 1982, 41)

Grupes Analysen zeigen, wie wichtig es ist, innerhalb des Fußballs nach Mannschaftstypen und Zielen zu unterscheiden. Je leistungsorientierter der Fußball wird, desto mehr entfernt er sich davon, ein „Spiel“ zu sein, desto näher kommt er dem Marketing-Charakter und desto weniger wird er die Identitätsbildung fördern können. Dennoch wird man festhalten können, dass sich der Fußball auch auf Profi-Niveau einige Wesenszüge des Spiels erhält. Ernsthaftige Gesundheitsgefährdungen, Täuschungen und Doping – das mag es in Einzelfällen geben. Doch das öffentliche Interesse und die Überwachung durch die Medien dürften dafür sorgen, dass der Fußball weitgehend „sauber“ bleibt. Wenn der Fußball aber – zumindest teilweise – Züge des Spiels trägt, dann dürfte er auch den positiven Einfluss ausüben, den die Psychologie dem Spiel im Bereich der Persönlichkeitsentwicklung zuschreibt. (siehe Kapitel „Persönlichkeit und Sozialisation von Jugendlichen“)

2.3.5 Fußball zwischen Arbeit und Spiel

Die bisherigen Ausführungen haben gezeigt, dass der Fußball sowohl Charakteristika des Spiels als auch der Arbeit in sich vereinigt. Fatheuer versucht diesem Umstand gerecht zu werden, indem er die zwei Prozesstypen, nach denen die moderne Gesellschaft gekennzeichnet sei, auf den Fußball anwendet: die kumulativen und die nicht-kumulativen Prozesse.

(vgl. Lefèbre 1974) „Unter kumulativen Prozessen sind solche zu verstehen, in denen sich Produkte und Wissen anhäufen. (...) Nicht-kumulative Prozesse sind rhythmisch orientiert, (...) nicht beliebig reproduzierbar.“ (Fatheuer 1985, 70) Fatheuer ordnet nun das Spiel selbst, die Spielzüge und Aktionen dem nicht-kumulativen Prozesstyp zu, die Tabelle dagegen dem kumulativen. Das Besondere des Fußballspiels in seiner heutigen Form wäre dann, dass ein ursprünglich nicht-kumulativer Prozesstyp, das Spiel, in einem kumulativen Feld, dem Spielbetrieb, läge. Fatheuers Folgerung: „So ist der Fußball als Konfliktfeld bestimmt.“ Deutlich wird es in der folgenden Zerreißprobe: „Man soll gewinnen und schön spielen. Schön spielen aber heißt offensiv spielen. Offensivfußball aber erhöht das Risiko zu verlieren. Ein klassisches Dilemma“. (Fatheuer 1974, 74)

Fatheuer erläutert an der Geschichte des Fußballs, wie einerseits die Reguliertheit stark zugenommen hat, sich andererseits der Spielcharakter aber erhalten konnte. Stand früher hauptsächlich das Spiel im Mittelpunkt, ist er heute „durch die exorbitante Bedeutung der Deziision gekennzeichnet“. Die Spieler stehen „unter dem Diktat von Schiedsrichter, Regeln, Taktik“. (Fatheuer 1985, 98) Dennoch bleibe Fußball ein Spiel und in wohl keinem anderen gesellschaftlichen Bereich sei mehr an unmittelbaren Affekten und Wildheit zu finden als auf dem Fußballfeld. „Wo kann man solche Freudensausbrüche, solche Schreie der Freude und Enttäuschung hören und sehen, wo Männer sich abküssen und in Tränen ausbrechen?“ (Fatheuer 1985, 103) Und wieder kommt er zurück auf das Verhältnis zwischen Spiel und Arbeit im Fußball: „Bei der Arbeit müssen Affekte eliminiert werden, beim Fußball werden sie reguliert. Das ist ein Unterschied, aber nicht unbedingt ein Gegensatz. Die Entwicklungen beim Fußball und bei der Arbeit sind durchaus ähnlich gerichtet, aber dadurch wird der Fußball noch nicht zur Arbeit.“ (Fatheuer 1985, 103)

Dieses Konfliktfeld, das im Fußballspiel steckt, hat auch der Rhetorikprofessor Walter Jens erkannt. „Die Ambivalenz ist es, die Dialektik von Irrationalität und Kalkül, von Reglement und Risiko, die dem Fußballspiel in unserem Land den Charakter einer Haupt- und Staatsaktion verliehen hat, deren Phasen sich im Nachgespräch millionenfach reproduzieren: Zehn Sekunden, anno 66 in Wembley - war's nun ein Tor, Herr Dienst, oder war's keins? - und eine Debatte über Jahre hinweg.“ Immer wieder taucht der Gegensatz zwischen Zählbarem und Unerklärlichem auf. „Ein Sport, der, den Operationen in der Arbeitswelt kongruent, bis ins letzte durchgeplant ist - vom Intervalltraining bis zum taktischen Konzept:

Ein Triumph der Wissenschaft! Aber wenn es dann ernst wird, heben sich die Pläne der Parteien auf - womit gezeigt wird: Drill ist nicht alles!“ (Jens 1976, 23f.)

Ein weiterer Beleg für das Spannungsverhältnis findet sich bei Axel Hacke, wenn er über die Fußball-Leidenschaft von Jürgen Klinsmann die Vermutung anstellt: Ist es nicht so, „dass er sich hier eine Spontaneität erlauben kann, die ihm sonst allenfalls im Kreis vertrautester Personen möglich ist? Und dass die Spannung, die ihn erfüllt, genau die ist zwischen solcher Emotionalität und dem Wunsch, sich nicht in ihr zu verlieren?“ (Hacke 1998, 3) Soweit, wie der Fußball Züge des emotionsgeladenen Spiels aufweist, hat er nichts mit dem Marketing-Charakter zu tun. Da ist er ganz wie das Leben selbst.

2.3.6 Fußball als Kunst

Oerter (1993) deutet an, dass Spiel und Kunst Ähnlichkeiten aufweisen. „Spiel, vor allem Konstruktions- und Rollenspiel, ist ein Vorläufer künstlerischer Tätigkeit. Darüber hinaus existiert eine strukturelle Gleichheit bezüglich des Zusammenhanges zwischen ÜG (Anm. d. Verf.: übergeordnetem Gegenstandsbezug) (nicht bewusster Thematik) und werkschaffender Tätigkeit. Das Kunstwerk kann als Verdichtung und Materialisierung der Thematiken des ÜG angesehen werden. Kunst definiert sich daher analog zum Spiel als Form der Lebensbewältigung. Die künstlerische und die spielerische Tätigkeit haben als formale Merkmale Selbstzweck und intrinsische Regulierung miteinander gemeinsam.“ (Oerter 1993, 303) Insofern stellt die These vom Fußball als „Kunst“ eine konsequente Weiterführung der These vom Fußball als „Spiel“ dar.

Dass der Fußball Kunst sei, ist eine häufig vertretene Auffassung. Die Leistung im Fußball ist nach Buytendijk im Gegensatz zur Berufsarbeit eine freie Leistung. „Darin ist der Sport – wie sonderbar dies auch klingen mag – formal mit dem freien Beruf des Künstlers oder Gelehrten verwandt, und das Selbstbewusstsein des Sportbeflissenen ist häufig nicht geringer.“ (Buytendijk 1953, 23.) Charakteristisch für Fußball als Kunst sei ferner das „Aufgehen in der Situation. Es ist aber ein spezifisch menschliches Aufgehen, denn es ist ein Sichselbstvergessen, zugleich aber ein sich behauptendes Selbst-sein in der Weise eines ‚Sich-selbst-verlieren-wollens‘“. (Buytendijk 1953, 23)

Von dem argentinischen und später spanischen Superstar der 50er Jahre, Alfredo di Stefano, ist der Satz überliefert: „In Vollendung praktiziert, ist Fußball eine Kunst - genau wie die Malerei.“ (Bausenwein 1995, 21). „Immer wieder gelingt es virtuosen Ballarchitekten, flüchtige ‘Kunstwerke des Augenblicks’ auf den Rasen zu zaubern, Kunstwerke, die zwar nicht in Stein, dafür aber in die Erinnerung derer eingemeißelt sind, die sich für die Schönheit der Fußball-Geometrie begeistern können. Was die Spielmacher auszeichnet - eine intuitive Kunstfertigkeit der Raumgestaltung - prägt das Spiel insgesamt.“ (Bausenwein 1995, 64) Christoph Bausenwein versucht zu ergründen, worin das ästhetische Ideal des Fußballs liegt und wie es erfüllt werden kann. Er schreibt: „Der ästhetische Reiz des Sports ist der Reiz eines unwahrscheinlichen Gelingens. Und weil im so komplexen und komplizierten Mannschaftssport Fußball dieses Gelingen besonders unwahrscheinlich ist, ist hier die Freude über ein schönes Spiel besonders groß“. (Bausenwein 1995, 345)

Die Kunst des Fußballspielens manifestiert sich an Fußball spielenden „Künstlern“. Zu ihnen zählte bis zu seiner schweren Knieverletzung der brasilianische Stürmerstar Ronaldo. Fußball-Lehrer Detmar Cramer sagt über sein Spiel. „Fußball kann Fron sein, und Arbeit adelt. Aber eine solche Individualität macht Fußball zur Kunst“. (Werner 1998, 69) Auch Zinedine Zidane ist hier zu nennen, von dem der Journalist Kurbjuweit schwärmt: "Drei Pässe wie vom Zuckerbäcker. Der französische Spielmacher begnügt sich nie mit dem Naheliegenden. Er will Schönheit erschaffen, und dafür riskiert er viel. Spieler wie ihn nennt der frühere argentinische Nationaltrainer César Luis Menotti Abenteuerer. Deutschland ist kein Land der Abenteuerer“. (Kurbjuweit 1998, 66)

Helmut Böttiger, der sich intensiv mit den ästhetischen Fragen des Fußballs beschäftigt hat, würde sagen: Deutschland ist es nicht mehr! In den 70er Jahren gab es sie allemal: „Die Pässe, das Aufreißen der Flügel, der freie Raum – es ergab sich zwangsläufig, dass das erkenntnistheoretische Prinzip, das das geistige Leben der damaligen Zeit bestimmte, unmittelbar in die ureigensten Formen des Fußballspiels überging: die Dialektik als fortgeschrittene Form des Denkens fand sich wieder als Doppelpass auf dem Spielfeld: Ein klassischer Dreischritt, mit dem Torschuss als abschließender Synthese: Derlei hegelianischer Fußball konnte nur von dieser deutschen Nationalmannschaft praktiziert werden.“ (Böttiger 1997, 30) Gemeint war die Europameister-Elf von 1972, mit Günter Netzer als genialem Strategen, den er mit den Worten zitiert: „Ich betrachte es als Kunst, den Ball in Richtungen zu schießen, die schwierig sind.“ (Böttiger 1997, 72)

Heute dagegen seien die Spieler „Milchbubis wie Andi Möller“, „guterzogene Mittelschichttypen, ohne Furchen im Gesicht oder Spuren von subjektiver Erfahrung“. Fußball diene nicht mehr als „ästhetische Projektionsfläche“. (Böttiger 1997, 31) Stattdessen sind Sportarten wie Tennis auf dem Vormarsch: „Es geht um den Einzelkämpfer, um den Showstar, um den schnellen und schnellvergessenen Erfolg.“ (Böttiger 1997, 32) „Denn im Tennis, da geht es genauso zu wie im Leben. Da ist der hektische Mehrwertalltag, die rationalisierte Profitmaximierung auf den Punkt gebracht. Man lechzt nach sofortiger Bedürfnisbefriedigung, nach dem schnellen Erfolg ohne lange Winkelzüge und Spielaufbau, der Punkt muss gleich da sein, nach dem Aufschlag gleich abgebucht werden, ohne Verzögerung, ohne luststeigernde Umwege.“ (Böttiger 1997, 33) Die Tatsache, dass wichtige Fußballspiele in letzter Zeit durch Elfmeter oder Elfmeterschießen entschieden werden, ist für Böttiger der Beweis dafür, dass sich diese „Bum-Bum-Mentalität“ auch im Fußball durchsetzt.

Die Hoffnung auf eine neue Fußball-Ästhetik komme von den „Rändern“, zum einen aus Afrika: Kamerun und Kolumbien waren bei der WM 1990 in Italien die spielerisch besten Mannschaften. „Jeder sah, das da die Herzen klopfen, dass der Ball genauso ein Instrument war wie die Gitarre des rastaköpfigen Makanaky abends im Hotelzimmer. Fußball ist in Afrika, Fußball ist in allen „Entwicklungsländern“ noch eine Metapher. Wo der Luxus bereits mit ein paar Kickstiefeln anfängt, geht es um Existentielles.“ (Böttiger 1997, 200) Zum anderen komme die Hoffnung aus Dänemark, das erst kurz vor Beginn der Europameisterschaft 1992 als Teilnehmer für Jugoslawien nachrückte. Die dänischen Spieler machten Urlaub, während sich die anderen auf das Turnier vorbereiteten. „Obwohl sie das ausschweifende Leben in der freien Wildbahn in den Knochen hatten, waren sie den kasernierten und gedrillten Zuchtfußballern überlegen.“ (Böttiger 1997, 209)

Für den Zusammenhang von Kunst und Fußball spricht auch, dass sich zahlreiche Schriftsteller und Dramatiker vom Fußball begeistern ließen. Vom Schweizer Autor Max Frisch ist der Satz überliefert: „Ich weiß nicht, warum ich von allen Kameraden der einzige war, der nie einen Karl May las, eigentlich auch keine anderen Bücher; außer Don Quixote und Onkel Toms Hütte, die mir unsäglich gefielen, aber genügten. Was mich unersättlich begeisterte, war Fußball und später Theater.“ (Frisch 1970, 275; zit. nach Hortleder 1974, 130) Marcel Reich-Ranicki gibt Ursachen dafür an: „Die Literatur und der Sport appellieren auf verschiedenen Ebenen und mit unterschiedlichen Mitteln an dieselben fundamentalen

Gefühle. (...) Heldentum, Leidenschaft, Solidarität, Neid, Ruhmsucht.“ (Reich-Ranicki 1966, 86; zit. nach Hortleder 1974, 123) Der Fußball bietet wie die Kunst die Gelegenheit, Gefühle zum Ausdruck zu bringen. Und er bietet eine theaterähnliche Dramatik: ein Fußballspiel ist kein „kontinuierlich ablaufendes Ganzes, wie das Ruderrennen oder der Wettlauf: vielmehr gibt es eine Ausgangsposition, ein Spiel und Situationsentwicklung, eine sich steigende Spannung und eine Lösung, ein ‚Tor‘ oder keines, ‚da grad daneben‘ und so fort. Man kann dies den dramatischen Charakter nennen, der bei jedem Fußballwettbewerb immer aufs neue in Erscheinung tritt.“ (Buytendijk 1953, 25)

Einige Literaten benutzten den Fußball auch als Stoff ihrer Werke. Zu nennen sind hier Peter Handke (1969, 1972), Ödön von Horwath (1925), Ror Wolf (1971) und Friedrich Thorberg, letzterer mit seiner „Hymne auf den Tod eines Fußballspielers“. Darin trauerte der Autor über den Tod des österreichischen Fußball-Künstlers Matthias Sindelar:

„Er spielte Fußball wie kein zweiter,
er stak voll Witz und Phantasie.
Er spielte lässig, leicht und heiter.
Er spielte stets, er kämpfte nie.“
(zit. nach Schulze-Marmeling 1992, 130)

Sindelar, genannt der „Papierene“, Protagonist des österreichischen „Scheiberl-Spiels“ der 30er Jahre, war den Nationalsozialisten ein Dorn im Auge, weil er im Spiel „Altreich“ gegen „Deutsch-Österreich“ am Vorabend des Anschlusses ein Tor schoss und damit zum 2:0-Sieg Österreichs beitrug, was zu einer antipreußischen Stimmung in der „Ostmark“ führte. Zudem weigerte sich Sindelar danach, für „Großdeutschland“ zu spielen. Er kam am 13. Januar 1939 ums Leben: „Der Abzug seines Ofens war verstopft gewesen, so dass das tödliche Gas nicht entweichen konnte“. (Schulze-Marmeling 1992, 133) Es gab das Gerücht eines Selbstmordes.

2.3.7 Fußball zwischen Religion, Arbeit, Spiel und Kunst

Fußball als Lebensmodell lautete die Überschrift dieses zweiten Kapitels. Was macht das „Leben“ aus? Das Leben der benediktinischen Mönche ist geprägt von dem Leitsatz „ora et labora“, „bete und arbeite“. Wer das Leben in benediktinischen Klöstern kennt, der weiß, dass es dort nicht so spartanisch zugeht, wie der Leitsatz vermuten lässt. Da wird gesungen, gelacht und musiziert. Die Freude am Leben, die sich aus der Begeisterung für Jesus Christus nährt, kommt nicht zu kurz. Und seit jeher sind Klöster Keimzellen großer künstlerischer Werke. Nimmt man noch den „Kampf“ dazu, der bei den friedliebenden Benediktinern nicht unbedingt zu erwarten ist, dann sind wesentliche Bereiche des Lebens bereits angesprochen: Kampf, Religion, Arbeit, Spiel und Kunst. Die Liebe hätte man noch ergänzen können, doch ist sie auch in Spiel und Kunst enthalten.

Diese wesentlichen Bereiche des Lebens finden sich, wie gesehen, im Fußball wieder. Der Fußball erscheint als Konglomerat dieser Bereiche. Ohne den Kampf „würde das Fußballspiel zu einer ‚Kunstfertigkeit‘; aber gerade weil es dies niemals vollkommen werden kann und das Dramatische, das Zufällige, das Unvollkommene ebenso wohl erhalten bleibt wie der äußerste Einsatz, das Aggressive und das Wagnis, ist das Fußballspiel bei uns immer wieder populär bei jungen und alten Spielern“. (Buytendijk 1953, 26) Wo Fußball „Kampf“ darstellt, religiöse Bedürfnisse erfüllt oder nach den Strukturen der Arbeitswelt abläuft, entspricht er dem modernen „Gesellschafts-Charakter“ und verfestigt ihn. Wo der Fußball noch spielerische und künstlerische Momente beinhaltet, geht er darüber hinaus und ermöglicht die Herausbildung von Identität. Es gibt also Fußball, der die Identitätsbildung fördert und solchen, der sie behindert. Entscheidend ist der Stellenwert, den der Fußball für den einzelnen Spieler hat. Welche Bedeutung misst er ihm bei? Ist Fußball für ihn Kampf, Arbeit und Religion, oder Spiel und Kunst? Dies wird ein Anhaltspunkt sein, wenn man empirisch die Frage klären will, ob Fußball die Identitätsentwicklung fördert.

Ein Zitat von Arthur Hopcraft verweist auf eine damit verwandte Problematik: „Kein Spieler, Manager oder Zuschauer, der Fußball entweder intellektuell begreift oder mit seinem ganzen Gefühl, wird jemals jenen Unsinn daherreden, der gelegentlich den Furchtsamen entfährt: Schließlich sei es ja nur ein Spiel! Seit achtzig Jahren ist es eben nicht nur ein Spiel gewesen, nämlich seit die Arbeiterklasse hier einen Fluchtweg aus dem Elend entdeckte und diesen Sport für sich reklamierte. Das war nicht nur eine Randerscheinung dieses Jahrhunderts. Was

auf dem Fußballfeld passierte, hat große Bedeutung, nicht so wie Essen und Trinken, sondern die Bedeutung, die für manche Leute Lyrik hat und für andere Alkohol. Er nimmt von der Persönlichkeit Besitz.“ (zit. nach Schulze-Marmeling 1992, 10)

Bemächtigt sich Fußball der Persönlichkeit so wie Alkohol? Das hieße, dass Fußball „betrunken“ macht. Er schafft ein gutes Gefühl, obwohl die Probleme des Alltags nicht gelöst werden. Er schafft eine Identität, die nur Einbildung ist, eine geliehene Identität. Diese Gefahr besteht vor allem für die Zuschauer. Denn während die Spieler eine eigene Leistung erbringen, können die Zuschauer am Rande nur mitfiebern, hoffen und bangen. Am Ende sind sie glücklich über einen Sieg oder traurig über eine Niederlage. Doch in Wirklichkeit sind ja nicht sie es, die das Ergebnis bewirkt haben.

3. Jugend heute

Die vorliegenden Ausführungen beschäftigen sich mit der Identitätsentwicklung von männlichen Jugendlichen unter dem Einfluss des Mannschaftsspiels Fußball. Nachdem zunächst die Identitätsentwicklung und anschließend der Fußball als Lebensmodell dargestellt wurde, sind nun noch einige Anmerkungen zum dritten Bestandteil des Themas notwendig: den (männlichen) Jugendlichen.

Das 20. Jahrhundert wird immer wieder als „Jahrhundert der Jugend“ bezeichnet. Während es zuvor allgemein einen nahtlosen Übergang von der „Kindheit in ein arbeitsbelastetes Erwachsenenalter“ gab, schob sich im 20. Jahrhundert zunehmend eine Phase der (Schul-)Ausbildung dazwischen. Diese Phase sei allerdings nicht durch ein standardisiertes „biografisches Muster“ gekennzeichnet, sondern durch die Vielfalt von Jugendkulturen. (Sander 2000, 3) Jung zu sein, oder es zumindest zu scheinen, wird im 20. Jahrhundert zu einem allgemein erstrebten Gut. Die Jugendlichkeit setzt sich „als universale und normative Sozialkulturvorgabe in Deutschland und allen anderen modernen Gesellschaften“ durch – auch mit paradoxen Zügen: Der Anteil der Alten wird immer größer, dennoch gibt es „immer jugendlichere Idealbilder“. (Sander 2000, 4) Zur Jugendphase gehören Institutionen wie die Schule als „Kristallisationskerne von Gleichaltrigenkulturen“ sowie „eine gewisse Freistellung von Arbeit, Familie, Ehe, Verantwortlichkeit“ und eine gewisse „Autonomie der Lebensführung“. (Sander 2000, 5)

3.1 Rahmenbedingungen

Aus dem ersten Kapitel ging hervor, dass sich die Identitätsentwicklung gerade in der Jugendphase in einem entscheidenden Stadium befindet. „Die Lebensphase Jugend ist durch die lebensgeschichtlich erstmalige Chance gekennzeichnet, eine Ich-Identität zu entwickeln.“ (Hurrelmann 1999, 73) Was mit Identität gemeint ist, wurde im ersten Kapitel beschrieben. Hurrelmann selbst fasst es in seinem sozialisationstheoretischen Ansatz vom Jugendalter folgendermaßen zusammen: Die Jugendlichen „werden zur Teilnahme an sozialen Interaktionen fähig, indem sie sich lebensgeschichtlich zum ersten Mal nicht nur als handelndes Subjekt empfinden, sondern sich selbst im Prozess des Handelns auch als Objekt wahrzunehmen vermögen. Sie bauen auf diese Weise ein erstes Bild von sich selbst auf,

indem sie alle Ergebnisse der bisherigen Interaktionen auswerten und zu einem in sich stimmigen und schlüssigen Entwurf als „Selbstbild“ („Selbstkonzept“) zusammenfügen. Im Jugendalter bietet sich zum ersten Mal im Lebenslauf die Chance, ein identitätsstiftendes Selbstbild zu entwickeln, das die Voraussetzung für die Fähigkeit von flexiblem und situationsangemessenem sozialen Handeln ist. Mit Identität ist dabei die Kontinuität des Selbsterlebens auf der Basis des Selbstbildes gemeint. Eine Kontinuität des Selbsterlebens und des inneren Sich-Selbst-Gleichseins kann nur aus der Synthese von Individuation und Integration entstehen. Die Identität umfasst das Empfinden der Einmaligkeit und Unverwechselbarkeit der eigenen Person genauso wie das Empfinden der Akzeptanz und Anerkennung durch die soziale Umwelt.“ (Hurrelmann 1999, 73) Dieses Spannungsverhältnis werde in der Jugendphase erstmals bewusst erlebt.

Doch dass die beiden Forderungen nach Individuation und Integration auch synthetisiert werden können, ist keineswegs sicher. Große Zweifel entstehen, wenn Anna Freud mit ihrer Beschreibung des jugendlichen Seelenlebens in der Pubertät Recht haben sollte: „Der Jugendliche ist gleichzeitig im stärksten Maße egoistisch, betrachtet sich selbst als den Mittelpunkt der Welt, auf den das ganze eigene Interesse konzentriert ist, und ist doch wie nie mehr im späteren Leben opferfähig und zur Hingabe bereit. Er formt die leidenschaftlichsten Liebesbeziehungen, bricht sie aber ebenso unvermittelt ab, wie er sie begonnen hat. Er wechselt zwischen begeistertem Anschluss an die Gemeinschaft und unüberwindlichem Hang nach Einsamkeit; zwischen blinder Unterwerfung unter einen selbstgewählten Führer und trotziger Auflehnung gegen alle und jede Autorität. Er ist eigennützig und materiell gesinnt, dabei gleichzeitig von hohem Idealismus erfüllt. Er ist asketisch, mit plötzlichen Durchbrüchen in primitivste Triebbefriedigungen. Er benimmt sich zuzeiten grob und rücksichtslos gegen seine Nächsten und ist dabei selbst für Kränkungen aufs äußerste empfindlich. Seine Stimmung schwankt von leichtsinnigstem Optimismus zum tiefsten Weltschmerz, seine Einstellung zur Arbeit zwischen unermüdlichem Enthusiasmus und dumpfer Trägheit und Interesselosigkeit.“ (Freud 1999, 136)

Schon zur Zeit einer Anna Freud war es also schwierig für Jugendliche, die soziale und personale Identität miteinander in Einklang zu bringen. Heute hat es die Jugend allerdings mit ganz anderen Rahmenbedingungen zu tun als noch vor 50 oder 60 Jahren. Das Schlagwort der Pädagogik lautet „Veränderte Kindheit“, die auch zu einer „veränderten Jugend“ geführt hat. Welche Bereiche hat der Wandel berührt?

- „Familiale Lebenswelt: Demographische Trends“: Es gibt „immer weniger Kinder pro Familie und immer vielfältigere Formen des Zusammenlebens von Kindern mit Erwachsenen“. 53% aller Haushalte mit Kindern haben nur ein Kind, eine Million Kinder wachsen in Scheidungsfamilien auf. (Schmidt 1997, 144)
- „Gesellschaftliche Rahmenbedingungen“: „Zunahme der sozialen Ungleichheit“ angesichts von 3,6 Millionen Arbeitslosen. „Zu den materiellen Verlierern zählen primär die allein von ihren Müttern erzogenen Kinder; ein Drittel von ihnen ist, bei steigender Tendenz, auf Sozialhilfe angewiesen.“ (Schmidt 1997, 145)
- „Wandel der Erziehungsstile und –normen“: Büchner (1983, 196) erkennt eine Entwicklung „vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln“, Zinnecker (1990, 648; nähere Bezeichnung fehlt) sieht vielfach eine „Beziehung statt Erziehung“. (zit. nach Schmidt 1997, 146)
- „Freizeit und Konsum“: „Statt Mangel gibt es in der Zweidrittelgesellschaft Massenkonsum“. Kinder verfügen in Deutschland über zwei Milliarden DM Taschengeld und entscheiden außerdem bei den Anschaffungen der Familie mit. Konsumartikel werden zunehmend Voraussetzung für Ansehen und Beliebtheit: „Wer nichts hat, wird nicht besucht.“ (Schmidt 1997, 148)
- „Das veränderte Raumverhalten“: „Im Extrem steht die Umwelt den Kindern als etwas Fertiges gegenüber, das sich zur Benutzung anbietet, aber nur als Struktur von Handlungsprogrammen, die wählbar, aber kaum gestaltbar sind.“ (Schmidt 1997, 149) Als Beispiel werden fertige, betonierte Kinderspielplätze angeführt.
- „Der Run in die Institutionen“: Kinder haben heute immer weniger frei verfügbare Zeit. Ihre Freizeit ist durchorganisiert: vom Kindergarten bis zu den „Musik-, Mal- und Ballettschulen“ etc. (Schmidt 1997, 150)
- „Zwischenmenschliche Beziehungen“: Die geringe Auswahl von potentiellen Spielpartnern hat zur „Folge, dass die meisten Kinder ihre Freunde unter den Klassenkameraden wählen müssten, und Kinder im Streit eher nachgäben, um in dieser kinderarmen Welt nicht auch noch diese wenigen Partner zu verlieren.“

- „Kinderwünsche“: Kinder wünschen sich häufig mehr Spielpartner. „Insgesamt zeichnet sich ein Trend ab, Schule nicht nur als Lernort, sondern auch als Stätte der persönlichen Begegnung, der Kontaktpflege und der Erholung zu begreifen.“ (Schmidt 1997, 154)
- „Grundschüler heute – aus der Sicht ihrer Lehrerinnen und Lehrer“: „87% der Lehrer und Lehrerinnen betrachten ihre Schüler als konzentrationsschwächer, 84% als unruhiger“ als in früheren Schülergenerationen. (Schmidt 1997, 155; vgl. Fölling-Albers 1992). „Immerhin zwei Drittel der Lehrer und Lehrerinnen glauben, dass in heutiger Zeit Kinder eher ich-bezogen und gegenüber früher weniger rücksichtsvoll seien. Zu früher ergaben die Variablen `Selbständigkeit` und `Lernmotivation` keine Unterschiede. Im Gegensatz dazu sei die `Leistungsorientierung` deutlich angestiegen.“ (Schmidt 1997, 155)
- „Veränderung der Bewegungs- und Sportwelt“. Kinder treiben heute „früher und institutionalisierter“ Sport als noch in den 50er Jahren. Schon mit vier bis sechs Jahren beginnt für sie das „Training“ im Verein. „Kinder werden trainiert, bevor sie spielen können.“ (Schmidt 1994b, 3; zit. nach Schmidt 1997, 151) Außerdem zu beobachten: eine „Ausdifferenzierung der Sportarten“: „Die Stellung des Fußballs bei den Jungen und des Turnens bei den Mädchen war in den 50er Jahren monopolartig. Die Beliebtheit dieser Sportarten hat bei den Kindern auch 1995 nicht nachgelassen. Verändert haben sich sowohl ihre Einbettung in andere Sportarten als auch die wachsende Konkurrenz der Sportvereine durch weitere Sportanbieter sowie andere Normen und Werte des Sporttreibens.“ (Schmidt 1997, 151, vgl. Heinemann 1989) 40% aller Sportvereinsmitglieder bis zum 16. Lebensjahr spielen Fußball.

Die veränderten Rahmenbedingungen verkomplizieren nach Hurrelmann den Aufbau von Identität: „Wenn nicht alles täuscht, dann ist unter heutigen Lebensbedingungen die Bildung und Aufrechterhaltung einer bewusst reflektierten Kontinuität des Selbsterlebens schwieriger als vor einer oder zwei Generationen. Denn durch den zunehmenden Prozess der Ausdifferenzierung der Sozialstruktur (...) und den Prozess der Entinstitutionalisierung von Lebensübergängen bei Enttraditionalisierung von Werten und Normen sind erhebliche Anforderungen an die Koordination und Steuerung des eigenen Handelns gerichtet. (Hurrelmann 2001, 177f.)

3.2 Reaktionsformen – Hinweise für fehlende Identität

Eine Arbeitsgruppe um Hurrelmann untersuchte im Spätherbst 1986 und Spätherbst 1987 insgesamt 1700 Schülerinnen und Schüler im Alter von 12-16 Jahren in Nordrhein-Westfalen. Gegenstand der Untersuchung waren die psychosozialen Belastungen im Jugendalter.

„Eine der zentralen Ausgangsannahmen der Untersuchung besagt, dass sowohl Delinquenz, Kriminalität und Aggressivität als auch psychische Auffälligkeiten und gesundheitliche Beschwerden als Reaktion auf die vielfältigen Belastungsmomente angesehen werden können, denen sich junge Menschen in modernen Industriegesellschaften täglich ausgesetzt sehen.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 1) Die problematischen Reaktionsformen sind damit Hinweise für fehlende Identität. Sie zeigen an, dass es den Jugendlichen nicht gelingt, die Forderungen der inneren und der äußeren Realität zu ihrer Zufriedenheit in Einklang zu bringen.

In die Untersuchung wurden vier Indikatoren für psychosoziale Reaktionsformen einbezogen: „Psychosomatische und emotionale Stress-Symptome“, „Selbstwertprobleme“, „sozial abweichendes Verhalten“ und „Drogenkonsum“. (Engel/Hurrelmann 1989, 2) Insbesondere wollten die Forscher ermitteln, welche personalen und sozialen Faktoren mit den Reaktionsformen in Zusammenhang stehen. Es fällt auf, dass jede der Reaktionsformen das Fehlen einer bestimmten Voraussetzung für den Aufbau von Identität anzeigt.

Psychosomatische und emotionale Stress-Symptome

Stress bedeutet die „Dysbalance zwischen Handlungskompetenz und Handlungsanforderung“ (Ulich 1985, 22; Brinkhoff 1998, 86) Stress-Symptome weisen somit darauf hin, dass Handlungskompetenzen nicht in ausreichender Form vorhanden sind. Handlungskompetenzen sind aber nach dem Hurrelmann'schen Modell die erste von drei Voraussetzungen für den Aufbau von Identität. Wer psychosomatische oder emotionale Stress-Symptome hat, leidet an einem Mangel an Handlungskompetenzen und damit an einem Mangel an Identität.

Zu den Ergebnissen von Engel/Hurrelmann: „An der Spitze der psychovegetativen Symptome stehen Kopfschmerzen, Nervosität/Unruhe und Schwindelgefühle, zu den vergleichsweise seltenen Ereignissen zählen Alpträume und Atembeschwerden. Wut, Zorn/Ärger und Gefühle von Erschöpfung und Überforderung stehen an der Spitze der emotionalen Symptome

jugendlicher Stressbelastung. Vergleichsweise selten wird von Hilflosigkeits-, Überflüssigkeits- und Schuldgefühlen berichtet.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 98)

Oberschichtkinder haben nicht mehr oder weniger Stress-Symptome als Unterschichtkinder: „Es konnten nur unbedeutende regionale Unterschiede in der Verbreitung der Symptome festgestellt werden. Mädchen berichten in deutlich höherem Maße von häufigen Symptomen als Jungen. Diese Unterschiede sind bei den psychovegetativen Beschwerden stärker ausgeprägt als bei den emotionalen Belastungssymptomen. Nur geringe Unterschiede in der Symptomprävalenz werden sichtbar, wenn der soziale Hintergrund des Jugendlichen, gemessen am Bildungs- und Berufsrang des Vaters, in Betracht gezogen wird, vor allem ist in den drei Untersuchungsregionen kein einheitlicher Trend zu verzeichnen.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 98)

Sozialer Auf- und Abstieg ist dagegen mit Stress verbunden: „Die Stressbelastung des Jugendlichen erweist sich nach der vorliegenden Analyse jedoch als Funktion des Bildungsschicksals des Jugendlichen. Dabei wurde unterschieden, ob es sich um ein Kollektiv- oder Individualschicksal handelt. Als besonders belastet erwiesen sich dabei sowohl Jugendliche, die auf dem Wege sind, bildungsbezogenen Aufstieg zu realisieren, als auch Jugendliche, die mit einem verschärften Risiko bildungsbezogenen Abstiegs konfrontiert sind“, besonders dann, wenn davon nur der einzelne Jugendliche, nicht aber seine Freunde und Bekannten betroffen sind.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 98)

Holler-Novitzki hat sich im Anschluss an Engel/Hurrelmann mit den psychosomatischen Beschwerden Jugendlicher eingehend beschäftigt. Ihre Ergebnisse basieren auf einer Längsschnittbefragung, die zwischen 1986 und 1989 an 12 bis 16jährigen Schülerinnen und Schülern in Nordrhein-Westfalen durchgeführt wurde. Unter psychosomatischen Beschwerden versteht Holler-Novitzki „körperliche Beschwerden ohne organisches Substrat“, bei denen „eine organische Verursachung ausgeschlossen wird“, „gleichwohl ein subjektives gesundheitliches Leiden bzw. gesundheitliche Beeinträchtigungen als körperliche Beschwerden zum Ausdruck gebracht werden“ und „(psychische) Konflikte als Verursachung angenommen werden.“ (Holler-Nowitzki 1994, 97)

Die Querschnittuntersuchung von 1986 bringt folgende Ergebnisse: Vermehrt psychosomatische Beschwerden weisen diejenigen Jugendlichen auf, die

- a) nicht glauben, ihre Zukunftspläne verwirklichen zu können: „Grundsätzlich zeigen die repräsentativen Querschnittsdaten auf bivariater Ebene einen Zusammenhang zwischen denen als ´unsicher` wahrgenommenen Zukunftsplänen (additiver Index der als überdurchschnittlich unsicher wahrgenommenen Verwirklichungschancen) der Jugendlichen und dem Auftreten psychosomatischer Beschwerden ($r=0.13$, $p=0.000$).“ (Holler-Nowitzki 1994, 190)
- b) gegenüber den schulischen Anforderungen versagen: „Für das Auftreten psychosomatischer Beschwerden stellen Schulleistungsschwierigkeiten einen Risikofaktor dar: Die Beschwerdebhäufigkeit ist in der Gruppe von Jugendlichen überdurchschnittlich hoch, die Probleme mit schulischen Leistungsanforderungen angibt.“ (Holler-Nowitzki 1994, 191) Dies gelte für Schüler aller Schulformen, besonders jedoch für Gesamtschüler.
- c) häufig Konflikte mit den Eltern aufgrund von Schulleistungsschwierigkeiten haben: „Schüler und Schülerinnen, die unter überdurchschnittlich vielen Beschwerden leiden, berichten in 43% der Fälle von relativ häufigen Konflikten mit den Eltern aufgrund von Schulleistungsschwierigkeiten, aber nur 24% derjenigen mit wenigen Beschwerden.“ (Holler-Nowitzki 1994, 194)

Die genannten Ergebnisse aus dem Querschnitt von 1986 werden bestätigt durch die Längsschnittbetrachtung 1986-1989 (vgl. Pfadmodell, Holler-Nowitzki 1994, 202): „Als Hauptwirkungsmechanismus in der ´Stressreaktionsbildung` lassen sich einerseits die direkten Pfade von der Konflikthäufigkeit mit den Eltern zu jedem einzelnen Erhebungszeitpunkt und andererseits die ´Vorerfahrungen` psychosomatischer Stressreaktion aus den vorhergehenden Wellen benennen.“ (Holler-Nowitzki 1994, 201) Ein indirekter Pfad verläuft vom Versagen gegenüber Schulanforderungen über die Konflikthäufigkeit mit den Eltern zu den psychosomatischen Beschwerden. Damit haben die Konflikte mit den Eltern zum Thema Schule eine „Schlüsselstellung“ (Holler-Nowitzki 1994, 203).

Selbstwertprobleme

Die zweite Ebene des Identitätskonzepts von Hurrelmann besteht in einem Selbstbild, das auf positiver Selbstbewertung beruht. Somit zeigen Selbstwertprobleme an, dass die notwendige zweite Stufe des Identitätskonzepts nicht erklommen wird. „Ein positives Selbstwertgefühl

muss – gerade im Jugendalter – als ein zentrales persönliches und dabei unmittelbar sozial beeinflusstes Gut angesehen werden.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 112)

Zum einen beeinflussen Erfahrungen in der Schule das Selbstwertgefühl: „Erwartungswidrige Schulleistungen, die die Ansprüche der Eltern oder der Jugendlichen selbst nicht erfüllen, sind ganz eindeutig mit Selbstwertproblemen verknüpft. Es ist vor allem ein unsicherer Zukunftsbezug, der hier den Ausschlag gibt, also die Einschätzung, den angestrebten Schulabschluss möglicherweise nicht zu erreichen. Analoges gilt für die Verunsicherung der beruflichen Zukunftsperspektive („Antizipationsunsicherheit“). Die Beeinträchtigung des Selbstwertes steigt dann weiter an, wenn der schulische Leistungs(miss-)erfolg vor allem auf die eigenen Fähigkeiten und nicht auf äußere Faktoren zurückgeführt wird.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 112)

Zum anderen steht die Gleichaltrigengruppe in engem Zusammenhang mit dem Selbstwertgefühl: „Die soziale Randposition in der Gleichaltrigengruppe ist ebenfalls mit Selbstwertproblemen verbunden. Das gilt sowohl auf der Leistungsdimension als auf der ‚Prestigedimension‘ der Beziehungen zu den Mitschülerinnen und Mitschülern.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 112)

Delinquenz und Aggressivität

Aggressivität könnte man als Teil des Gesellschafts-Charakters (Fromm) interpretieren. Der heidnische Held gelangt durch Kampf zu Ansehen. Wo das „Habenwollen“ nicht befriedigt wird, eignet man es sich gewaltsam an. Der Marketing-Charakter verhindert aber, wie oben beschrieben, den Aufbau von Identität. Somit sind auch Aggressivität und Delinquenz ein Kennzeichen fehlender Identität.

Delinquenz kann erstens entstehen, wenn die Gefahr besteht, zentrale Werte nicht verwirklichen zu können. „Das Risiko, an den gestellten schul- und berufsbezogenen Anforderungen zu scheitern, und die damit verbundene Verunsicherung des Jugendlichen sind bedeutsame Faktoren in der Genese jugendlicher Devianz. Vor allem bei ausgeprägter Leistungs- und Erfolgsorientierung des Jugendlichen erweisen sich eingeschränkte Aussichten diesbezüglich als Risikofaktor. Von Bedeutung ist dabei jedoch keinesfalls nur, ob der Jugendliche an schulischen Standards gemessen passable Leistungen zu zeigen in der Lage

ist, sondern auch, ob seine Schulleistungen die in sie gesetzten sozialen Erwartungen erfüllen. Gerade in dieser Hinsicht erweisen sich die Eltern als zentrale Bezugsgruppe des Jugendlichen.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 155)

Zweitens erscheint Delinquenz als eine Folge von Deprivationserfahrungen in der Peer-Gruppe: „Darüber hinaus sind Deprivationserfahrungen in der Gleichaltrigengruppe ein Faktor von ausschlaggebender Bedeutung. Einerseits spielen Statusdeprivationen eine eigenständige Rolle in der Genese jugendlicher Delinquenz. (...) Deprivationserfahrungen sind zugleich aber auch ein mögliches Glied in der Kette von Faktoren, über die sich nachteilige ‚Anfangsbedingungen‘ delinquenzfördernd auswirken können. Der Bildungshintergrund des Jugendlichen ist dafür ein Beispiel.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 155)

Drittens kann aber auch eine zu starke Integration in die Peer-Gruppe Delinquenz hervorrufen. „Jugenddelinquenz entsteht jedoch nicht nur daraus, dass zentrale Wertvorstellungen nicht mit allgemein gebilligten Mitteln verwirklicht werden können. In Betracht zu ziehen sind ebenfalls die Möglichkeiten, gegebenenfalls auch auf nicht gebilligte, ‚illegitime‘ Mittel zurückgreifen zu können. Indirekt wird diese Behauptung dadurch erhärtet, dass sich die Wahrscheinlichkeit devianter Verhaltensweisen unter Bedingungen starker Peer-group-Integration als deutlich erhöht zeigt. (Engel/Hurrelmann 1989, 156)

Schließlich spielt auch der soziale Kontext bei der Delinquenz eine Rolle: „Die Wahrscheinlichkeit jugenddelinquenten Verhaltens ist jedoch nicht nur eine Funktion der spezifischen ‚Gelegenheiten‘, die in einem gegebenen sozialen Rahmen existieren. Deviantes Verhalten kann im allgemeinen auch durch eine soziale Struktur begünstigt werden, die nicht oder nur eingeschränkt die Eigenschaft besitzt, sozialem Konflikt und Aggression vorzubeugen.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 156)

Alkohol-, Tabak- und Drogenkonsum

Der Konsum weicher und harter Drogen vermittelt für einige Stunden das Gefühl heiler Welt. Plötzlich kommt der Konflikt zwischen äußeren Anforderungen und inneren Bedürfnissen zur Ruhe. Doch es handelt sich nur um eine Schein-Identität, eine geborgte Identität. Die Probleme bleiben bestehen und werden nach dem Erwachen aus dem Rausch eher noch größer sein.

Junge Leute greifen zu Alkohol, Tabak und Drogen, weil sie ihnen vermeintlich helfen, mit ihren Belastungen fertig zu werden. Das ist die theoretische Vorstellung von Mansel/Hurrelmann, die sich auch empirisch erhärtet: „Wie die empirischen Untersuchungen zeigen, ist mit verstärktem Alkohol- und Tabakkonsum in Situationen und Konstellationen vor allem der schulischen Belastung und der ungesicherten Integration in die Gleichaltrigengruppe zu rechnen. Der Drogenkonsum erweist sich als ein stark altersabhängiges Verhalten, das ganz offensichtlich schon zu Beginn des zweiten Lebensjahrzehnts einsetzt und kontinuierlich mit steigendem Alter anwächst. Geschlechtsspezifische Unterschiede sind hingegen nur in wenigen Teilbereichen erkennbar.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 181)

Alkohol dient häufig als Einstiegsdroge: „Sowohl Tabak als auch Alkoholika, also die legalen Drogen, erweisen sich in unserer Analyse eindeutig als Wegbereiter für den Konsum von illegalen Drogen. Die deutlichste Vorreiterfunktion spielen dabei die leichten Alkoholika. Illegale Drogen werden besonders häufig von Jugendlichen konsumiert, die in eine festgefügte soziale Clique integriert sind. Die Untersuchung hat ferner gezeigt, dass die Gruppe der Konsumenten illegaler Drogen durch eine überproportional hohe Quote von Diebstahlsdelinquenz gekennzeichnet ist – ein Hinweis auf die „Beschaffungskriminalität“, die häufig mit dem Drogenkonsum verbunden ist.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 181)

Insgesamt ist festzuhalten: Zu den psychosozialen Risiken zählt ein ungünstiger sozialer Hintergrund, der über Zukunftsunsicherheit zu Stress und Selbstwertproblemen und auch zu schulischen Problemen führen kann. „Auch Streit und Auseinandersetzungen mit den Eltern können sehr wohl zur Chronifizierung ansonsten episodenhafter schulischer Schwierigkeiten beitragen. (...) Effektive Risiken für die Entwicklung des Jugendlichen liegen dabei in den Kontexten Familie, Schule und Gleichaltrigengruppe.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 199) Gerade was letztere betrifft, ist das schon oben erwähnte, scheinbare Paradoxon zu beobachten: „Die Integration in sich selbst als Cliquen verstehende Gruppen kann Drogenkonsum und Delinquenz sehr begünstigen, andererseits aber auch Selbstwertprobleme reduzieren.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 200)

3.3 Möglichkeiten zur Gegenwirkung

Die Auflistung der problematischen Reaktionsformen auf die psychosozialen Belastungen fordert dazu heraus, Maßnahmen zur Gegenwirkung aufzuzeigen. Weil die problematischen Reaktionsformen Kennzeichen fehlender Identität sind, so dienen die Maßnahmen zur Gegenwirkung gleichzeitig dem Aufbau von Identität. So wird schrittweise ersichtlich, in welchen Bereichen der Fußball ein Feld bietet, um Identität aufzubauen. Engel/Hurrelmann sehen vier Typen von Interventionshandlungen bei psychosozialer Belastung: (Engel/Hurrelmann 1989, 202)

	Zieldimension	
	personale Ressourcen	soziale Ressourcen
Stadium: präventiv	A) Training individueller Kompetenzen	B) Verbesserung sozialer Lebensbedingungen
Stadium: korrektiv	C) Systematische Verhaltensmodifikation	D) Aufbau von Unterstützungsnetzwerken

Intervention bedeutet hier, gegen die psychosozialen Belastungen etwas zu unternehmen. Solche Maßnahmen sind präventiv, wenn sie die Belastungen vorbeugend verhindern wollen. Sie sind korrektiv, wenn sie bereits aufgetretene Auffälligkeiten der Persönlichkeitsentwicklung beseitigen wollen. Die Maßnahmen zielen auf die personalen Ressourcen, wenn sie die Handlungskompetenzen einer Einzelperson verändern wollen. Maßnahmen zur Stärkung von sozialen Ressourcen beziehen sich auf die Umweltgegebenheiten. „Es geht im Blick auf die individuellen Ressourcen um `Kompetenzförderung` und im Blick auf die sozialen Ressourcen um `Netzwerkförderung`.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 204)

Unter Rückbezug auf das vorliegende Thema ist hier weiter zu fragen, ob der Fußball eine Plattform bietet, auf der die genannten Maßnahmetypen greifen können. Zunächst also zum „Training individueller Kompetenzen“ (A). Im Fußball werden vorwiegend die körperlichen Kompetenzen trainiert. Daneben sind aber auch Willensstärke, Durchsetzungsvermögen und all die anderen Werte erforderlich, die im ersten Kapitel bereits angesprochen wurden. Auch sie werden im Fußball eingeübt (wobei allerdings fraglich ist, was davon auf das „richtige Leben“ übertragen werden kann). Eine „Verbesserung der sozialen Lebensbedingungen“ (B) findet im Fußball insofern statt, als ein friedliches Miteinander praktiziert werden muss. Auch in finanzieller Hinsicht kann der Fußball zu einer Verbesserung der sozialen

Lebensbedingungen beitragen. Dies trifft jedoch nur für das höchste Leistungsniveau zu. Eine „systematische Verhaltensmodifikation“ (C) wird durch den Fußball sicher selten bewirkt werden können. Jedenfalls wird sie so nicht intendiert. Zur systematischen Verhaltensmodifikation dürfte eine Therapie notwendig sein.

Der „Aufbau von Unterstützungsnetzwerken“ (D) dagegen müsste eines der großen Potenziale des Fußballs darstellen. Im Fußball lernt man Menschen kennen, die auch außerhalb des Sports bei der Problembewältigung helfen können. Engel/Hurrelmann: „Sind Jugendliche erst einmal in diesen Teufelskreis gruppenspezifischer Prozesse geraten, muss versucht werden, sie durch das Neuangebot von sozialen Beziehungen und Gruppenzugehörigkeiten aus diesem Kreis „auszuklinken“. Es geht darum, die vorhandenen Stützsysteme im sozialen Umfeld zu stärken und die dort ansprechbaren Personen als eine Art natürliche Berater in den Hilfeprozess einzubeziehen.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 218) Die Autoren beklagen das Nichtvorhandensein von Erlebnis- und Erfahrungsräumen für Jugendliche, „die sie von den kommerziellen Verlockungen ebenso abhalten können wie von abweichenden und gefährlichen Abenteuererlebnissen mit Cliques. (...) Es fehlen ´ernste` Herausforderungen und Selbsterfahrungen, die eine Erprobung eigener Körpertätigkeit und psychischer und sozialer Kompetenz gestatten.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 219) Der Fußball bietet die hier angesprochenen Erlebnis- und Erfahrungsräume.

Somit sind zusammenfassend zwei Hypothesen festzuhalten: Vor allem auf die nach innen gerichteten, problematischen Reaktionsformen „psychosomatischer Stress“ und „Selbstwertprobleme“ dürfte der Fußball einen tendenziell positiven Einfluss ausüben. Was Aggressivität und Alkohol-/Drogenkonsum betrifft, ist aufgrund der Eigenart des Fußballs als kampfbetonter „Männersport“ kein positiver Einfluss zu erwarten.

3.4 Geschlechtsspezifische Besonderheiten

Bisher noch vernachlässigt wurde die besondere Situation von männlichen Jugendlichen, die hier Gegenstand der Untersuchung sein sollen. Prinzipiell wenden sich beide Geschlechter bei schwierigen Problemen am häufigsten an die Mutter, gefolgt von gleichaltrigen Freundinnen/Freunden, dem Vater und den Geschwistern. Für Mädchen gilt dies allerdings in stärkerem Maße: „Männliche Jugendliche sind hingegen eher bereit, sich auch an Personen,

mit denen sie in einer eher formalen Beziehung stehen, wie Lehrer, berufliche Vorgesetzte, den Trainer im Sportverein oder einen Geistlichen zu wenden.“ (Mansel/Hurrelmann 1991, 241f.) Mansell/Hurrelmann (1991) fanden heraus, dass sich 19,5 % der männlichen Jugendlichen der Sekundarstufe II schon einmal mit einem schwierigen Problem an einen Trainer im Sportverein gewandt haben, während es bei den Mädchen nur 9,9 % waren. Damit spricht einiges dafür, dass der Sportverein, zumal der männlich dominierte Fußballverein, eher männlichen als weiblichen Jugendlichen ein Terrain für Entwicklungschancen bietet.

Die Autoren wollen keine „Therapeutisierung der Jugendarbeit“, sondern die „Reaktivierung natürlicher sozialer Netzwerke“. Dies dürfte der Fußballverein bei männlichen Jugendlichen besser leisten können als bei weiblichen. „In diesem Zusammenhang sollte auch erneut auf das Potenzial von ehrenamtlichen Helfern (Laien-Helfern) zurückgegriffen werden, das in den letzten Jahren etwas vernachlässigt worden ist.“ Die ausschließlich professionelle Jugendhilfe würde mit ihrer „Rationalisierung der Betriebsabläufe, der Verrechtlichung der Arbeitstätigkeiten und Beziehungen, der Berechenbarkeit und Erwartbarkeit“ zu wenig „Verständnis für die Lebensrealität des einzelnen Jugendlichen“ aufbringen. „Die alltäglichen sozialen Beziehungsnetze in Familie, Nachbarschaft und Gemeinde, in Freundeskreis, Kollegenkreis und Vereinen bieten den großen Vorteil, dass sie nicht nur direkt die Hilfeleistungen erbringen können, sondern auch weitere Hilfsmöglichkeiten und Beratungsangebote erschließen können, zu denen dann aber kein institutionell vermittelter Zugang entsteht, sondern eben ein spontaner und informeller.“ (Mansel/Hurrelmann 1991, 262ff.)

Kolip (1993) hat untersucht, welchen Beitrag soziale Netzwerke zur Problembewältigung leisten können. Sie empfiehlt aufgrund ihrer Ergebnisse, dass es künftig geschlechtsspezifische Präventionsansätze geben müsse: „Sowohl bei `Invulnerabilität` wie auch bei `Gesundheit` handelt es sich nicht um geschlechtsneutrale Konzepte, vielmehr müssen Lebens- und Sozialisationsbedingungen in die Definition eingehen.“ (Kolip 1993, 182). Will man Störungen vorbeugen, so sind für Jungen und Mädchen unterschiedliche Konzepte anzuwenden. „Die vorliegende Studie gibt deutliche Hinweise, z.B. in der Hinsicht, dass eine Förderung der weiblichen Gesprächskultur die Problembewältigung im Jugendalter für Mädchen erleichtert.“ (Kolip 1993, 183)

Für Jungen haben Freundschaften eine andere Bedeutung, sie wollen mit ihren Freunden vor allem etwas unternehmen. „Leider liefert die vorliegende Studie kaum Erkenntnisse darüber, welche Faktoren es Jungen erleichtern, ihre Probleme zu bewältigen. Es ist zu vermuten, dass hier vor allem körperliche Aktivitäten eine wichtige Rolle spielen. Viele Jungen berichten von sportlichen Aktivitäten (alleine oder mit anderen), die in Problemsituationen helfen, Spannungszustände zu verringern. Die vermittelnden Mechanismen sollten in weiteren Untersuchungen berücksichtigt werden.“ (Kolip 1993, 183f.) Der Fußball scheint also ein „Konzept“ zu sein, das eher die Probleme von Jungen als die von Mädchen zu bewältigen hilft.

4. Identitätsentwicklung durch Fußball

Ziel dieser Arbeit ist es, die Identitätsentwicklung von männlichen Jugendlichen unter dem Einfluss des Mannschaftsspiels Fußball zu untersuchen. Dazu wurde zunächst das zu Grunde liegende Konzept von „Identität“ entwickelt, der Fußball als „Lebensmodell“ dargestellt und schließlich die Situation der Jugendlichen von heute erläutert. Es ist nun notwendig, die drei bisherigen Kapitel in einem abschließenden theoretischen Abschnitt zusammenzuführen. Dabei soll auch die sportwissenschaftliche Literatur zum Thema einbezogen werden.

4.1 Erkenntnisse aus den Jugendsportstudien der BRD

In der Bundesrepublik gab es bisher vier Studien zu Umfang und Bedeutung des Jugendsports. Vor allem die beiden jüngeren geben Hinweise auf einen Einfluss des Fußballs auf die Identitätsentwicklung. Zunächst untersuchte Sack 1978 die Fluktuation Jugendlicher im Sportverein mit Hilfe einer repräsentativen Stichprobe für das Bundesland Hessen. Diese „Fluktuationsstudie“ (Sack 1980) machte aufgrund der Beschränkung auf den Vereinssport und der fehlenden Berücksichtigung von sozialen Determinanten des Sportengagements bald neue Forschungen erforderlich. So untersuchten Brettschneider (u.a.) 1987 die sportliche Aktivität von 14- bis 18-jährigen Jugendlichen aus 120 Schulen Nordrhein-Westfalens. Die Ergebnisse der so genannten „Paderborner Studie“ wurden von Brettschneider/Bräutigam (1990) und Baur/Brettschneider (1994) veröffentlicht.

Im Jahr 1992 führten Arbeitsgruppen um Kurz und Sack im Auftrag des nordrhein-westfälischen Kultusministeriums eine repräsentative und standardisierte Fragebogenerhebung zur Bedeutung des Sports im Kindes- und Jugendalter durch. Sie untersuchten wiederum Jugendliche in NRW-Schulen. (Kurz/Sack/Brinkhoff 1996) Je nach Sportvereinsstatus (aktuelles Mitglied, früher Mitglied, noch nie Mitglied) gab es drei verschiedene Fragebögen. Diese wurden außerdem nach dem Alter differenziert (3. bis 5. und 7. bis 13. Jahrgangsstufe). Die Stichprobe wurde vierfach geschichtet: nach Region (Ruhrgebiet vs. Nordrhein-Westfalen-Rest), Raum- und Siedlungsstruktur (Ballungsraum/Randzone/ländliche Zone), Schulklasse/Lebensalter (Klassenstufen 3,5,7,9,11,13) und Schulform/Schulkarriere (Grund-, Haupt-, Realschule und Gymnasium).

Anhand dieses Datensatzes geht Brinkhoff (1998) folgenden Fragestellungen nach: „Welchen Beitrag leistet ein Engagement im Sport für das Gelingen von Entwicklung und Sozialisation im Jugendalter? Welche sozialen Funktionen gehen von einem Engagement im Sport aus? Welche sozialen Unterstützungsleistungen lassen sich empirisch nachweisen? Welcher Einfluss geht dabei von den verschiedenen Institutionen und Settings des Sports aus? Existiert ein Zusammenhang zwischen Sportengagement im Jugendalter und gesundem Aufwachsen?“ (Brinkhoff, 1998, 12) Ein Engagement im Sport, so Brinkhoffs Ausgangshypothese, „leistet einen erheblichen Beitrag zur erfolgreichen Bewältigung jugendtypischer Entwicklungsaufgaben und Alltagsbelastungen.“ (Brinkhoff, 1998, S. 16)

Methodisch orientiert sich Brinkhoff an der Arbeitsgruppe Hurrelmann, der, wie bereits beschrieben, jugendspezifische Stressoren herausgearbeitet hat. (Engel/Hurrelmann 1989; Mansel/Hurrelmann 1991) Brinkhoff hat die psychosozialen Stressoren, die Reaktionsformen mit gesundheitlicher Relevanz, die personalen und sozialen Ressourcen und die Einflüsse der Sportaktivität untersucht. Bei der Auswertung wurden drei Aktivitätsgrade gebildet, und zwar nach Häufigkeit: maximal einmal pro Woche; zwei- bis dreimal; viermal bis täglich. Es wurden Zusammenhänge mit dem Geschlecht, dem Alter (Jahrgangsstufe), dem Sportvereins-Mitgliedstatus (heute/früher/nie) und teilweise der Sportart untersucht. Hier sollen nur die Besonderheiten der jugendlichen Fußballspieler dargestellt werden, soweit sie von Brinkhoff herausgearbeitet wurden:

Was den Konsum von legalen Drogen betrifft, so haben die Fußballer eine Sonderstellung inne, allerdings im negativen Sinne: „So erreichen die Jugendlichen, die als erste Vereinssportart Fußball angegeben haben, mit 17 % mehrmals wöchentlichem bis täglichem Konsum von Bier/Wein/Schnaps einen absoluten Spitzenwert, der selbst noch oberhalb des Durchschnittswerts der gesamten männlichen Teilstichprobe liegt. Noch kritischer sieht es beim regelmäßigen Nikotinkonsum aus. Hier erreichen die jugendlichen Fußballer im Vergleich zu ihren männlichen Altersgenossen absolute Spitzenwerte. 26,7 % aller männlichen Jugendlichen, deren erste Vereinssportart Fußball ist, rauchen – so ihre Selbstauskunft – täglich eine Schachtel und mehr Zigaretten. (...) Der Fußballsport (nimmt) hier eine besonders nachdenklich stimmende Sonderstellung ein. Keine der anderen differenziert untersuchten großen Sportarten produziert eine derartige Ambivalenz von sozialer Nähe und sozialer Verlockung.“ Brinkhoff zählt Fußballvereine zu „sportspezifischen Risikomilieus“, ganz im Gegensatz etwa zur Leichtathletik, die er als Beispiel dafür ansieht,

dass Sportvereine „protektive Schutzzonen“ darstellen können. (Brinkhoff, 1998, S. 263) Alkohol- und Drogenkonsum war aber in Kapitel 3 als Kennzeichen mangelnder Identität dargestellt worden. Folglich wird der Fußball in diesem Bereich eher der Identitätsbildung abträglich sein.

Andererseits fand Brinkhoff zahlreiche Anhaltspunkte dafür, dass der Fußballverein ein besonderes „engmaschiges“ soziales Netzwerk darstellt. So ist die räumliche Nähe der Jugendlichen zu ihrem Sportverein beim Fußball am stärksten ausgeprägt: „69,9% aller befragten Jugendlichen gaben an, dass ihr derzeitiger Übungsleiter aus dem gleichen Verein kommt wie sie selbst. (...) Fußballvereine weisen mit 72% die höchste Vereinsbindung von Übungsleitern auf.“ (Brinkhoff, 1998, S. 289) „63,3% der Jugendlichen im Fußball, 61,1% im Turnen, 57,8% in der Leichtathletik und 46,1% im Tennis geben an, jenseits von Training und Wettkampf ihren Trainer auch in der Kleinstadt, dem Stadtteil oder dem Dorf, in dem sie leben, zu treffen.“ (Brinkhoff, 1998, S. 291)

Im Vergleich zu anderen Sportarten besteht im Fußball das größte Vertrauen zwischen Sportler und Trainer: Bei der Frage nach dem „Interesse des Trainers auch außerhalb des Sportvereins/Anruf bei Krankheit?“ erreicht der Fußball in der Teilstichprobe der Kinder „mit 44,7% mit weitem Abstand die meisten Nennungen.“ (Brinkhoff, 1998, S. 294) „Während die Jugendlichen, die in Fußballvereinen aktiv sind, mit über 66% angeben, dass ihnen persönliche Gespräche mit ihrem Übungsleiter sehr wichtig sind, liegen die Nennungen der Jugendlichen aus dem Sportarten Leichtathletik (52,5%), Turnen (49,7%) und Tennis (48,2%) um 10-15% niedriger.“ (Brinkhoff, 1998, S. 294) Auch die Bereitschaft zum persönlichen Gespräch ist durchaus vorhanden: „Während 26,3% der Jugendlichen mit der ersten Vereinssportart Fußball sich ganz sicher sind, mit ihrem Trainer auch persönliche Gespräche führen zu wollen, sind es in der Leichtathletik 21,2%, im Turnen 13,7% und im Tennis 10,7%.“ (Brinkhoff, 1998, S. 296) Trotz des engeren Verhältnisses zum Trainer herrscht ein strengerer Führungsstil als in anderen Sportarten: „Insbesondere im Fußball scheint der Umgangston etwas rauer zu sein. 19% der Kinder, die Fußball spielen, geben an, dass sich ihr Übungsleiter ihnen gegenüber zu streng verhält.“ (Dagegen nur 2,8 % der Leichtathleten) (Brinkhoff, 1998, S. 303 f.)

Sportlicher Erfolg und Kameradschaft haben im Fußball eine besondere Wertigkeit: „Im Fußballsport scheint das Leistungsmotiv eine ganz besonders hohe Relevanz zu haben. 43,3%

der Jugendlichen vertreten die Ansicht, dass ihre Übungsleiter sportlichen Erfolg für sehr wichtig halten. Im Tennis (26,3), in der Leitathletik (23,7%) und im Turnen (15,3%) fallen diese Einschätzungen deutlich schwächer aus.“ (Brinkhoff, 1998, S. 307) „Mit weitem Abstand zu den anderen Sportarten bescheinigen 61,8% bzw. 30,8% der Jugendlichen ihrem Fußball-Übungsleiter, dass ihm eine gute Kameradschaft entweder „sehr wichtig“ oder „wichtig“ war. Vereinskultur, Geselligkeitskultur und Männerfreundschaft scheinen nach wie vor eine tragende Säule des Fußballsports zu sein. Hinter diesem Ergebnis bleiben die anderen Sportarten deutlich zurück.“ (Brinkhoff, 1998, S. 308) Insgesamt bekommen die Fußballtrainer auch die besten Noten: 41,9% der jugendlichen Fußballspieler sind „sehr zufrieden“ mit ihrem Trainer. Diese Note vergeben nur 33,3% der Tennisspieler, und je ca. 29% der Leichtathleten und Turner. (Brinkhoff, 1998, S. 309)

Leider erfolgte eine nach Sportarten differenzierte Auswertung nur hinsichtlich des Drogenkonsums und des Verhältnisses zum Trainer. Die Zusammenhänge zwischen dem Fußballspielen und den anderen Reaktionsformen (Aggressivität, Selbstwertprobleme, psychosomatische Stress-Symptome), den anderen sozialen Ressourcen (neben dem Trainer), den personalen Ressourcen und den psychosozialen Stressoren wurden nicht aufgedeckt. Hier wurde nur der Einfluss der Sportaktivität an sich überprüft, nicht aber die Frage, ob es zwischen den Sportarten Unterschiede gibt.

Sygyusch (2000) hat dies teilweise getan, wenngleich seine Forschungsfrage andere Akzente setzte. Er ging ebenfalls anhand des Datensatzes der Jugendsportstudie 1992 der Frage nach, „wie jugendliche Sportler ihre Gesundheit erleben, was sie darunter verstehen und wie sie diese bewerten.“ (Sygyusch 2000, 11) Bei der Differenzierung nach Sportarten kamen Fuß- und Handballer aufgrund gemeinsamer Merkmale in einen „Topf“: „Fußball/Handball (n=326) repräsentiert durch den Einsatz des Körpers typisch männliche Geschlechtsrollen: Härte und Körpereinsatz gehören hier zu den spielbestimmenden Eigenschaften, Grenzen des eigenen Körpers müssen überschritten werden, sie können direkte körperliche Verletzungen hervorrufen, die mehr oder weniger bewusst einkalkuliert werden.“ (Sygyusch 2000, 119) Während jedoch der Sportaktivitätsgrad eine deutlich positive Korrelation zur subjektiven Einschätzung von Gesundheit aufweist, gilt dies nicht für die Unterscheidung nach Sportarten. Die Fuß- und Handballer fühlen sich nicht signifikant gesünder oder kränker als andere Sportler – und zwar auch nicht im Bereich der psychischen Gesundheit (Stress-Symptome, Selbstwertgefühl) und im Bereich der sozialen Gesundheit (Integration, Unterstützung,

Problembelastung). Dies überrascht angesichts der bei Brinkhoff (1998) genannten Ergebnisse. Offen bleibt die Frage, ob eine gesonderte Betrachtung der Fuß- und Handballer andere Ergebnisse gebracht hätte. Immerhin gibt es zwischen Fußball und Handball gravierende Unterschiede, wie in Kapitel 2.2.4 zu sehen war.

Zusammenfassend widmet sich Sygusch (2000) der Frage, welche Voraussetzungen für potentiell Gesundheits Handeln die Sportartengruppe der Fuß- und Handballer bietet: „Männliche Fuß- und Handballer nähern sich in Einschätzung ihres allgemeinen Gesundheitszustandes und ihrer körperlichen Beeinträchtigungen einem ‚Mindest-Ideal-Zustand‘ an, im Bereich subjektiver sportlicher Leistungsfähigkeit können sie als Orientierungswert für dieses Ideal herangezogen werden. In der Bilanzierung dürfte hier ein Motiv für potentiell Gesundheits Handeln ausbleiben. In einem ‚durchschnittlich‘ entwickelten Gesundheitserleben nimmt sportliche Funktionalität die zentrale Position ein, alle anderen Repräsentationen sind deutlich nachgeordnet. Wenn Sportler dieser Gruppe gesundheitsrelevantes Handeln zeigen, dann dürfte sich dies hauptsächlich auf die Stabilisierung und Steigerung der sportlichen Leistungsfähigkeit beziehen, der Umgang mit körperlichen Beeinträchtigungen dürfte hier unmittelbar an der Bedrohung der sportlichen Funktionalität bemessen werden. Die hohen Genussmittelkonsumzahlen der Fuß- und Handballer lassen den durchaus beachtlichen Stellenwert des Risikoverhaltens im Gesundheitserleben in etwa so interpretieren: Ich fühle mich gesund, solange ich rauchen und Alkohol trinken kann und dennoch sportlich aktiv und leistungsfähig bin.“ (Sygusch 2000, 204)

Die Jugendsportstudie 1995 unter der Leitung von Brinkhoff und Kurz hatte wieder das Ziel, „Zusammenhänge zwischen Sportengagement und jugendlicher Entwicklung aufzuklären“ (Kurz/Tietjens 2000, 387) Nun aber sollten auch Daten über ein neues Bundesland ermittelt werden, um sie mit den Daten der alten Bundesrepublik vergleichen zu können. Die Stichprobe umfasste 3426 Mädchen und Jungen, ungefähr je zur Hälfte aus Brandenburg und NRW, ausgewählt nach den soziodemographischen Einflussfaktoren Gemeindegröße, Schulform, Schuljahrgang und Geschlecht. (vgl. Kurz/Tietjens 2000, 387) Folgende allgemeine Ergebnisse wurden u.a. ermittelt:

- Insgesamt „ergibt sich das Bild einer sportlich sehr aktiven Jugend“: „85% aller Jugendlichen in Brandenburg und sogar 88% in Nordrhein-Westfalen treiben nach

eigenen Angaben in der Zeit, über die sie selbst verfügen, mindestens einmal wöchentlich regelmäßig Sport.“ (Kurz/Tietjens 2000, 389)

- Aber: „Die sportliche Aktivität der Jugendlichen nimmt in beiden Bundesländern vom siebten bis zum 13. Schuljahr kontinuierlich ab.“ (Kurz/Tietjens 2000, 390) „Immer mehr Kinder und immer weniger Jugendliche treiben Sport.“ (Kurz/Tietjens 2000, 391)
- Bedeutung sozialer Merkmale: „Mit größter Wahrscheinlichkeit sportlich aktiv ist demnach der (männliche) Gymnasiast aus der gehobenen Mittelschicht, der nicht in einem großstädtischen Ballungsraum wohnt und deutsche Eltern hat.“ (Kurz/Tietjens 2000, 391) Die Jungen ziehen sich mit zunehmendem Alter aber so stark zurück, dass es in der 11. und 13. Jahrgangsstufe in beiden Ländern keine signifikanten Unterschiede mehr gibt.
- Orte sportlicher Aktivität: „Nicht nur im Verein, auch in den Settings kommerzielle Anbieter und kommunale Einrichtungen erreichen die Jugendlichen in Nordrhein-Westfalen höhere Nutzungsquoten.“ (Kurz/Tietjens 2000, 394)
- „Der Sportverein als Garant regelmäßiger Sportaktivität“: „Lediglich dem Sportverein gelingt es, seine jugendlichen Mitglieder in hohem Maße auch regelmäßig einzubinden.“ Dies gilt sowohl für NRW als auch für Brandenburg, auch wenn hier der Anteil der Sportvereinsmitglieder etwas geringer ist. (Kurz/Tietjens 2000, 397)
- Koexistenz statt Konkurrenz der Sportorte: „Insbesondere kann von einer Konkurrenz zwischen Sportvereinen und kommerziellen Anbietern nicht gesprochen werden.“ Sie ergänzen sich gegenseitig. Aber: Das altersbedingte „Absinken der Mitgliedschaft im Verein (wird) nicht durch vermehrte Aktivität in anderen Sporträumen abgefangen.“ (Kurz/Tietjens 2000, 398f.)
- „Sportverein als soziales Immunsystem“: Kriterien wie „soziale Integration, Körper- und Selbstkontrolle, psychophysiologische und emotionale Stress-Symptome, Gesundheits- und Risikoverhalten, Einstellung zur Gewalt“ zeigen das Gelingen der jugendlichen Entwicklung an. „Es zeigt sich, dass sich nur die Gruppe der aktuellen Vereinsmitglieder hier deutlich durch ihre besseren Werte unterscheidet.“ (Kurz/Tietjens 2000, 399f.)

Gerade dieser letzte Punkt ist im Hinblick auf eine eventuelle Identitätsförderung durch den Sport sehr wichtig. Allerdings ist die jüngste Auswertung der Jugendsportstudie 1995 wieder teilweise von diesem Ergebnis abgewichen. Tietjens (2001) überprüfte, „ob sportliche Aktivität, das ‘Eingebettet-Sein` in einem Sportverein, freundschaftsbezogene und familiäre Unterstützung den Belastungsbewältigungsprozess moderieren, d.h. gesundheitliche Beeinträchtigungen abpuffern.“ Wider Erwarten „zeigten sich keine Pufferwirkungen

sportlicher Aktivität und familialer Unterstützung. Auch dem 'Eingebettet-Sein' in ein soziales Netz wie dem Sportverein konnte keine belastungsmindernde oder puffernde Funktion varianzanalytisch nachgewiesen werden.“ (Tietjens 2001, 244)

Eine nach Sportarten differenzierte Auswertung der Jugendsportstudie 1995 erfolgte bisher m. W. lediglich in einer knappen Pressemitteilung. Gegenstand der Untersuchung war unter anderem die Fluktuation Jugendlicher im Fußballverein: „Im Jungenfußball liegt der Kulminationspunkt in der Zeitspanne zwischen dem 10. und 12. Lebensjahr. Während sich im Alter von 12 Jahren Ein- und Austritte noch die Waage halten, treten ab dem 13. Lebensjahr bereits mehr Jugendliche aus dem Fußballverein aus als ein. Mit zunehmendem Alter steigt auch der Anteil derjenigen, die mehr als fünf Jahre im Verein sind. So sind im Alter von 18 Jahren bereits mehr als 80% der jugendlichen Fußballer über fünf Jahre im Verein. In den Altersstufen 11, 12 und 13 werden nicht nur die höchsten Organisationsgrade erreicht, sondern sind auch die meisten Austritte zu verzeichnen. Ab dem 14. Lebensjahr zeichnet sich eine gewisse Konstanz der Fluktuationsquote ab. Die Mitgliederrückgänge ergeben sich folglich nicht aus der Zunahme von Austritten, sondern durch die geringere Eintrittsquote.“

(<http://www.uni->

[stuttgart.de/ifs/fachgebiete/soziologie/projekte/projekt2/soziologie_juspo_presse_1.html](http://www.uni-stuttgart.de/ifs/fachgebiete/soziologie/projekte/projekt2/soziologie_juspo_presse_1.html), S. 6) Im empirischen Teil meiner Arbeit werden jugendliche Fußballspieler im A- und B-Jugendbereich, also in der Regel im Alter zwischen 14 und 18 Jahren untersucht. Die Ergebnisse der Jugendsportstudie 1995 deuten an, dass sich in diesem Alter die meisten Jugendlichen für den Fußball als „ihre“ Sportart entschieden haben. Dies spricht für ein gewisse Kontinuität, die nach Hurrelmann eine notwendige Bedingung darstellt, um Identität zu entwickeln.

Insgesamt ergibt sich ein widersprüchliches Bild aus den Jugendsportstudien der Bundesrepublik, wenn man sie auf eine mögliche identitätsstiftende Wirkung des Sports und insbesondere des Fußballs hinterfragt. Der immense Drogenkonsum der Fußballer zeigt fehlende Identität an. Das ausgeprägte soziale Netzwerk des Fußballvereins und die im Verhältnis geringe Fluktuationsquote der 14- bis 18-jährigen dagegen lässt einen positiven Einfluss auf die Identitätsentwicklung vermuten. Das widersprüchliche Bild fordert zu neuen Forschungsarbeiten heraus.

4.2 Wo der Fußball helfen kann

Die Jugendsportstudien der Bundesrepublik widerlegen die am Ende von 3.3 geäußerten Hypothesen nicht bzw. bekräftigen sie sogar: Vor allem auf die nach innen gerichteten, problematischen Reaktionsformen „psychosomatischer und emotionaler Stress“ und „Selbstwertprobleme“ dürfte der Fußball einen tendenziell positiven Einfluss ausüben. Was die nach außen gerichteten Reaktionsformen „Aggressivität“ und „Alkohol-/Drogenkonsum“ betrifft, ist kaum ein positiver Einfluss zu erwarten.

4.2.1 Stressverarbeitung

Stress war als „Dysbalance von Handlungskompetenz und Handlungsanforderung“ definiert worden. Handlungskompetenz aber ist die erste Stufe im Identitätsmodell von Hurrelmann, so dass fehlende Handlungskompetenz zwangsläufig auch fehlende Identität anzeigt. Fußball, so die Hypothese, kann helfen, Handlungskompetenz auf- und Stress abzubauen. Diese Hypothese kann sich auf Erkenntnisse der sportwissenschaftlichen Forschung stützen. Dishman 1988, Fuchs 1997 und McAuley 1994 haben gezeigt, dass Sport die „Selbstwirksamkeitserwartungen“ erhöht. Sie beziehen sich darauf, wie eine Person „ihre Fähigkeit einschätzt, die von den situativen Anforderungen her notwendigen Handlungen durchzuführen.“ (Singer 2000, 326)

Auch Stoll/Rolle (1997) bestätigen die Ergebnisse der Zusammenfassung von Singer (2000), dass sich der Sportler nicht durch besondere globale Persönlichkeitseigenschaften, wohl aber durch bessere Strategien der Stressverarbeitung auszeichnet. Stoll/Rolle (1997) untersuchten 157 Läuferinnen und Läufer, die an Wettkämpfen teilnehmen, die über die normale Marathondistanz hinaus gehen. Mit Hilfe des Freiburger Persönlichkeitsinventars (FPI-R) sollte das Persönlichkeitsprofil, mit Hilfe des Stressverarbeitungsbogens (SVF-K) von Janke et. al. (1985) sollte die habituelle Stressbewältigung der Sportler gemessen werden. Die Daten wurden verglichen mit der Eichstichprobe des FPI (Fahrenberg, Selg und Hampel 1984) bzw. mit einer nicht ultralangstrecken-laufenden, studentischen, männlichen Stichprobe bei Janke et. al. (1985). Es ergaben sich folgende Ergebnisse:

- Persönlichkeitsprofil: „keine oder nur unerhebliche Unterschiede im Persönlichkeitsprofil von Ultralangstrecken-Läufern, verglichen mit der Eichstichprobe“. (Stoll/Rolle 1997, 169)
- Stressbewältigung: „Wie zu sehen ist, sind hinsichtlich der Copingstrategien ‘Ablenkung’ und ‘Bedürfnis nach sozialer Unterstützung’ kaum Unterschiede zwischen den beiden Stichproben festzustellen. Ultramarathon-Läuferinnen und –Läufer liegen jedoch in den Werten der Subskala ‘Aktive Bewältigung’ und ‘Bagatellisierung’ deutlich höher als die von Janke et. al. (1985) untersuchten Studierenden. Im Einsatz der Strategien ‘Aufgabe’ und ‘Pharmaka-Einnahme’ unterscheiden sich die Ultramarathon-Läuferinnen und –Läufer von der studentischen Vergleichsstichprobe mit deutlich niedrigeren Werten.“ (Stoll/Rolle 1997, 168) Während das Alter keinen Effekt auf die Stressbewältigung hat, konnte ein Zusammenhang zwischen ‘Lauferfahrung’ und ‘aktiver Bewältigung’ nachgewiesen werden.

Die Forscher interpretieren die Ergebnisse so: „Da wir dieses Ergebnis nicht mit einem sportartspezifischen, sondern mit einem allgemeinspsychologischen diagnostischen Instrument erhoben haben, lässt dieses Ergebnis auch vorsichtige Schlussfolgerungen zur Problematik des Transfers habituellen sportspezifischen Copings auf Alltagssituationen zu. So könnte davon ausgegangen werden, dass die untersuchten Ultralangstrecken-Läufer ihre erworbene Bewältigungskompetenz auf die im Alltag vorkommenden kritischen Situationen übertragen können. Somit könnte im (Ultra-)Langstreckenlauf evtl. eine Möglichkeit gesehen werden, die Selbstwirksamkeit zu erhöhen.“ (Stoll/Rolle 1997, 171)

Nun sind Langstreckenlauf und Fußball durchaus verschiedene Sportarten. Ein genauerer Blick auf den Fußball lässt aber die Vermutung zu, dass der Mannschaftssport Fußball strukturell noch bessere Bedingungen für die Stressverarbeitung bietet als das Laufen, bei dem jeder auf sich selbst gestellt ist. Die Handlungskompetenz dient ja nach Hurrelmann dazu, die innere und äußere Realität besser verarbeiten zu können. Dahinter steckt das Mead’sche „I“ und „Me“, das zu einem Ausgleich gelangen muss, um Identität zu entwickeln. Mead erläutert dies am Beispiel des Baseballs, aber auch im Fußball müssen die beiden Phasen der Identitätsentwicklung vollzogen werden, um erfolgreich spielen zu können. Einerseits muss man die Haltungen und Erwartungen der anderen Spieler einem selbst gegenüber kennen. („Me“) Man muss ein taktisches Konzept mittragen und darin seine Aufgabe erfüllen. Auch Max Preglau erklärt in seiner Zusammenfassung über Mead die

postulierte Übernahme der Haltung der anderen durch das Beispiel aus dem Fußball auf. „Der Stürmer, der sich im Fußballspiel ‚freiläuft‘, tut dies im Hinblick auf die Rolle des Mittelfeldspielers, zu dessen Aufgabe es ja u.a. gehört, die Stürmer mit Passbällen zu versorgen.“ (Preglau 2001, 60) Andererseits ist aber auch die Eigeninitiative gefragt, das Überraschungsmoment, die unerwartete Reaktion („I“). Im Stadium des „game“ sind beide Bereiche, „I“ und „Me“, entwickelt. Der Wettkampf ist für Mead nicht nur ein Bild oder Symbol dafür, wie sich Identität entwickelt, sondern ein Beispiel: Identität entsteht nach Mead also tatsächlich durch das Wettspiel, weil es erfordert, sich in den anderen hineinzusetzen und gleichzeitig den eigenen Bedürfnissen entsprechend zu handeln. Damit dient das Wettspiel Fußball der Herausbildung von Handlungskompetenz und der Verminderung von Stress.

Hinzu kommt, dass Fußballer mehr als andere Sportler ihre Identität über „signifikante Andere“ aushandeln, wie Stelter (1996) herausfand. Stelter untersuchte anhand von zwanzig Einzelfällen vier verschiedene Formen sportlicher Inszenierung: neben Tennis (serviceorientierter Freizeitsport), Fitness (kommerzielles Sportangebot) und Mittel-/Langstreckenlauf (staatlich und privatökonomisch geförderter Leistungssport) auch den Männer- und Frauenfußball als einem Breitensportorientierten Konkurrenzsport. Die Teilnehmer einer Form sportlicher Inszenierung verbindet je ein gemeinsames Identitätsthema oder Bezugsfeld: Bei den Fußballern ist es die Gruppe bzw. Mannschaft als Orientierungsrahmen in den Identitätsverhandlungen: „Die Analysen machen deutlich, dass Fußballspieler/innen ihre Identität in sehr unmittelbarer Weise über signifikante Andere aushandeln. Sie sind im Gegensatz zu den Sportlern und Sportlerinnen der beiden anderen hier vorgestellten Inszenierungsformen weniger selbstzentriert, sondern stark auf ihre soziale Umwelt, d. h. die Mannschaft orientiert. Für sie sind die Mitspieler wichtiger Bezugsrahmen in Bezug auf ein selbstkonfirmierendes Feedback.“ (Stelter 1996, 206)

Ein weiterer Gedanke aus dem Mead'schen Ansatz ist hier wichtig: Die Verwirklichung von Identität setzt ein Gefühl der Überlegenheit voraus. (vgl. Kapitel 1.1) Dieser Gedanke steckt in der ersten Stufe des Identitätsmodells von Hurrelmann, denn: Überlegenheit entsteht aus dem Wissen um die eigene Handlungskompetenz. Wo also ein Gefühl der Überlegenheit aufgebaut wird, da wird tendenziell auch Stress vermindert. Wer sich überlegen fühlt, ist nicht „gestresst“. Kann also im Fußball Überlegenheit aufgebaut werden?

Im Fußball wird ein Gewinner und ein Verlierer ermittelt. Das Ziel des Spiels ist es, dass am Ende eine Mannschaft über die andere triumphiert. Das Team, das die meisten Tore erzielt, ist dem anderen überlegen. Insofern bietet der Fußball eine ideale Plattform, auf der sich Identität verwirklichen kann. Das Überlegenheitsgefühl wird noch verstärkt durch die Zusammengehörigkeit in der Gruppe, die sich zwar nicht gegen einen Feind, aber doch gegen einen Gegner organisiert.

Aber auch innerhalb derselben Mannschaft ist der unmittelbare Vergleich der einzelnen Akteure allgegenwärtig. Die Torschützen haben Anlass zu glauben, dass in erster Linie ihnen der Sieg zu verdanken ist. Gleichzeitig könnte der Torwart den größten Anteil am Sieg für sich in Anspruch nehmen, wenn er mit einigen Paraden den Gegner am Torerfolg gehindert hat. Der Spielgestalter könnte sich einiger hervorragender Pässe rühmen, die Abwehrspieler einiger gewonnener Zweikämpfe. Jeder Akteur hat Grund zu der Annahme, dass er einen großen, wenn nicht den größten Teil zum Sieg beigetragen habe. Natürlich auch der Trainer, der die richtige Taktik gewählt hat und die Zuschauer, die durch ihre Anfeuerungsrufe die Mannschaft nach vorne gepeitscht haben.

Jedes Überlegenheitsgefühl zieht auf der anderen Seite ein Gefühl der Unterlegenheit nach sich, so könnte man meinen. In diesem Fall könnte im Fußball nur der Sieger die Identität verwirklichen. Um die Identität des Verlierers wäre es schlecht bestellt. Doch dies ist nicht zwangsläufig der Fall. Jeder Spieler kann sich trotz einer Niederlage als moralischer Sieger fühlen, als ein im moralischen Sinne „Überlegener“. Schließlich hat er kämpferisch alles gegeben, hat sich aufgeopfert für sein Team und konnte nichts dafür, dass der Torwart den Ball in der letzten Minute durch die Finger gleiten ließ. Oder man schiebt die Niederlage auf den Schiedsrichter, den unfairen Gegner, das Wetter oder Platzverhältnisse. Der Fußball bietet also sowohl bei einem Sieg als auch bei einer Niederlage die Gelegenheit, sich gegenüber den anderen überlegen zu fühlen und damit seine Identität zu verwirklichen.

Allerdings: Handelt es sich dabei um eine wirkliche Überlegenheit, die auf erfüllten Funktionen basiert? Kann ein Spieler oder Zuschauer auf den Sieg so stolz sein wie der Chirurg auf die gelungene Operation oder der Rechtsanwalt auf den gewonnenen Prozess, um bei den Beispielen von Mead zu bleiben? Bei den Fans sind hier in der Tat Zweifel angebracht. Ihr Überlegenheitsgefühl stützt sich ja nicht auf die eigene Leistung, sondern nur auf die Identifikation mit denen, die die Leistung erbracht haben. Deshalb ist ihr

Überlegenheitsgefühl eine Fiktion. Die Anhänger des FC Bayern haben nicht selbst die Championsleague gewonnen, auch wenn sie sich so freuen, als hätten sie. Die Identität, die sich die Zuschauer im Fußball erwerben, ist vordergründig und oberflächlich. Sie entbehrt einer realen Grundlage. Bei den Spielern jedoch sieht es anders aus. Gewiss: Auch sie werden nicht wie der Chirurg Leben retten. Aber Fußball kann Sinn stiften und zu einem Religionsersatz werden. Ein Spiel kann die Probleme des Alltags vergessen lassen. Spieler, die vollen Einsatz zeigen und ihre Mannschaft möglichst zum Sieg führen, bereiten ihren Anhängern Freude. Sie mehren das Ansehen der Fans und machen sie glücklich. Insofern erfüllen die aktiven Spieler eine tatsächliche Funktion.

Die Situation von Menschen mit Stress-Symptomen ähnelt der von Stigma-Trägern bei Goffman (vgl. Kapitel 1.2) Für die Diskreditierten, deren Makel offenkundig ist, geht es, wie Goffman schreibt, um Spannungsmanagement und -reduktion. Eine der beschriebenen Möglichkeiten besteht darin, „disidentifizieren“ zu verwenden. Man kann einen Makel „ausbügeln“, indem man etwas anderes in den Vordergrund rückt, das man sehr gut kann. Der Fußball als aktiv betriebener Sport kann eine solche Möglichkeit für junge Menschen darstellen. Mag sein, dass sich ein Jugendlicher keine Designer-Klamotten leisten kann. Wenn er aber sein Team Woche für Woche zum Sieg schießt, wird dies einen Ausgleich darstellen, der seinen Makel vergessen lässt.

Die Erkenntnisse der Sportwissenschaft und die Weiterentwicklung der Gedanken von Mead, Goffman und Hurrelmann münden in folgende Hypothese: Fußball kann einen Beitrag dazu leisten, Handlungskompetenz und Überlegenheit zu entwickeln und damit emotionale und psychosomatische Stress-Symptome zu verringern.

4.2.2 Stärkung des Selbstwertgefühls

Um Identität zu erlangen, ist nach Hurrelmann als zweiter Schritt ein Selbstbild notwendig, das auf positiver Selbstbewertung beruht. Engel/Hurrelmann hatten „Selbstwertprobleme“ als zweite nach innen gerichtete Möglichkeit klassifiziert, um auf psychosoziale Belastungen des Jugendalters zu reagieren. Gelingt es, die Selbstwertprobleme zu bekämpfen, so gewinnt man eine wesentliche Voraussetzung, um Identität aufzubauen. Die Hypothese, dass der Fußball

bei der Stärkung des Selbstwertgefühls helfen kann, fußt zunächst auf allgemeinen sportwissenschaftlichen Ergebnissen.

Dass der Sport die Selbstwirksamkeitserwartungen positiv stimuliert, wurde bereits angesprochen. Darüber hinaus konnte jedoch auch ein positiver Einfluss auf das gesamte habituelle psychische Befinden nachgewiesen werden: auf die Grundgestimmtheit, auf Angst- und Depressionszustände, auf das Selbstkonzept und die Selbstwirksamkeitserwartungen. Singer (2000) fasst zusammen: „McAuley (1994) analysierte 23 Studien, in denen an Stichproben von gesunden Männern und Frauen der verschiedensten Altersgruppen (also nicht an klinischen Gruppen) die Auswirkungen längerfristig ausgeübter sportlicher Aktivität u.a. auf `Positiven Affekt` (42,4%), `Lebensqualität/Lebenszufriedenheit` (18,2%), `Negativen Affekt` (15,1%), `Lebensstress` (12,1%), `Affektbalance` (6,1%), `Coping` (3%) und `Freude` (3%) überprüft wurden. Er stellte fest, dass die Mehrzahl der Studien (69%) die Annahme stützt, dass sportliche Aktivität positiv verbunden ist mit habituellem psychischem Wohlbefinden.“ (Singer 2000, 323f.) Abele et al. (1994) und Brehm et al. (1994) bestätigen einen positiven Einfluss des Sports auf die „Grundgestimmtheit“.

„Zur Frage der Auswirkung von sportlicher Aktivität auf Aspekte negativer Gestimmtheit wie Angst und Depression liegen inzwischen zahlreiche Studien, viele Übersichtsdarstellungen (Folkins/Sime 1981; Hatfield/Landers 1987; Martinsen 1990; Morgan 1994; Steptoe 1994; Leith 1994) und vor allem einige Meta-Analysen vor (North et al. 1990; McDonald/Hodgdon 1991; Petruzzello et al. 1991; Schlicht 1994; Landers/Petruzzello 1994).“ (Singer 2000, 324)

„Auf der Basis dieser Literatur scheinen folgende Schlussfolgerungen über die Auswirkung sportlicher Aktivität auf (Zustands- wie Eigenschafts-)Angst derzeit relativ gesichert:

1. Nach einem aerob wirksamen Übungsprogramm, ja sogar schon nach einer einzelnen aerob wirksamen Trainingseinheit zeigen die Teilnehmer eine verglichen mit nicht übenden Kontroll-Gruppen niedrigere Zustandsangst.
2. Bei Teilnehmern an einem aerob wirksamen Trainingsprogramm ist auch eine leichte bis mäßige Abnahme der Eigenschaftsangst (Ängstlichkeit) zu verzeichnen, wobei dieser Effekt größer ist, wenn das Programm mindestens 10 Wochen, besser noch länger als 15 Wochen dauert.

3. Teilnehmer, die bei Beginn eines solchen Programms die höchsten Angstwerte aufweisen, weisen am Ende des Programms auch die größten Reduktionen in ihren Angstwerten auf.
4. Die Beziehungen zwischen Änderungen im Bereich der Angst und solchen im Bereich der Fitness sind nicht eindeutig, zumindest scheint eine nachweisbare Fitnessänderung keine notwendige Bedingung für eine angstreduzierende Wirkung zu sein.
5. Übungseinheiten von 20 Minuten und gemäßigter Intensität (50%-60% der maximalen Herzfrequenz) scheinen für eine angstreduzierende Wirkung auszureichen.“ (Singer 2000, 324)

Für die Auswirkungen des Sports auf die „Depression“ gibt es ganz ähnliche Ergebnisse: Die depressive Gestimmtheit ist durch Sport reduzierbar, vor allem bei Menschen mit ausgeprägten depressiven Symptomen. Dafür genügen 15- bis 30-minütige Übungseinheiten und es ist nicht entscheidend, dass sich die Fitness tatsächlich verbessert. Der Effekt wurde bei aeroben und anaeroben Übungsprogrammen gleichermaßen nachgewiesen. (vgl. Singer 2000, 325)

Sonstroem 1984 und Sonstroem/Morgan 1989 verfolgten den Ansatz, dass „sportliche Aktivität zu einem verbesserten Körperselbstkonzept führen soll, das wiederum zu einem verbesserten Selbstwertgefühl und insgesamt zu einem verbesserten globalen Selbstkonzept beiträgt.“ Gruber (1986) und McDonald/Hodgdon (1991) bestätigten dies teilweise. Dennoch blieben Zweifel an der Gültigkeit dieser globalen Aussage (u.a. bei Doan/Scherman 1987 und Leith 1994). So können die Effektstärken zwischen Personengruppen variieren, Wettkampfbedingungen können sich – vor allem in Verbindung mit Niederlagen – eher negativ auswirken und die Effekte sind besonders im „Körperselbstkonzept“ und weniger im globalen Selbstwertgefühl zu suchen. (vgl. Singer 2000, 326)

Erinnern wir uns an die psychosozialen Entwicklungsstufen nach Erikson, die dem Identitätsmodell von Hurrelmann zu Grunde liegen. Im Schulalter entsteht da der Konflikt zwischen Tätigkeit und Minderwertigkeitsgefühlen. Wie kann der Fußball bei der erfolgreichen Bewältigung dieser Entwicklungsstufe behilflich sein? Der Fußball bietet die Chance, Könnenserfahrungen zu erwerben und ein gesundes Selbstvertrauen aufzubauen. Allerdings gibt es auch Jugendliche, die nicht so schnell laufen, nicht so geschickt mit dem Ball umgehen können, die häufig auf der Ersatzbank Platz nehmen müssen. Gerade hier

besteht die Gefahr, dass sich ein Gefühl des Versagens manifestiert. Dies zu verhindern, ist die besondere Aufgabe des Trainers, der sich gerade mit diesen Spielern besonders intensiv beschäftigen muss. Kleine Lernfortschritte sind durch positive Verstärkung hervorzuheben. Allerdings ist auch davor zu warnen, dem Spieler „etwas vorzumachen“, ihm wider besseres Wissen einzureden, dass er über sehr gute Fähigkeiten verfügt. Dies mag zu einem kurzfristigen Gefühl der Kompetenz führen, doch die früher oder später durchdringende Realität wird eine umso größere Krise verursachen. Ehrlichkeit und wohlwollendes Engagement sind beim Jugend-Fußballtrainer in besondere Weise gefragt. Sind sie vorhanden, so bietet der Fußball eine hervorragende Chance, das Selbstwertgefühl zu stärken und damit die zweite Etappe auf dem Weg zur Identität zu erklimmen.

4.2.3 Erreichen von Selbstgleichheit und Kontinuität

Das Erleben von Selbstgleichheit und Kontinuität in Zeit und Raum stellt nach Hurrelmann die dritte und letzte Etappe auf dem Weg zur Identität dar. Eigenschafts- und Typentheorien von Persönlichkeit zeigen eine gewisse situationsübergreifende Selbstgleichheit und Kontinuität an. Die Hypothese lautet nun, dass die in Familie, Kindergarten und Schule geprägten Eigenschaften oder Typenmerkmale einer Person im Fußball weiterentwickelt werden können, dass dadurch Kontinuität erreicht und Identität aufgebaut werden kann. Was sagt die Sportwissenschaft dazu?

4.2.3.1 Herausbildung positiver Eigenschaften

In der sportwissenschaftlichen Forschung gibt es eine langanhaltende Diskussion darüber, ob im Sport besondere Charaktereigenschaften entwickelt werden können. Die anfängliche Vermutung war, dass Sportler in höherem Maße sozial engagiert, integriert und leistungsorientiert sind als Nicht-Sportler. Außerdem glaubte man an ein positiveres Selbstbild und eine höhere Selbstakzeptanz von Sportlern. (Seist 1953) Neumann (1957) kam zu ähnlich positiven Wirkungen des Sports. Er untersuchte je 33 „Nichtsportler“, „Allgemeinsportler“ (bestreiten keine Wettkämpfe) und Trainingssportler (bestreiten Wettkämpfe) ausgewählt. Alle Versuchspersonen waren Studenten. Frauen wurden nicht berücksichtigt. Eine Beurteiler-Gruppe aus zwei Diplom-Psychologen, zwei Diplom-Turn- und Sportlehrern, einem Studienassessor und einem Studienreferendar beobachtete die

Probanden in sportlichen Situationen. Dabei konnten die Beurteiler bestimmte, vorher festgelegte Eigenschaften mithilfe einer 15stufigen Skala bewerten. (vgl. Neumann 1957, 24ff.)

Neumann kam u.a. zu folgenden Ergebnissen: „Das Hauptanliegen der Arbeit, nämlich die Beantwortung der Frage, ob sich das Charakterbild des Sportlers wesentlich von dem des Nichtsportlers abhebt, ist auf Grund der diagnostisch ermittelten und rechnerisch ausgewerteten Ergebnisse zu bejahen. Der Sportler unterscheidet sich vom Nichtsportler nicht nur hinsichtlich dieser oder jener Eigenschaft, sondern durch seine ureigene Struktur, die ihren Brennpunkt in seiner hohen Vitalität hat. Leibliche Gesundheit, körperliche Funktionstüchtigkeit, Betriebsamkeit, Anstrengungsfreude, praktische Gewandtheit, Willensstoßkraft, Entschlussfähigkeit, Angriffslust und Leistungsfreude sind ihre Attribute. (Neumann 1957, 198f)

Auch Bührlé (1971) ermittelte unter Anwendung zweier verschiedener Methoden erfreuliche Wirkungen des Sports: In einer empirischen Untersuchung versuchte er zu klären, „ob sich der Sportler in seinem sozialen Verhaltensstil bzw. in seiner Position in der Gruppenstruktur auffällig vom Nichtsportler unterscheidet.“ (Bührlé 1971, 32) Dazu sollten Schüler in einem Fragebogen aufschreiben, neben wem sie im nächsten Schuljahr sitzen wollten, welchen Schüler sie gerne als Klassensprecher und welchen gerne als Ferienkamerad haben würden. In einem zweiten Fragebogen wurde das sportliche Engagement gemessen und auf dieser Grundlage eine Einteilung in „Sportler“, „Nicht-Sportler“ und „Gelegenheitssportler“ vorgenommen. Die Voruntersuchungen wurden im Sommer 1965 am Hohenstaufen-Gymnasium Göppingen durchgeführt. Die Hauptuntersuchung fand – mit leicht modifizierten Fragebögen – im November 1967 an der Neuen Oberschule in Braunschweig statt. „Insgesamt erfasste die soziometrische Erhebung 695 Schüler. Von 674 Schülern lagen alle notwendigen Angaben vor.“ (Bührlé 1971, 35) Alle Befragten waren männlich und zwischen 10 und 19 Jahre alt.

Bührlé fand dabei eine Sonderstellung des Sportlers gegenüber dem Nichtsportler heraus: „Bei der Auswertung der Untersuchungsergebnisse ergab sich als erster auffällender Befund, dass in allen Altersstufen der Sportler in gleicher Weise signifikant bevorzugt sowohl zum Klassensprecher als auch zum Ferienkameraden gewählt wurde“, und zwar selbst in der Oberstufe. Als Begründungen für die Wahlen wurden bei den Sportlern vor allem

„Persönlichkeitsqualitäten, wie Entschlossenheit, Autorität und Durchsetzungsvermögen, also ihre allgemeine Lebensgewandtheit“, genannt. „Diese Befunde insgesamt weisen auf, dass es weniger das sportliche Leistungsvermögen ist, sondern vor allem das gesamte Persönlichkeitsprofil des Sportlers, das seine soziale Sonderstellung begründet.“ (Bührle 1971, 71f.) Der Sportler zeichne sich einerseits durch das „Aufgehen in der sozialen Gruppe“ und andererseits aber auch durch seine „individuelle Entscheidungsfähigkeit“ aus. (Bührle 1971, 72)

Im Anschluss an die empirische Studie verfolgte Bührle einen hermeneutischen Ansatz, der die sozialen Faktoren und Bildungsgehalte des Sportes herausstellen sollte. Dabei überlegte Bührle, inwieweit der Sport einen Beitrag zur Herausbildung von fünf sozialen Verhaltensstilen leisten kann: dem solidarisch-mitmenschlichen Verhaltensstil, dem partnerschaftlichen Verhaltensstil, dem Wettbewerbsverhalten, dem anonym-funktionellen Verhaltensstil und dem politischen Verhaltensstil. In Bezug auf die ersten vier Verhaltensstile sah Bührle gute Chancen für eine positive Beeinflussung durch den Sport. (Bührle 1971, 118ff.)

In jüngerer Zeit vertrat lediglich Eysenck noch die These, dass Sportler bestimmte Charaktereigenschaften aufweisen. Eysenck et. al. (1982) analysierten 105 empirische Studien. Die Analyse bestätigte die Hypothese Eysencks, dass der Sportler in höherem Maße extravertiert und psychotizistisch (d.h. „egozentrisch“, „feindselig“, „antisozial“) ist als der Nichtsportler. Was den Neurotizismus (psychische Labilität) angeht, so habe der gute Sportler eine mittlere Ausprägung. Auch als andere Meta-Analysen entstanden (siehe nächstes Kapitel), die Eysencks These widerlegten, blieb er bei seiner Linie: Die methodisch besseren Arbeiten würden seine These stützen (Eysenck 1984).

4.2.3.2 Ablehnung der Herausbildung positiver Charaktereigenschaften

Ganz im Gegensatz zu Seist, Neumann oder Bührle kam Steinbach (1968) zu dem Ergebnis, dass „der“ Sportler pathologische Züge aufweise. Bald schon machten sich jedoch Zweifel breit, ob man überhaupt davon ausgehen könne, dass der Sport globale Persönlichkeitseigenschaften herausbildet. Singer/Haase (1975) machten bei ihrer Meta-Analyse deutlich, dass es keine generellen Sozialisationswirkungen des Sports gebe. „Die Annahme, sportliche Betätigung führe zur Bildung oder Festigung bestimmter

Persönlichkeitseigenschaften, bzw. die Intention, ein bestimmtes Pattern von Persönlichkeitseigenschaften zu eruieren, das im Hinblick auf sportlichen Erfolg prognostisch wertvoll ist, erweisen sich bei näherer Betrachtung als in vielfacher Hinsicht problematisch.“ (Singer/Haase 1975, 26)

- „Generelle Aussagen über den Sport sind kaum möglich, mithin also auch nicht über *die* Effekte *des* Sports oder *die* persönlichkeitspsychologischen Voraussetzungen *der* sportlichen (Höchst-)Leistung, da es *den* Sport nicht gibt. Das gilt in zweierlei Hinsicht: Zum einen ist der Sport als ein gesellschaftliches Subsystem nur in Bezug auf die Wertmuster und Orientierungsschemata der betreffenden Gesellschaft oder der den Sport hauptsächlich tragenden Gesellschaftsschicht(en) zu verstehen. (...) Zum anderen ist es auch deshalb nicht unproblematisch, von *dem* Sport zu sprechen, weil Sport ein so komplexes und inhomogenes Phänomen ist und in so vielfältigen Realisierungsformen betrieben wird, dass es sehr fraglich erscheint, ob hier eine Analyse durchgehende Bedingungen auffindet.“ (Singer/Haase 1975, 26f.)
- „Aber nicht nur die Untersuchungen über die Persönlichkeit des Sportlers ganz allgemein erbrachten ein wenig konsistentes Ergebnis, sondern auch die Untersuchungen, die im Bemühen um eine Präzisierung der unabhängigen Variablen ‘Sport` auf traditionelle Kategorisierungen wie z.B. die verschiedenen Sportarten oder Untergliederungen nach Mannschafts- und Individualsportarten zurückgriffen.“ (Singer/Haase 1975, 28)
- Weiterhin könnte es sein, „dass die verwendeten Persönlichkeitsfragebögen (...) nicht die für die Fragestellung relevanten Dimensionen erfassen.“ (Singer/Haase 1975, 30) Insbesondere stellen die Autoren die Vermutung in Frage, dass bei erfolgreichen Athleten bestimmte Persönlichkeitseigenschaften vorhanden sein müssten. Unter Verweis auf H. Gabler (1972, 67) zeigen sie auf: „Hohe und höchste Leistungsmotivation ist also offensichtlich keine unabdingbare Voraussetzung für sportliche Höchstleistung, denn günstige soziale Einflüsse können hier für einen gewissen Ausgleich sorgen.“ (Singer/Haase 1975, 32)
- „Zentral in der sportpädagogischen Diskussion ist die implizite Annahme eines Transfers von in sportlichen Aktivitäten erworbenen Verhaltensweisen auf

außersportliche Situationen.“ Singer/Haase prangern die „naive Generalisierung u.U. recht spezifischer im Sport erworbener Dispositionen“ an und verweisen auf die schwierige Fähigkeit zur Abstraktion und auf die „partielle Inkompatibilität der Strukturen unterschiedlicher Handlungsfelder“. (Singer/Haase 1975, 32f.)

- Schließlich machen die Autoren darauf aufmerksam, dass eine Modifikation der Persönlichkeit nur in bestimmten Entwicklungsphasen möglich ist. Aber: “Sportliche Aktivität, insbesondere systematisches sportliches Training, beginnt sportartspezifisch auf recht unterschiedlichen Altersstufen und findet in unterschiedlichen Entwicklungsabschnitten mit unterschiedlicher Intensität statt.“ (Singer/Haase 1975, 34)

Auch Hammerich wehrt sich dagegen, nach der abstrakten Sozialisationsfunktion des Sports zu forschen. „Sinnvoller erscheint es uns (...) unter Bezugnahme auf die sozial-strukturellen Bedingungen nach Identität der Person in ihrem Lebenszyklus und der jeweiligen Bedeutung von Spiel und Sport, die ihm von der handelnden Person zugeschrieben wird, zu fragen.“ (Hammerich 1971, 136) Die weitere Diskussion war geprägt von Zweifeln gegenüber stabilen, globalen Sozialisationswirkungen des Sports. Heinemann (u.a. 1974, 12f.) deckt vier Problembereiche im Zusammenhang mit der „Sozialisation im Sport“ auf, die teilweise schon angedeutet wurden. So seien die Anforderungen an die Sportrolle „weitgestreut“, die Sportler schon durch die Familie vorgeprägt. Ferner bezweifelt er die Übertragung des im Sport Gelernten und die Stellung des Sports als „Reparaturbetrieb der Gesellschaft“.

Die Meta-Analysen von Martens (1975) und Vanek/Hosek (1977) förderten zu Tage, dass die Zusammenhänge zwischen stabilen Persönlichkeitseigenschaften, wie sie durch die Inventare wie z.B. das Freiburger Persönlichkeitsinventar (FPI) ermittelt werden, und sportlicher Aktivität meist widersprüchlich, uneinheitlich und methodenabhängig waren. Zu ähnlichen Ergebnissen kam Sack (1975). Er stellt seiner Arbeit eine Analyse von 151 Untersuchungen zu Persönlichkeitseigenschaften und dem Selbstkonzept von Sportlern voran. Die Studien stammen aus der Zeit zwischen 1932 und 1972 und wurden größtenteils im „angloamerikanischen Kulturgebiet“ publiziert. In dieser Meta-Analyse fand er heraus, „dass 1. stabile und generelle Persönlichkeitsmerkmale nur in geringer und unbedeutender systematischer Variation mit Variablen des Sportengagements stehen und 2. die vorliegenden empirischen Ergebnisse methodenspezifischen Abweichungen unterliegen.“(Sack 1975, 56)

Sack entwickelt folgende Hypothese: „Je spezieller (versus genereller) die psychologische Beschreibungsdimension der Persönlichkeit ist, desto höher wird die Varianzaufklärung im Bereich der sportlichen Tätigkeit.“ (Sack 1975, 60) Beispiel: In dem generellen Persönlichkeitsmerkmal „Interesse an Wirtschaft und Politik“ werden sich Sportler von Nichtsportlern kaum unterscheiden, wohl aber in dem speziellen Merkmal „Interesse an Wettkämpfen im Mittelstreckenlauf“. Die Hypothese bestätigt sich am Ende der Untersuchung, bei der im Jahr 1971 182 männliche und ebenso viele weibliche Mittel- und Langstreckenläufer befragt wurden. Außerdem wurde eine Kontrollgruppe von 140 männlichen und 151 weiblichen Jugendlichen befragt, die sich in Alter und Schulbildung von den Läufern nicht unterschieden. (vgl. Sack 1975, 89ff.)

Sack (1982) kritisiert einen Großteil der bis dahin zum Thema Sport und Persönlichkeit betriebenen Forschung: „Nicht die Skepsis gegenüber landläufigen Vorurteilen oder Wunschdenken wird gepflegt, sondern es werden Belege gesucht für die pädagogische und nationale Nützlichkeit des sozialen Systems Sport.“ (Sack 1982, 99) In der bestehenden Forschung sieht Sack zwei zentrale Hypothesen zum Thema Sport und Persönlichkeit, deren Wahrheitsgehalt er überprüfen wolle:

- „Argumentationsmuster A geht davon aus, dass die Teilhabe an Institutionen des Sports wie Schule, Hochschule, Militär, Sportverein etc. die Individuen in der Weise prägen, dass generelle und universelle Normen, Werte, Einstellungen und Verhaltensweisen im Sportbetrieb erworben werden.“ (Sack 1982, 100)
- „Argumentationsmuster B geht eher differentiell vor: es wird angenommen, dass ‚Abweichungen‘ vom gesellschaftlich oder subkulturell oder rollenspezifisch durchschnittlichen Sportengagement mit ‚Abweichungen‘ in der Persönlichkeitsstruktur verknüpft sind.“ (Sack 1982, 100f.) Die Selektionshypothese und die Sozialisationshypothese seien zwei Varianten dieses Argumentationsmusters.

Anhand der gesichteten Quer- und Längsschnittuntersuchungen kritisiert Sack eine „Übertreibung der Unterschiede“ in der Persönlichkeit zwischen Sportlern und Nichtsportlern, ein zu seltenes Arbeiten mit Zufallsstichproben, „statistische Probleme“ wie die Überschätzung der Signifikanz und „zu weitreichende Schlussfolgerungen.“ (vgl. Sack 1982, 146ff) „Aus alledem folgt, dass gravierende methodische und methodologische Mängel in

diesem Felde vorherrschen; sie sind für Inkonsistenzen in den zahlreichen Aussagen verantwortlich. Darüber hinaus sind wegen der Vielzahl der Variablen (Alter, Geschlecht, Schicht, Region, Sportart etc.) keine Aussagen (Theorien) großer Reichweite zu erwarten. Man muss sich – mit Singer & Haase (1975) – fragen, ob man bereit ist, den Themenkomplex Sport und Persönlichkeit differenziert zu betrachten und die Suche nach globalen Aussagen aufzugeben.“ (Sack 1982, 150)

Auch Gabler konnte bei Hochleistungsschwimmern keine Veränderungen der Persönlichkeitsmerkmale feststellen. Zunächst untersuchte er in einer Querschnittsuntersuchung insgesamt sechs Stichproben, von Hochleistungsschwimmern bis hin zu Jugendlichen, die nur den normalen Schulsport betrieben. (vgl. Gabler 1981, 56ff.) Es ergab sich bei den jugendlichen Hochleistungsschwimmern „kein signifikanter Unterschied zwischen dem Persönlichkeitsprofil der Untersuchungsgruppe und dem der Kontrollgruppe. Beide Profile liegen zudem im Durchschnittsbereich der Populationsnormen für die einzelnen Persönlichkeitsdimensionen. (Gabler 1981, 75) Auch waren fast keine Zusammenhänge feststellbar zwischen den Variablen der Leistungsmotivation (Hoffnung auf Erfolg/Furcht vor Misserfolg) und einzelnen Persönlichkeitsdimensionen.

Gabler widerspricht vielen bis dahin aufgeworfenen Thesen zum Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und (Leistungs-)Sport. Er widerspricht...

- Barolin (1968), Platzbecker (1966), Schildge (1966) und Steinbach (1968), die davon ausgingen, „dass nur auf der Basis einer abnormen Persönlichkeitsstruktur Höchstleistungen möglich sind und dass (vor allem im Fall Steinbachs) der Leistungssport als Kompensation für neurotische Tendenzen anzusehen ist. (Gabler 1981, 92)
- Neumann (1957), Kocian (1970) und Seist (1954), die der Sportlerpersönlichkeit „erhöhte emotionale Stabilität und Selbstsicherheit“ bescheinigen. (Gabler 1981, 92)
- Rigauer (1969), der glaubte, dass junge Menschen Leistungssport treiben, um „gesellschaftliche Leistungserwartungen zu erfüllen“. (Gabler 1981, 93)
- Vinnai (1970), der darauf beharrte, „dass Repressionen und Zwänge ihr sportliches Handeln weitgehend determinieren“. (Gabler 1981, 93)
- Habermas (1967), der den Leistungssport als Kopierung arbeitsaffiner Verhaltensmuster im Sinne einer Kompensation sah. (Gabler 1981, 93)

- Adorno (1969), Steinbach und Vinnai, wenn sie hinter dem Leistungssport „masochistische Tendenzen“ vermuten. (Gabler 1981, 93)

Gabler setzt diesen Ansichten entgegen: Das Leistungsmotiv „wird angeregt durch situative Bedingungen und individuelle Erfahrungen bei Erfolgs- und Misserfolgserlebnissen, in Lust- und Unlustsituationen.“ (Gabler 1981, 93) 1975, also fünf Jahre nach der ersten Untersuchung, wurde eine zweite Erhebung durchgeführt, die ein ähnliches Profil der Persönlichkeitsmerkmale wie die erste hervorbrachte. „Die Anforderungen des Hochleistungsschwimmsports führen offenbar zu keinen umfassenden Veränderungen im Hinblick auf allgemeine Persönlichkeitsmerkmale.“ Die Schwimmerinnen und Schwimmer „sind nach wie vor weder überdurchschnittlich emotional labil noch stabil; sie sind weder besonders nachgebend, pessimistisch, zurückhaltend, selbstunsicher oder angespannt; noch können sie als besonders dominant, optimistisch, forsch, selbstsicher und entspannt bezeichnet werden. Es sind insbesondere keine Hinweise festzustellen, die auf neurotische Tendenzen deuten.“ (Gabler 1981, 130f.)

Mummendey/Mielke (1989) vermuten, dass die vermeintlichen Persönlichkeitsunterschiede auf das „Impression-Management“ bzw. die Selbstdarstellung der Sportler bzw. Nichtsportler zurückgehen. Die Hypothese von Mummendey/Mielke lautet: „Persönlichkeitseigenschaften von Sportlern werden überwiegend durch Selbstbeschreibungen der sportlich aktiven Personen vermittelt festgestellt. In Selbstbeschreibungen äußern bzw. kommunizieren Personen Selbstkonzepte.“ Diese sind auch „Resultate von Impression-Management bzw. Selbstdarstellung“, die von der jeweiligen Situation abhängt, Beispiel: Wird ein Sportler in einem sportlichen Kontext interviewt, so wird er eher „sportliche“ Charaktereigenschaften zeigen als in einer anderen Situation. (Mummendey/Mielke 1989, 46ff.)

In einer Art „Vorstudie“ wurden 110 autobiografische Texte berühmter Sportler inhaltsanalytisch untersucht. Daneben fand eine empirisch-wissenschaftliche Datenerhebung mit unterschiedlichen Untersuchungsinstruktionen statt: Einmal findet die Untersuchung in einem nicht-sportlichen Kontext statt, zum zweiten in einem sportlichen und zum dritten soll sich die untersuchte Person gezielt so darstellen, „dass sie das Bild eines typischen oder idealtypischen Sportlers abgibt“. (Mummendey/Mielke 1989, 52) Auf eine Kontrollgruppe wird aufgrund mangelnder Vergleichbarkeit aller Merkmale verzichtet. Stattdessen werden „intensiv Sporttreibende mit weniger intensiv Sporttreibenden“ verglichen.

(Mummendey/Mielke 1989, 53) Dabei fanden die Forscher heraus, „dass in ungefähr 10% der untersuchten Persönlichkeitsvariablen bei Sportlern eindeutige Selbstdarstellungseffekte nachweisbar und in rund 30% der Fälle entsprechende Tendenzen beobachtbar waren.“ (Mummendey/Mielke 1989, 129) Zu den Persönlichkeitsunterschieden zwischen Spitzensportlern und Breitensportlern ermittelten sie: „Rund 10-15% der Varianz der Persönlichkeitsfragebogen gehen also hier auf sportspezifische Selbstdarstellungstendenzen zurück.“ (ebd., 129)

Mummendey/Mielke geben zu bedenken, „dass die Selbstdarstellungstendenzen des Sportlers nicht zu unterschätzen sind“. Außerdem verweisen sie auf Sack (1984), der nicht damit rechnet, „dass das Sportengagement überhaupt größere Varianzen als 10% im Persönlichkeitsbereich determiniere. Man wird also nach solchen vorsichtigen, überblicksartigen Schätzungen aufgrund der vorliegenden Persönlichkeitsunterschiede sagen können, dass einmal nur relativ wenige Persönlichkeitsunterschiede zwischen Personen mit unterschiedlichem Sportengagement nachweisbar sind, und dass zum anderen sich in solchen Unterschieden zu einem gewissen Anteil nicht tatsächliche Persönlichkeitsunterschiede, sondern Tendenzen zur Selbstdarstellung als Sportler ausdrücken.“ (Mummendey/Mielke 1989, 129f.)

4.2.3.3 Forschungskonsens: Es gibt keine „Sportler-Persönlichkeit“

Erwünschte, allgemeine Sozialisationseffekte des Sports wurden von Heinemann (1983) und Meinberg (1991) gesammelt. Janssen (1995) fasst sie zusammen und ordnet sie dem Domänenmodell der Persönlichkeit von Guilford (1964) zu:

- **„Domäne der Physiologie, Morphologie:** Sport hat eine biologische Funktion durch den Bewegungsausgleich; er hat eine gesundheitserhaltende Wirkung. Nicht nur die motorischen, sondern auch die biologischen Funktionen werden verbessert.
- **Bedürfnisdomäne (Motivation, Emotion):** Sport bietet ein Gegengewicht zur Langeweile und Spannungslosigkeit, welche das Alltagsleben kennzeichnen. Sport gleicht emotionelle Verarmungen des Alltagslebens aus. Sport baut den Triebstau ab und hilft, Ängste zu überwinden.

- **Domäne der Interessen, der Einstellungen, des Temperamentes:** Sport besitzt sozialintegrative Funktionen, fasst verschiedenartige Individuen zu einem Kollektiv zusammen, schafft Identifikationsmöglichkeiten, festigt die sozialen Werte und Normen der Gesellschaft, ermöglicht soziale Mobilität, überwindet soziale Schranken und bietet Karrierechancen. Sport prägt Solidarität, Kooperation, Fairness, Kameradschaft und gleicht Mängel der Gesellschaft aus. Sport regt zu Opferbereitschaft, Rücksicht und Solidarität an. Man ist beinahe zur Feststellung gezwungen: Sport fördert alle Tugenden!
- **Domäne der Eignung:** Sport prägt kognitive Fertigkeiten aus. Sport erweitert die Kommunikationsmöglichkeiten durch ein eigenständiges verbales und nonverbales Symbolsystem. Sport verbessert die soziale Intelligenz.“ (Janssen 1995, 280f.)

Janssen gibt jedoch zu bedenken, dass solche scheinbar allgemein gültigen Effekte des Sports empirisch nicht belegt seien. Zu jeder Domäne lassen sich nämlich auch negative Beispiele finden:

- „Zu häufiges Sporttreiben (Langlaufen) schädigt den Skelett-Bänderapparat.“
- „Sport kann zu psychischer Belastung für den jugendlichen Sportler und dessen Familie werden, wenn sich die erwarteten Leistungseffekte nicht einstellen, man aber alles auf die Sportkarte gesetzt und die Schule vernachlässigt hat.“
- „Sport kann sozial trennen oder die soziale Distanz vergrößern (Golfsport, Pferdepolo), wenn die Nachbarschaft des aufstrebenden Arztes nicht mit dessen Sporthobbys (Reiten, Segeln, etc.) mithalten kann.“
- „Sport kann Kommunikationsmöglichkeiten einschränken, wenn ausschließlich das Symbolsystem des Sports die Kommunikationsbasis sein sollte.“ (Janssen 1995, 282f.)

Als Folge daraus plädiert Bierhoff-Alfermann dafür, „die globale, unspezifische Sozialisationshypothese, nach welcher der Sport die Sportpersönlichkeit im Sinne eines homo sportivus oder Typus sui generis forme, abzulehnen.“ (zit. nach Janssen 1995, 282; vgl. Bierhoff-Alfermann 1986, 133-142)

Auch Singer (2000) kommt nach umfangreicher Sichtung der Forschungsliteratur zu dem Schluss: „Die Suche nach ´der` Persönlichkeit des Sportlers bzw. der Sportlerin – operationalisiert über relativ generelle Persönlichkeitseigenschaften – ist vergebliche Liebesmüh´ und sollte so nicht fortgesetzt werden.“ (Singer 2000, 308) Auch zwischen

Sportlern verschiedener Sportarten gebe es keine konsistenten Persönlichkeitsunterschiede: Zwar glaubten Slusher (1964), Booth (1958), Peterson u.a. (1967), Kroll/Crenshaw (1970), Vanek/Hosek (1977) und Dowd/Innes (1981), solche Unterschiede gefunden zu haben. Ihnen widersprachen aber Sage (1972) und Ikegami (1970). Selbst innerhalb einer Sportart differieren die Befunde. So stellt Johnson (1972) die Basketballspielerinnen als selbstzentriert, sozial unbeholfen und gehemmte Persönlichkeiten dar, während sie Bell (1955) als dominant, selbstsicher und sozial aufgeschlossen beschreibt.

Schließlich „ist festzuhalten, dass auch zwischen Team- und IndividualsportlerInnen keine konsistenten Persönlichkeitsunterschiede nachgewiesen werden konnten.“ (Singer 2000, 310) Booth (1958), Peterson et al. (1967) und Dowd/Innes (1981) hatten eine höhere Extraversion der Mannschaftssportlerinnen und –sportler herausgefunden. Aber Wendt/Patterson (1974) Stoner/Bandy (1977), Singer (1969), Davey (1977) und Kirkcaldy (1982) konnten dieses Ergebnis nicht bestätigen.

Selbst Sportlerinnen und Sportler mit unterschiedlicher Leistungsfähigkeit zeigten auf dem Gebiet der globalen Persönlichkeitseigenschaften keine wesentlichen Unterschiede:

„Insgesamt gesehen zeigen die Ergebnisse, dass sich erfolgreiche von nicht so erfolgreichen AthletInnen weniger in relativ allgemeinen und überdauernden Persönlichkeitsvariablen unterscheiden, sondern eher in Befindlichkeitszuständen, Kognitionen und Bewältigungsstrategien vor und während Wettkämpfen. Erfolgreiche AthletInnen weisen im Bereich der Befindlichkeit vor Wettkämpfen tendenziell das sog. ‚Eisberg-Profil‘ auf, das für eine positive Mental-Health steht, zeigen positivere Selbstwahrnehmungen (insbesondere höheres Selbstvertrauen) und besitzen produktivere kognitive Strategien (insbesondere was Fokussierung der Aufmerksamkeit und Angstmanagement anbelangt).“ (Singer 2000, 318)

4.2.3.4 Persönlichkeitseigenschaften und –typen bei Fußballern

Es gibt also nicht „die“ Sportler-Persönlichkeit. Auch „die“ Fußballer-Persönlichkeit, die sich in wesentlichen Charaktereigenschaften vom „Nicht-Fußballer“ unterscheidet, wird man vergeblich suchen. Bedenkt man die Vorstellung vom Fußball als einem „Lebensmodell“, so verwundert das keineswegs. Im Gegenteil: Es untermauert sogar die These vom Lebensmodell, denn im Leben müssen alle Charaktere ihren Platz finden. Jugendliche

kommen mit ihren spezifischen Vorprägungen in die Fußball-Mannschaft und finden dort eine Rolle, die zu ihrer Persönlichkeit passt.

So kommt es nicht von ungefähr, dass zwischen den Inhabern verschiedener Spielpositionen in Mannschaftssportarten Persönlichkeitsunterschiede festgestellt wurden: „Morris (1975) fand solche zwischen offensiven und defensiven FeldhockeyspielerInnen, Maxeiner (1982) zwischen Aufbau- und Angriffspielern im Volleyball, Krikcaldy (1982) zwischen Angriffs- und Mittelfeldspielern (keine signifikanten Unterschiede hingegen bei SpielerInnen entsprechender Positionen) und Kruse (1977) zwischen Fußballspielern verschiedener Positionen und zwischen Angriffs- und AbwehrspielerInnen im Tischtennis. Relativ übereinstimmend erwiesen sich dabei Angriffsspieler risikofreudiger, impulsiver, aggressiver und emotional instabiler als die zum Vergleich herangezogenen Spieler. Beckmann/Trux (1991) fanden bei Basketballspielern der 1./2. Bundesliga Aufbauspieler eher lageorientiert und Center eher handlungsorientiert.“ (Singer 2000, 312)

Die Untersuchung von Kruse (1977) soll aufgrund der thematischen Nähe zu dem hier verhandelten Forschungsvorhaben größere Aufmerksamkeit zuteil werden. „Lassen sich Persönlichkeitsunterschiede zwischen den Spielern auf den einzelnen Positionen wissenschaftlich nachweisen? Oder tummeln sich auf jeder Position die verschiedensten Persönlichkeiten, die die ganze Bandbreite der menschlichen Verhaltensskala darstellen? Diesen Fragen wurde in 13 Hamburger Amateurvereinen nachgegangen.“ (Kruse 1977, 231)

Methodisch ging Kruse so vor: „Insgesamt wurden 173 Spieler mit einem neugestalteten Fragebogen befragt, der sich in erster Linie aus übernommenen Items verschiedener gängiger Testverfahren (16 PF, FPI, LL, FDE, RSK; siehe Brickenkamp 1975) zusammensetzt. Eine Faktorenanalyse dieses Fragebogens ergab fünf interpretierbare Aspekte menschlichen Verhaltens: 1. Extraversion – Introversion, 2. Gelassenheit – Erregbarkeit, 3. überlegtes Handeln – unüberlegtes Handeln, 4. Risikoverhalten (draufgängerisch – vorsichtig), 5. Direktivität (bestimmend – zurückhaltend).“ (Kruse 1977, 231) Die Ergebnisse liegen über einem Signifikanzniveau von 5% und lauten wie folgt:

- Altersunterschiede: „So sind in der Stichprobe z.B. die Spieler auf dem Liberoposten und auch diejenigen auf dem Mittelstürmerposten im Durchschnitt erheblich älter als z.B. die Torhüter oder die Außenverteidiger. Das spielt insofern eine Rolle, als der Mensch

allgemein mit zunehmendem Alter eher introvertiert, eher direktiv und weniger risikofreudig wird.“ (Kruse 1977, 232)

- Torhüter: zeigen „wenig Draufgängertum“, bei allerdings großen Altersunterschieden: „Der Torwart (...) wird während seiner Karriere immer ruhiger, sachlicher, in sich gekehrter. Er lernt es allmählich, mit der Verantwortung zu leben, die ihm als letztem und entscheidendem Faktor im Spiel seiner Mannschaft aufgebürdet wurde.“ (Kruse 1977, 232)
- Mittelfeldspieler: „Bei den Mittelfeldspielern fällt auf, dass sie sehr leicht erregbar sind und nur über ein geringes Selbstbewusstsein verfügen. Sie sind sozusagen die ‚Mimosen‘ unter den Fußballspielern.“ Außerdem agieren sie „sehr vorsichtig“, vermeiden „möglichst jedes Risiko“ und handeln „mehr aus der Furcht vor dem Misserfolg“ denn aus Hoffnung auf Erfolg. (Kruse 1977, 232)
- Außenverteidiger: „Die Außenverteidiger fielen bisher schon auf als gelassene, selbstbewusste, seelisch robuste Spieler, die auch Mut und Draufgängertum zeigen. Zudem stellten wir fest, dass die Gruppe der Außenverteidiger im Vergleich zu den anderen Spielern erheblich überlegter handelte.“ (Kruse 1977, 232)
- Libero: „Der Libero hat nach dieser Untersuchung keine herausragenden Persönlichkeitsmerkmale. Er handelt wohl eher nach dem Sicherheitsprinzip und ist, obwohl im Durchschnitt älter als die anderen Spieler, eher extravertiert.“ Außerdem handelt er eher unüberlegt. (Kruse 1977, 233)
- Mittelstürmer: „Die untersuchten Mittelstürmer handelten nicht sehr überlegt, waren überraschenderweise auch nicht sehr risikofreudig, dafür aber eher direktiv und – so wie sie sich selbst sehen – die konservativste Gruppe unter den Fußballspielern.“ (Kruse 1977, 233)
- Außenstürmer: „Außenstürmer sind in der Regel recht risikofreudig und nicht so leicht erregbar.“ (Kruse 1977, 233)

So gelangt Kruse zu dem Fazit: „Es bestehen also durchaus Persönlichkeitsunterschiede zwischen den verschiedenen Spielertypen, wenn sie auch nicht immer dem althergebrachten Urteil entsprechen.“ (Kruse 1977, 233) Zwei eklatante Probleme sind bei dieser Untersuchung jedoch zu bemängeln. Zum einen unterscheidet die Untersuchung nicht zwischen erfolgreichen und erfolglosen Mannschaften bzw. Spielern. Zum anderen wird nicht gefragt, ob sich die Spieler auf der ihnen zugewiesenen Position auch wohl fühlen. Dies wäre jedoch

notwendig, um einen Zusammenhang zwischen Spielposition und Charakterprägung zu erhärten.

4.2.3.5 Verknüpfung von Riemanns Typen mit Spielpositionen

Angesichts dieser Forschungslage erscheint es vielversprechend, den Zusammenhang zwischen Spielposition im Fußball und der Persönlichkeit näher zu betrachten. Dazu soll eine neue Theorie vorgelegt werden, die Zusammenhänge zwischen den nach Grundformen der Angst unterschiedenen Persönlichkeitstypen Riemanns (vgl. Kapitel 1.6) und entsprechenden Spielpositionen im Fußball vermutet.

Die hier zu entwickelnde und im empirischen Teil zu überprüfende Theorie geht davon aus, dass sich die Schizoiden in der Verteidigung und die Depressiven im defensiven Mittelfeld am wohlsten fühlen, während die Zwanghaften als Torhüter und die Hysterischen als Stürmer ihre Anlagen und Prägungen am besten weiterentwickeln können. Dies soll nun durch eine Gegenüberstellung der Riemann'schen Typen mit den Anforderungen an die Spielposition erklärt werden.

Dem Torwart kommt die vielleicht schwierigste Aufgabe auf dem Fußballfeld zu. Es kann passieren, dass er eine halbe Stunde lang keinen Ball halten muss. Dann aber kommt vielleicht plötzlich ein Schuss aus der Distanz, und er muss „auf den Punkt genau“ hochkonzentriert sein. Ist er es nicht und begeht er nur den kleinsten Fehler, dann trägt er möglicherweise alleine die Verantwortung für die Niederlage seiner Mannschaft. Ein Torwart muss Sicherheit ausstrahlen, um der Abwehr das nötige Vertrauen zu geben. Diese Weisheit ist so alt wie der Fußball. Betrachtet man nun die Wesenszüge der zwanghaften Persönlichkeiten, so zeigt sich eine starke Affinität. „Das Grundproblem zwanghafter Menschen können wir (...) in ihrem überwertigen Sicherheitsbedürfnis erkennen“, schreibt Riemann. Ursache dafür ist die „Angst vor dem Risiko, vor Wandlung und Vergänglichkeit“. (Riemann 1997, 106) Dies äußert sich beim Tormann als Angst davor, einen Treffer des Gegners hinnehmen zu müssen, das Spiel zu verlieren und nicht mehr aufgestellt zu werden. Letztlich ist es die Angst, den Platz in der Mannschaft zu verlieren.

Der Aufgabenbereich des Torwarts ist klar abgegrenzt. Er soll Tore verhindern, und wenn ihm dies gelingt, so hat er seine Sache hundertprozentig erfüllt. Im Normalfall wird er dazu seinen Strafraum nicht verlassen. Trainer und Mitspieler sehen es äußerst ungern, wenn er sich auf Spielereien einlässt oder beim Abspield zu viel riskiert. Die Gefahr, dass ein Tor fällt, ist einfach zu groß. Die Parallele zu den Zwanghaften ist evident, wenn Riemann über sie schreibt: „Das Vermeidenmüssen aller unerwünschten Verhaltensweisen von früh an bahnt den Weg zum Perfektionismus, zur Unduldsamkeit gegen sich und andere, in der Steigerung zu diktatorischen und dogmatischen Zügen.“ (Riemann 1997, 146) Was der Torwart selbst vorlebt, das verlangt er auch von seinen Mitspielern. Nicht selten ist er der Dirigent der Abwehr. „Genauigkeit, Solidität, Präzision, Sorgfalt, Verantwortung und Übersicht“ sind die Charaktereigenschaften, die Riemann dem Zwanghaften zuschreibt. (Riemann 1997, 152)

Von den offensiven Mittelfeldspielern und Stürmern sind scheinbar ganz andere Fähigkeiten gefordert. Sie haben eine kreative Aufgabe. Mit Hilfe von Tricks und Finten soll es ihnen gelingen, die gegnerische Abwehr zu überlisten und ein Tor zu erzielen. Dabei müssen sie sich immer wieder etwas Neues, etwas Überraschendes ausdenken, das aber auch ein hohes Risiko in sich birgt. Ein Hackentrick zur rechten Zeit kann die gegnerische Abwehr düpiieren und eine gute Torchance herbeiführen. Andererseits ist die Gefahr sehr groß, in einen „Konter“ zu laufen und dabei selbst ein Tor hinnehmen zu müssen.

„Der Zauber des Neuen, der Reiz, Unbekanntes kennen zu lernen, die Freude am Wagnis“ (Riemann 1997, 156) zeichnen nach Riemann die hysterische Persönlichkeit aus. Somit wird deutlich, dass die Hysterischen wie geschaffen sind für die Position des Stürmers. Er nimmt bei seinen riskanten Dribblings die Gefahr des Ballverlustes in Kauf, weil er weiß: Wenn es erfolgreich ist und er ein Tor erzielt, dann ist er der Held des Spiels und alle jubeln ihm zu. Der den hysterischen Persönlichkeiten innewohnende Geltungsdrang, das „Bedürfnis nach Bestätigt- und Bewundertwerden“ (Riemann 1997, 170), kann in der Rolle des Offensivspielers ideal befriedigt werden. Nach der Fußballkarriere ist es für erfolgreiche Stürmer oft schwierig, ohne diese Bewunderung auszukommen. Gerd Müller, der erfolgreichste deutsche Stürmer aller Zeiten, hatte nach seiner aktiven Zeit massive Alkoholprobleme. Ein Grund dafür dürfte gewesen sein, dass er nicht mehr im Rampenlicht stand, dass niemand mehr Notiz von ihm nahm. Ähnlich erging es dem argentinischen Superstar Diego Maradonna, der zu Drogen griff. Solche "Alterskrisen" sind nach Riemann typisch für hysterische Persönlichkeiten. (Riemann 1997, 165)

Typisch sind auch die häufigen „Trennungen und Neuanfänge“, die gerade bei berühmten Stürmern sehr beliebt sind. Bestes Beispiel dafür ist der ehemalige Nationalmannschaftskapitän Jürgen Klinsmann, der in seiner Karriere in vier verschiedenen Ländern bei sechs verschiedenen Clubs spielte. Der hysterische Mensch scheut Erstarrung und Sicherheitsstreben in seinem Leben. Riemann schreibt: „Für ihn ist der Angriff die beste Verteidigung.“ (Riemann 1997, 171) Besser könnte man die Fußballphilosophie des Stürmers oder offensiven Mittelfeldspielers nicht beschreiben.

Hauptaufgabe der Abwehrspieler ist es dagegen, Tore zu verhindern. Zu diesem Zweck bekämpfen sie die gegnerischen Stürmer, was in „Manndeckung“ geschieht. Abwehrspieler laufen also das ganze Spiel über vorwiegend einem Gegenspieler hinterher. In modernen Spielsystemen wechseln sie die Gegenspieler mitunter, doch die Tätigkeit bleibt dieselbe. Ziel ist es, den Stürmer bei der Ballannahme zu stören, ihn am Schuss zu hindern und ihm so schnell wie möglich den Ball abzunehmen. Der Abwehrspieler bekämpft seinen Mann mit allen Mitteln, den erlaubten und häufig genug auch den unerlaubten. Ständig muss er sich im Duell Mann gegen Mann beweisen, ständig gewinnt er oder verliert er einen Zweikampf.

Und nun zu Riemanns Beschreibung des Schizoiden: Er hat Angst vor dem „Du“. Dieses Du ist für den Verteidiger der Stürmer und deshalb bekämpft er ihn. Er hat Angst, sich seiner Spielweise anpassen zu müssen und tut daher alles, sich selbst durchzusetzen. „Alles Emotionale, Gefühlshafte“ verunsichert die Schizoiden (Riemann 1997, 23) und deshalb sind sie so geeignet für die Position des Abwehrspielers, der sich durch Härte und Kampfeswillen auszeichnet. Die Metaphern, die sich die Fußballmoderatoren für gute Abwehrspieler ausgedacht haben, spiegeln diese Charakterzüge wider: Er steht wie ein Fels in der Brandung, wie ein Turm in der Schlacht. Die Angst des Schizoiden vor der Selbsthingabe entspricht der Angst des Verteidigers, vorgeführt, ausgetrickst und „überspielt“ zu werden. Sein eigenes Ego lässt diese Schmach niemals zu. Der schizoide Mensch erlebt „die Annäherung eines anderen als Bedrohung (...), die er zuerst mit Angst, der sofort die Aggression folgt, beantwortet.“ (Riemann 1997, 33) Von den Charakterzügen her ist eine schizoide Person also gewiss für den Posten des Abwehrspielers geeignet, wenn die Aggression in die richtige Bahn gelenkt wird. Der dem Schizoiden eigene, bereits angesprochene unbestechliche Blick für die Tatsachen hilft ihm als Verteidiger, nicht gleich auf den erstbesten Trick des Stürmers hereinzufallen.

Fehlt noch die Position des defensiven Mittelfeldspielers. Er ist die „Arbeitsbiene“ der Mannschaft, auch „Feuerwehr vor der Abwehr“ oder „Wasserträger“ genannt. Er muss die meiste Laufarbeit verrichten. Sein Spiel steht vorwiegend im Dienste der Mannschaft. Der defensive Mittelfeldspieler hält dem Spielgestalter den Rücken nach hinten frei, damit dieser uneingeschränkt mit seinen kreativen Qualitäten glänzen kann. Als Beispiel könnte man Jens Jeremies von Bayern München nennen, der für die Spielgestalter Effenberg bzw. Ballack wertvolle Defensivarbeit leistete und leistet.

Es ist zu vermuten, dass die Beschreibung dieser Aufgaben den Anlagen der depressiven Persönlichkeitstypen entspricht. Ihre „Angst, ein eigenständiges Ich zu werden“ (Riemann 1997, 59) führt dazu, dass sie vorwiegend für andere da sind. In diesem Sinne verfolgen sie „altruistische Tugenden“. Beruflich neigen sie zu „helfenden, dienenden, pflegenden Tätigkeiten“. (Riemann 1997, 103) Helfen und Dienen sind auch die vordringlichen Aufgaben des defensiven Mittelfeldspielers.

Die Hypothese lautet also, dass der Fußball das Gefühl der Kontinuität und Selbstgleichheit in Zeit und Raum unterstützt, weil er für den Jugendlichen die Rolle bereit hält, die seiner Prägung entspricht. Damit kann jede der drei Etappen im Identitätsmodell von Hurrelmann (Handlungskompetenz, Selbstwertgefühl und Kontinuität) durch den Fußball positiv beeinflusst werden.

4.3 Wo der Fußball wenig ausrichtet

Mangelnde Identität zeigt sich nicht nur an Stress-Symptomen und Selbstwertproblemen. Auch die nach außen hin sichtbaren Reaktionsformen „Aggressivität“ sowie „Alkohol- und Drogenkonsum“ weisen auf fehlende Identität hin. Ihnen gegenüber ist kaum ein positiver Einfluss durch den Fußball zu erwarten. So lautete die Hypothese am Ende von Kapitel 3.3, die es nun näher zu erläutern gilt.

4.3.1 Aggressivität

Aggressivität entspricht dem “Haben-Wollen” des Marketing-Charakters, der nach Fromm keine Identität besitzt. Fußball enthält als kampfbetonter „Männersport“ aggressive Momente.

Er kann prosoziales Verhalten bei Jungen reduzieren, wie Kleiber/Roberts (1981) herausfanden: „Using prosocial behavior as one manifestation of evolved social character, the influence of organized sport was assessed in a field experiment with children from two elementary schools. Although the general assumption that ‘sport builds character’ was not strongly supported or refuted in this investigation, some evidence, at least with males, showed that prosocial behavior may be inhibited by sport experience.” (Kleiber/Roberts 1981, 114)

Ziel der Wissenschaftler war die Erforschung des Sport-Einflusses auf das soziale Verhalten: „The current research was thus designed to investigate the impact of sport experience on the development of social character, or more specifically, on the prosocial behaviors of cooperation and altruism.“ (Kleiber/Roberts 1981, 116) An der Untersuchung nahmen 54 Viert- und Fünftklässler aus zwei Grundschulen in Urbana/Illinois teil. Darunter waren 28 Jungen und 26 Mädchen. Das Durchschnittsalter betrug 10.9 Jahre.

Die Schülerinnen und Schüler wurden zu Beginn mit dem „Social Behavior Scale (Knight & Kagen 1977) konfrontiert, mit dem altruistische vs. rivalisierende Verhaltenstendenzen ermittelt werden. Die Schülerinnen und Schüler sollten zehnmal aus den vier Antwortmöglichkeiten „Rivalry & Superiority“, „Superiority“, „Equality“ und „Altruism & Group-Enhancement“ eine für sie passende auswählen. Für jede Antwort bekamen sie und ein anderes Kind aus einer anderen Schule Poker-Chips, die sie am Ende gegen einen Preis eintauschen konnten. Als Preise gab es vier unterschiedlich wertvolle Füller. Allerdings: Wer sich für die „altruistic alternative“ entschied, lief Gefahr, dass er selbst nur den zweitbesten Füller erhielt, während der andere Schüler den besten bekommen konnte. (vgl. Kleiber/Roberts 1981, 117f.)

Die Kinder nahmen nach dieser ersten Befragung an einem zweiwöchigen Fußballturnier teil. Der wettkampfbezogene Charakter wurde betont. „They were also told that scores were to be kept each day and that at the end of the 2-week period, the team which had won the most games would be declared champions and each player on the winning team would receive a trophy.“ (Kleiber/Roberts 1981, 118) Anschließend wurden die Schülerinnen und Schüler erneut interviewt.

Als Resultat wurde ermittelt: Je mehr Sporterfahrungen die Kinder gemacht haben, desto weniger scheinen sie den anderen zu gönnen. „On the pretest with the Social Behavior Scale,

it was discovered that those boys and girls with the most sport experience were significantly more likely to deny gift-redeemable chips to other children ($r=-.33$ for boys and $-.39$ for girls). Both of these correlations were significant at the .05 level.” (Kleiber/Roberts 1981, 119) Die zehnte Wahlmöglichkeit erscheint als die aussagekräftigste, weil hier die letzte Chance besteht, dem anderen Kind einen besseren oder schlechteren Preis zu ermöglichen. Hier haben nach dem Experiment die männlichen Teilnehmer den anderen Kindern deutlich weniger „Chips“ zukommen lassen.

Der Fußballwettkampf scheint sich also negativ auf das prosoziale Verhalten auszuwirken: „Based upon these findings, it may be argued that to the extent that competition is allowed to dominate the interpersonal relationships in children’s sports, their potential for actually facilitating the development of prosocial behavior is entirely lost.” (Kleiber/Roberts 1981, 121) Allerdings geben die Autoren zu bedenken, dass dies nicht der Fall sein muss, sondern unter anderem vom Trainer abhängt: „Coaches can emphasize a ‘team concept’ and utilize team building experiences to promote interdependence.“ (Kleiber/Roberts 1981, 121)

Pilz (1995) stellt eine Studie über die Ausprägung des Fair-Play-Gedankens bei jugendlichen Fußballern vor. Im Rahmen einer Initiative für Fair-Play-Erziehung, die vom Niedersächsischen Fußball-Verband ausging, wurden 1207 Auswahlspieler im Alter von 12 bis 14 Jahren befragt. Ergebnis: „The older the juvenile football players are, the more they are willing to violate the rules in the interest of winning, the more they also tolerate and legitimate rule violations, and the more they describe rule violations with the term ‘fair play’ . (Pilz 1995, 392)

Weder die Spielposition noch das sportliche Ziel oder Leistungsvermögen, sondern nur das Ausmaß an Fußball-Erfahrung stelle einen signifikanten Faktor für das unterschiedliche Fair-Play-Verständnis dar. „Juveniles who have played for more than four years (of greater significance are those who have played for six years or more in a football club) accept rule violations more often, and describe them significantly less often as being unfair, than juveniles who have only 1-3 years of football experience in a club.” (Pilz 1995, 392) Auf dieser Grundlage fällt Pilz ein vernichtendes Urteil über den wettkampforientierten Fußballsport: Er sieht die Hypothese bekräftigt, der Fußball sei „an agent of the socialization of unfair behavior“. „In other words, football clubs have become the school of unfairness.” (Pilz 1995, 393)

Die Fußballer sollten selbst beschreiben, was für sie „Fair play“ bedeutet. Die Definitionen lassen sich einordnen in die Kategorien „informal fair play“ (Integration der schlechteren Spieler), „formal fair play“ (Regelkonformität) und „fair foul“ (Foul spielen nur im Interesse des Erfolgs und ohne den Gegner ernsthaft zu verletzen). Zur Verteilung der Antworten: „Only 5.3 per cent of the 12-14 year-old football players have a comprehension of fair play in the sense of ‘informal fair play’; 27 per cent have a comprehension of ‘formal fair play’; but 57.6 per cent of the young football players define fair play in the sense of the moral of ‘fair foul’.” (Pilz 1995, 393) Je länger die Jugendlichen schon wettkampfbezogen Fußball spielen, desto häufiger gehört für sie zum fair play auch das „faire Foul“: „61.6 per cent of those 12-12 year-old football players who have played football for more than six years in a club define fair play as ‘fair foul’, compared to ‘only’ 52 per cent of those who have played 1-3 years of club football.” (Pilz 1995, 394)

Jugendliche Fußballer haben ein wesentlich „unfaireres Fairness-Verständnis“ als andere Schüler: „Only 24.5 per cent of the questioned pupils describe fair in the sense of ‘fair foul’, as opposed to 57.6 per cent of the 12-14 year-old football players.” (Pilz 1995, 394) Auch die „Notbremse“ oder die „Schwalbe im Strafraum“ wird von wesentlich mehr Spielern noch als „fair“ angesehen, als dies bei nicht Fußball spielenden Schülern der Fall ist.

Der Trainer sei häufig der Sozialisationsagent für unfaires Verhalten: „Aside from the parents, coaches play a very important (if not the most important) role in the socialization towards unfair behavior of young football players.“ (Pilz 1995, 395) Dies zeige sich daran, dass die Einstellung gegenüber fair play zwischen dem Spieler und seinem Trainer oft übereinstimme. Und die Trainer lassen meist nur so viel Fairness zu, wie sie den Erfolg nicht gefährdet: „The coaches attitudes toward fair play are (as we see here) primarily determined by success-orientation.“ (Pilz 1995, 397) Fair play scheint zunehmend zum Luxusartikel zu werden. In Niedersachsen wurde ein Fair-Play-Cup vergeben. Dazu mussten die Mannschaften, Trainer und Zuschauer beurteilen, wie fair sich die Spieler während der Spielzeit verhalten haben. Es gewannen die Mannschaften, die entweder hoch überlegen oder gänzlich chancenlos waren. Die anderen konnten es sich nicht „leisten“, fair zu spielen: „Fair play has (so to say) degenerated to a demonstrative luxury.“ (Pilz 1995, 397)

Pilz vermutet gesellschaftliche Ursachen hinter dem problematischen Verhalten der Spieler. Im Geiste der Kommerzialisierung mache der Einzelne eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung auf. Dabei erscheint der Nutzen unfairen Verhaltens sehr groß zu sein, die Kosten in Form von Sanktionen und Strafen eher gering. Und weil das Streben nach Erfolg das ganze Wettkampfgeschehen dominiert, ist jedes Mittel recht, den Erfolg zu erreichen. Die Auswege setzen genau hier an. Pilz fordert eine Änderung der Strukturen, um die Überbewertung des Erfolgsprinzips zu stürzen. „Most of all, it must take care to reduce the pressure to succeed which had been heaped on the children and youth.“ (Pilz 1995, 401)

Damit schließt sich der Kreis wieder. Die Kosten-Nutzen-Rechnung des Fußballspielers führt zu Unfairness, weil sich faires Verhalten nicht „lohnt“. Die Kosten-Nutzen-Rechnung entspricht gänzlich der Vorgehensweise des „Marketing-Charakters“, der nach Fromm unserem Gesellschafts-Charakter am ehesten entspricht. Der „heidnische Held“, der dahinter steckt, will den Sieg um jeden Preis, so dass der Fußball, wo er ausschließlich am Siegen orientiert ist, sicher kein Mittel gegen Aggressivität darstellt. Dies belegen auch die Zuschauerausschreitungen, die seit jeher die Geschichte des Fußballs begleiten. (vgl. Kapitel 2.1)

Csaknady (1997) untersuchte die Zahl der verteilten gelben und roten Karten bei der WM 1990 in Italien. Er überprüfte damit, ob sich zwanzig Jahre nach Einführung des Strafkarten-Systems die sittlichen Verhaltensweisen auf dem Fußballplatz gebessert hatten. Das Ergebnis ist ernüchternd. Der Spitzenfußball scheint immer brutaler zu werden:

- „In den 52 Matches gab es 163mal Gelb und 16mal Rot, dazu 18mal Foulelfmeter=197 ´grobe Regelüberschreitungen`. Somit stieg seit 1982 die Straftatensumme um (57,8%) 58%. Dies sind (197:52=3,78) aufgerundet 4 Strafkarten pro Match. Das ist ein neuer WM-Strafkartenrekord. Und dies den neu eingeführten Geldstrafen zum Trotz.“ (Csaknady 1997, 135)
- „An der XV. WM ´94 in den USA betrug die Summe der gleichen Fußballstrafen (bei 52 Matches) 245! Durchschnittlich rund 10 grobe Regelbrüche pro Nationalteam, also wieder ein neuer Negativrekord.“ (Csaknady 1997, 135f.)
- „Der konkrete Gegenvergleich dazu: Bei der XII. Fußball-Weltmeisterschaft ´82 in Spanien wurde die Teilnehmerzahl auf 24 Teams und 52 Spiele erhöht. Damals gab es 100mal Gelb und 5mal Rot, dazu 8mal Foulelfmeter = 113 ´grobe Regelwidrigkeiten`,

also durchschnittlich 2,1 Strafkarten pro Match. Jener Durchschnitt verdoppelte sich also in acht Jahren. Die Zahl der Foulelfmeter hat sich mehr als verdoppelt. Die Zahl der `Roten` Platzverweise gar verdreifacht... Die Profi-Kampfmoral sinkt also generell, in erheblichem Maße, von Profi-Generation zu Profi-Generation.“ (Csaknady 1997, 136)

- Gerade die sonst für ihr filigranes Kurzpass-Spiel berühmten Südamerikaner taten sich 1990 vor allem durch brutale Fouls hervor: Karten-Spitzenreiter wurde Vize-Weltmeister Argentinien, der in sieben Spielen 21 gelbe und 3 rote Karten bekam. (vgl. Csaknady 1997, 136)

Zwar muss man einwenden, dass diese Untersuchungsmethode Regeländerungen verkennt, die zu der Zunahme der verteilten Karten geführt haben. So wird das Verhindern einer klaren Torchance („Notbremse“) oder die Attacke „von hinten in die Beine“ heute zwangsläufig mit Rot geahndet, was früher eventuell nur den „gelben Karton“ nach sich zog. Außerdem muss das „Trikotzupfen“ heute im Gegensatz zu früher mit Gelb bestraft werden. Ein Teil der Kartenzunahme lässt sich also durch die Verschärfung der Spielregeln erklären – was an dem von Csaknady festgestellten Trend zu mehr Brutalität sicher nichts ändert.

Die Position, der Fußball könne die angeborenen und angestauten Aggressionen in „zivile“ Bahnen lenken, wird heute kaum noch vertreten. Sie wurde abgelöst durch die Vorstellung, dass Aggressionen „gelernt“ werden und dass der Fußball dafür sorgt, diese Aggressionen zu lernen. Baier (1999), der den Abbau von Gewalt mit Hilfe der Sportart „Ju-Jitsu“ nachweist, schließt ähnlich positive Wirkungen des Fußballs kategorisch aus: „Viele Sportarten wie Fußball oder Handball legitimieren, fordern oder fördern sogar instrumentelle oder affektive Gewalt in subtiler oder offener Form (z.B. die `Notbremse` im Fußball; beim Handball der Griff in den Wurfarm; diese Formen sind zwar verboten, werden aber vom Publikum oder vom Trainer gefordert und sogar geübt.) Sie können demnach für ein sportorientiertes Anti-Gewalt-Training nicht in Frage kommen.“ (Baier 1999, 81)

4.3.2 Alkohol- und Drogenkonsum

Die Jugendsportstudie 1992 brachte ans Licht, dass der Fußballverein ein „Risikomilieu“ für den Konsum von Alkohol und Nikotin darstellt. Junge Fußballer rauchen und trinken im Durchschnitt wesentlich mehr als Jugendliche, die eine andere Sportart ausüben. (vgl. Kapitel

4.1) Drogen vermitteln eine Schein- oder Ersatzidentität. Drogen bewirken eine Verdrängung der eigentlichen Probleme. Die Verdrängung wiederum stellt eine typische Form der Abwehrmechanismen dar, wie sie in Kapitel 1.5 beschrieben wurden.

Die Beispiele für Abwehrtypen, die Anna Freud nennt, lassen sich auch im Fußball finden, so zunächst die Bekämpfung der Real-Angst durch Identifizierung mit dem Angreifer: Angenommen, berühmte Fußballer stehen für die Welt der Reichen und Erfolgreichen, die den gemeinen Mann in seiner Existenz bedroht, weil er sich ständig mit ihnen vergleichen muss, ohne an sie heranzureichen. Indem er sich nun mit ihnen identifiziert und dies äußerlich damit zu erkennen gibt, dass er ihr Trikot trägt, verwandelt er seine Stellung vom Bedrohten zum Bedroher. Er steht nun selbst auf der Seite der vermeintlich Erfolgreichen.

Auch den Abwehrtyp des Altruismus gibt es im Fußball. Ich erinnere mich an einen Fernseh-Beitrag über den Fan-Club von Martin Driller. Die jungen Mädchen schwärmten alle für den Stürmer des 1. FC Nürnberg, schrieben ihm Briefe und schickten ihm Bilder. Dennoch freuten sie sich für ihn, als er kurz darauf eine feste Freundin gefunden hatte. „Wir gönnen ihm sein Glück“, sagte eine seiner Verehrerinnen.

Schließlich nennt Freud auch die Abwehr aus Angst vor der Triebstärke. Ist es denkbar, dass jemand aus Angst vor der Triebstärke Fußball spielt? Fußball als Sublimierung sexueller Triebwünsche? Dazu schreibt Freud nicht direkt etwas. Aber Triebabschneidung und Askese bergen die Gefahr der Isolation, der der Jugendliche durch Identifizierungen entgehen kann. Freud beschreibt die kurzweiligen und stürmischen Liebesbeziehungen der Jugendlichen als derartige „Identifizierungen“. Auch der Fußball bietet vielfältige Identifizierungsmöglichkeiten und wirkt somit der Gefahr der Isolation entgegen. Andererseits gelten für den Fußball auch die Gefahren, die eine zu starke Verdrängung mit sich bringt. Krappmann hat darauf hingewiesen, dass die Abwehrmechanismen verhindern, dass sich Ambiguitätstoleranz entwickeln kann. Und ohne sie könne keine eigene Identität entstehen.

Viele Jugendliche identifizieren sich mit Vorbildern aus dem Profi-Fußball. Auch Bittner (1964) sieht diese Identifizierung mit gemischten Gefühlen. So brauche der junge Mensch „Vorbilder, die ihm die Verlässlichkeit und Ordnung der Welt wie auch die Möglichkeit verantwortlicher Lebensmeisterung sinnfällig vor Augen stellen. Jede Kritik der idealischen

Position muss diese psychologische und pädagogische Grunderfahrung berücksichtigen. Die idealische Position des Jugendlichen besitzt eine relative Berechtigung, da ihm die Ideale und Vorbilder die Gültigkeit der sittlichen Ordnungen verbürgen. Die Kritik kann nur darauf hinweisen, dass diese vorbildbestimmte Lebensorientierung auf Vergänglichkeit angelegt ist und im Prozess der Reifung durchschritten werden muss.“ (Bittner 1964, 62)

Bittner ist also von der unterstützenden Wirkung von Vorbildern überzeugt, weist jedoch auch auf die Notwendigkeit der Überwindung solcher Vorbilder hin. Kinder und Jugendliche brauchen Leitbilder und Ideale, „denn nur dieser starre Panzer schützt sie davor, von der Ichhaftigkeit der Erwachsenen erdrückt zu werden.“ (Künkel 1950, 141, zit. nach Bittner 1964, 126) „Eben dieses Schutz-System aber, welches das Kind vor dem Zertretenwerden bewahrte, wird für den Heranreifenden und Erwachsenen zur Quelle des Leidens und der Not.“ (Bittner 1964, 126) Auch Czoske betont, dass die ausschließlich positive Einschätzung der „vorbildsetzenden Kraft“ des Spitzensports nicht haltbar sei. Vom Spitzensport gehen nicht nur positive, sondern auch demotivierende und sozial unerwünschte Vorbildwirkungen aus. (Czoske 1980, 163 f.)

In den 90er Jahren wurde vielfach das „Ende“ der Vorbilder propagiert. „Vieles deutet darauf hin, dass – zumindest in der Gegenwart – das Zeitalter der großen Vorbilder und Leitideen für die Jugend vorbei ist.“ (von Engelhardt 1997, 29) „Pragmatische Alltagswende“ laute das Stichwort der Zeit. Den Jugendlichen in den 90ern gehe es „mehr um kleine Vorbilder, die nicht als überhöhte und zwingende Ideale daherkommen und die zugleich dabei helfen, sich den Tendenzen der Resignation, der Ratlosigkeit und der zynischen Gleichgültigkeit zu widersetzen. Es geht um überzeugende Verhaltensweisen und Lebensformen, um ernsthafte Lösungsversuche für private und gesellschaftliche Probleme, die das Eingestehen von Fehlern und die Bereitschaft, aus ihnen zu lernen, einschließen.“ (von Engelhardt 1997, 29)

Während die „lästigen“ Vorbilder scheinbar nicht mehr dem Zeitgeist entsprachen, gab es eine „Inflation der Stars“. Im Gegensatz zum Vorbild, dem man in realistischer Weise nacheifert, muss ein Star lediglich in weiten Kreisen der Bevölkerung bekannt und beliebt sein. Er ist „Ausdruck unserer Sehnsüchte, unserer irrationalen, unerreichbaren Vorstellungen“. „Der offensive Sex einer Madonna, die Härte eines Arnold Schwarzenegger, oder die jugenhafte Ausstrahlung eines Boris Becker – sie sind weit weg, leuchten aber sehr hell: Sterne eben.“ (Janke 1997, 20)

Die Shell-Jugendstudie 2000 stützt in überraschender Weise die These, dass wieder deutlich mehr Jugendliche ein Vorbild haben. In den vorherigen Shell-Jugendstudien war der Trend unter den 15-bis 24-jährigen Jugendlichen, ein Vorbild zu haben, stark rückläufig. Während sich 1955 noch 44% der Jugendlichen zu einem Vorbild bekannten, waren es 1984 nur noch 19% und 1996 nur noch 16 %. Umso erstaunlicher ist das Ergebnis der Befragung 1999, wonach wieder 29% der Jugendlichen ein Vorbild haben. (vgl. Fritzsche 2000, 217) Verändert hat sich auch die soziale Herkunft derer, die ein Vorbild nennen: Waren es in den vorherigen Studien vor allem Jugendliche aus der Mittelschicht, so sind es 1999 verstärkt Jugendliche aus weniger gebildeten Elternhäusern und ausländische Jugendliche.

Die Ursachen für die Zunahme der Vorbilder konnten nicht geklärt werden, da die Forscher nicht danach fragten. Vermutet wird die Trendwende jedoch als Konsequenz aus der weiteren Verlagerung der Vorbilder aus dem Nahbereich in den Fernbereich. „Dort, wo viel ferngesehen wird, häufen sich die Nennungen von Vorbildern.“ „Diese These von einer weiteren Verschiebung der Vorbildfunktionen vom Nah- in den Medien- und damit Fernbereich wird zusätzlich gestützt durch die Tatsache, dass

- Jugendliche von niedriger biografischer Eigenwirksamkeit (unklares Zukunftsbild, Misstrauen in die eigenen Gestaltungsfähigkeiten von biografischer Zukunft, sich selbst nicht als gut gerüstet für die Zukunft einschätzen, keinen hohen Bildungsabschluss erreicht haben oder noch anstreben) häufiger als Jugendliche mit hoher und mittlerer biografischer Eigenwirksamkeit
 - Jugendliche mit geringen Kenntnissen, die z.B. gar keine Fremdsprache können, häufiger als Jugendliche mit guten Fremdsprachenkenntnissen
- angeben, Vorbilder zu haben. Vorbilder erscheinen hier also weniger als tugendhafte Orientierungen für ´geratene` Kinder in geordnetem Umfeld denn als Zipfel von einem Traum in einer Jugendwelt, die womöglich etwas aus den Fugen ist.“ (Fritzsche 2000, 219)

Vorbilder aus dem Profi-Fußball können in den seltensten Fällen nachgeahmt werden. Jugendliche bewundern sie, doch bleiben sie unerreichbar. Vorbilder können „Kraftquellen“ darstellen, doch müssen sie irgendwann überwunden werden. Irgendwann muss es gelingen, das Leben „aus eigener Kraft“ zu meistern.

Der Alkohol- und Drogenkonsum und die Identifizierung mit einem Profifußballer haben eine Gemeinsamkeit: die Verdrängung, die Genuss bereitet, aber bei übermäßigem Gebrauch zu

Identitätsverlust führt. Die schon bei Brinkhoff (1998) bestätigte Hypothese lautet also, dass vom Fußball kein positiver Effekt auf den Alkohol- und Drogenkonsum von Jugendlichen zu erwarten ist.

4.4 Hilfreiche und hinderliche Bedingungen

Bei den bisherigen Ausführungen zur Identitätsentwicklung durch Fußball wurde der Fußball idealtypisch als ein unveränderliches Ganzes betrachtet. Dies war für die Entwicklung der grundlegenden Hypothesen notwendig, entspricht aber nicht ganz der Realität. Der Fußball ist facettenreich wie das Leben, so die Quintessenz aus Kapitel 2. Also muss es im Fußball Bedingungen geben, die die Herausbildung von Identität fördern und Bedingungen, die eher hinderlich sind.

Mit zunehmendem Leistungsniveau sinken auch die Spiel-Elemente des Fußballs. Krappmann sieht gerade im ungezwungenen, freien Spiel die Chance, dass Kinder und Jugendliche autonome Handlungskontrolle – den ersten Schritt im Identitätsmodell Hurrelmanns - erwerben können. „Die Kinder bedürfen noch eines weiteren Schritts in ihrer Kompetenzentwicklung, wenn sie nicht nur in den primären, klar definierten Rollen, sondern in einem vorab nicht festgelegten Interaktionsprozess als Identität behauptende Subjekte mitzuwirken imstande sein sollen.“ (Krappmann 1983, 114) G.H. Mead hat die notwendige, zusätzliche Qualifikation beschrieben durch die Unterscheidung zwischen „play“ und „game“: Im Stadium des „play“ übernimmt das Kind die ihm von außen angebotenen Rollen, und zwar in unverbundener Abfolge. Beim „game“ dagegen ordnet der einzelne „individuelle Handlungen“ in einen allgemeinen lebensgeschichtlichen und gesellschaftlichen Rahmen ein, in welchem die Wechselwirkungen des Verhaltens aller tatsächlich und möglicherweise beteiligten Interaktionspartner berücksichtigt werden. Dieser Rahmen – von Mead ‚generalized other‘ genannt – ist der Regel- und Sinnzusammenhang, in dem jeder handelt.“ (Krappmann 1983, 114f.; vgl. Mead 1973, S. 196-206)

Ist der Qualifikationsgewinn im „game“ nur Beispiel oder ist es mehr, „nämlich ein im Entwicklungsgang der Kinder besonders sozialisationswirksamer Bereich“? (Krappmann 1982, 115) Krappmann glaubt Letzteres: „Es gibt gute Gründe für die Annahme, dass es in einer Phase des Entwicklungsgangs, in dem die Kinder den ersten Ablösungsschritt von ihrer

Familie getan haben, gerade das freie Regelspiel ist, das die weiterführende Herausforderung an die auszubildenden Fähigkeiten stellt.“ (Krappmann 1983, 116) Als Beleg führt Krappmann unter anderem die von Piaget am Murmelspiel gewonnene Erkenntnis an, dass Kinder zu unterscheiden lernen zwischen Regeln, die verändert werden können und solchen, die zur Wahrung der gleichen Chancenverteilung beibehalten werden müssen. (Piaget 1973)

Neben dem Erlernen autonomer Handlungskontrolle haben Spiele einen zweiten Nutzen. Sie eröffnen die Möglichkeit zu „Streit und Verständigung“ (Krappmann 1983, 116) auf gleicher Augenhöhe. Während der Platz des Kindes in der Familie durch Alter und Geschlecht determiniert ist, muss es im Umgang mit Gleichaltrigen Regeln mühsam aushandeln. Krappmann nennt die dadurch gelernte Qualifikation „Normenproduktivität“: „Es ist die Fähigkeit, sich am Aushandeln von Plänen, Normen und Sinngehalten zu beteiligen, Abmachungen zu berücksichtigen, aber sie auch daraufhin prüfen zu können, was sie in dieser Situation für die jetzigen Handlungspartner bedeuten“ (Krappmann 1983, 117)

Krappmann nennt als Beispiel eine Beobachtung aus seiner Forschungstätigkeit: „Fliegt ein Ball nicht ganz in der Mitte durch ein mit Anoraks abgestecktes Tor, jubelt die eine Mannschaft „Tor“ und die andere schreit „Pfosten“. Wie soll man dieses Problem lösen? In diesem Falle einigte man sich auf Tor. Die dadurch in Rückstand geratene Mannschaft handelte sich jedoch für dieses Zugeständnis aus, dass ein Foulspiel eines Spielers der Gegenmannschaft vor etwa zwei Minuten jetzt noch mit einem Elfmeter geahndet wurde. Daraufhin musste der Elfmeterpunkt bestimmt werden. Danach vereinbarte man mühsam eine Regeländerung: „mit TW“, also mit Torwartwechsel, und ein anderer Spieler ging ins Tor. Der Elfmeter wurde verschossen, und die Teamgefährten fielen über den Schützen her. Das Spiel platzte nach einiger Zeit, und doch trafen sich die meisten am nächsten Nachmittag wieder zu einem neuen Versuch.“ (Krappmann 1983, 117 f.)

Dem Einwand, dass Kinder gar nicht „gleich“, sondern nach „Größe, Kraft, Interessen und Erfahrungen“ sowie „psychischen Voraussetzungen“ unterschiedlich sind, entkräftet Krappmann – ziemlich lapidar – mit dem Hinweis, dass sie sich ja eine andere Spielgruppe suchen könnten. Dies dürfte in der Realität für den einzelnen allerdings ziemlich schwierig sein. Krappmann folgert für das Spiel im Sport: „Dass Kinder überhaupt spielen, scheint heute weniger gesichert als früher. Folglich ist eine wichtige Aufgabe, Spielgelegenheiten zu schaffen: Spielplätze, Spielecken, auch Spiele in Unterricht und Schule.“ (S. 119) Die Spiele

werden dann „sozialisatorische Kraft besitzen, wenn der Spielleiter und die Spiele anbietende Einrichtung dann der Dynamik des Spiels ihren Lauf lässt.“ (Krappmann 1983, 120) Genau das allerdings wird im institutionalisierten Fußballsport nur selten geschehen, weil es einen Trainer gibt, der die Normen vorgibt.

Je höher das Spielniveau ist, desto geringer werden die Gelegenheiten zum eigenständigen Aushandeln der Regeln und desto schwieriger wird es damit, eigene Identität aufzubauen. Die Beziehungen nähern sich denen in der Schule an. Die Beziehungen zwischen den Spielern sind vom Leistungs- und Konkurrenzprinzip geprägt. Zwischen Trainer und Spielern herrscht eine ungleiche Machtverteilung, die ein freies Aushandeln der Regeln unmöglich erscheinen lässt. Je höher die Spielklasse ist, desto straffer hält der Trainer die „Zügel“ in der Hand. Wer die Anweisungen nicht befolgt, wer sich nicht an die Regeln des Trainers hält, wird aussortiert. Hier dürfte noch der autoritäre Führungsstil mit maximal ausgeprägter „Lenkung“ und minimaler emotionaler „Wärme“ vorkommen (Tausch/Tausch). Dies gilt insbesondere dann, wenn die Jugendlichen schon Geld für das Fußballspielen erhalten.

Je niedriger das Leistungsniveau ist, desto eher handelt es sich um eine „Peer-Group“ im eigentlichen Sinne. „Elf Freunde müsst ihr sein!“, lautete die Forderung von Sepp Herberger an seine Nationalspieler. Heute wird die Idee von den elf Freunden allenfalls noch in den unteren Klassen oder bei „Stammtischmannschaften“ verwirklicht. Die Spieler befinden sich auf gleicher Augenhöhe. Wenn es einen Trainer gibt, dann wird er selten autoritär sein können, denn sonst werden die Spieler mit dem Fußball aufhören. Hier wird man häufiger den sozial-integrativen oder den Laissez-faire-Führungsstil antreffen. Die Spieler haben mehr Rechte zur Mitentscheidung. Sie können auf dem Fußballplatz unbeschwert Tricks und Finten ausprobieren, weil ein Ballverlust nicht so schlimm ist. Sie haben eine größere Chance zum Aufbau von Rollendistanz.

Somit ist vor allem vom Fußball auf niedrigem Leistungsniveau ein positiver Effekt auf die Identitätsentwicklung zu erwarten, insbesondere auf die Stärkung von Handlungskompetenz und die Verbesserung des Selbstwertgefühls. Was die Förderung von Kontinuität und Selbstgleichheit betrifft, so wird das Leistungsniveau kaum Auswirkungen haben. Die in der Familie vorgezeichneten Charakterprägungen lassen sich in die jeweilige Spielposition einbringen, egal auf welchem Niveau.

Im Hinblick auf die Aggressivität ist vom Fußball auf hohem Niveau ein noch schlechterer Einfluss zu erwarten. Hier gilt es erst recht, den Sieg um jeden Preis zu erringen – notfalls auch mit unfairen Mitteln. Der Alkohol- und Drogenkonsum könnte jedoch mit zunehmendem Leistungsniveau zurückgehen, da Alkohol und Drogen die Leistungsfähigkeit auf Dauer senken werden. Ein Spieler, der Profi werden will, müsste daran interessiert sein, einen gesunden und leistungsfördernden Lebensstil zu pflegen. Freilich ist dieses Interesse extrinsisch motiviert: er tut es nicht um der Gesundheit willen, sondern die Gesundheit ist Voraussetzung und Mittel zum Zweck, um im Fußball möglichst viel erreichen zu können.

Neben dem Leistungsniveau und dem Führungsstil des Trainers spielt natürlich auch eine Rolle, welche Bedeutung der einzelne Spieler dem Fußball beimisst. So ist es denkbar, dass auch auf unterstem Niveau der Fußball mit großem Ernst betrieben wird und dass alle anderen Tätigkeiten dem Fußball untergeordnet werden. Spieler legen ihren Urlaub in die Winter- oder Sommerpause, Feierlichkeiten werden so gelegt, dass der Fußball nicht beeinträchtigt wird. Oft genug leidet das Familien- und Partnerschaftsleben unter dem zeitintensiven Hobby des Fußballs. Spieler, die auch auf unterstem Niveau eine fast profihafte Einstellung gegenüber ihrem Sport haben, dürften in ihrer Identitätsentwicklung auch ähnlich beeinflusst werden wie die angehenden Profis selbst: mit positiver Entwicklung der Handlungskompetenz, des Selbstwertgefühls und des Erlebens von Selbstgleichheit und Kontinuität, aber mit negativer Auswirkung in punkto Aggressivität. Spieler, denen der Fußball sehr viel bedeutet, werden den Alkohol- und Zigarettenkonsum vermutlich einschränken. Allerdings zeigen sich die negativen Auswirkungen des Rauchens und Trinkens oft erst nach einigen Jahren. Im Jugendalter ist also schon eine gewisse „Vernunft“, ein vorausschauendes Denken notwendig, um dem Fußball zuliebe gesund zu leben. Dieser Effekt könnte also an ein gehobenes Bildungsniveau der Spieler gebunden sein.

5. Empirische Untersuchung

5.1 Thesen

Aufgrund theoretischer Überlegungen und empirischer Forschung wurde hergeleitet, dass der Fußball die Identitätsentwicklung stimulieren, aber auch ihr schaden kann. Er kann sie fördern, weil er

- die Handlungskompetenz fördert, die notwendig ist, um die innere und äußere Realität verarbeiten zu können. Dies wird sichtbar an einer Verringerung der psychosomatischen und emotionalen Stress-Symptome.
- die Entwicklung eines positiven Selbstbildes fördert, das an der Selbstbewertung der eigenen Leistung, an den Zielen und Zukunftsaussichten gemessen werden kann.
- das Erleben von Selbstgleichheit und Kontinuität fördert. Diese zeigt sich in der Ähnlichkeit von Charakterprägung und Spielposition.

Der Fußball kann die Identitätsentwicklung behindern, weil er

- die Aggressivität tendenziell verstärkt, was unter anderem am Verhalten gegenüber dem Schiedsrichter deutlich wird. Dahinter steckt der identitätslose Gesellschaftscharakter des Habens, den der Fußball (neben anderen Facetten) auch transportiert.
- den Konsum von legalen, aber gesundheitsschädlichen Genussmitteln verstärkt. Fußball und Drogen befriedigen das gleiche Bedürfnis nach Verdrängung.

Im Falle der psychosomatischen Beschwerden und des Alkohol- und Zigarettenkonsums gibt es repräsentative Vergleichsdaten für männliche Jugendliche, die nicht nach dem Kriterium „Fußballspieler“ ausgewählt wurden. (vgl. Holler-Novitzki 1994; vgl. Jugendsportstudie 1992, in: Brinkhoff 1998) Hier bietet sich der Vergleich zwischen den Jugendfußballern und den repräsentativen Jugendlichen an.

Es ist zu vermuten, dass die hier befragten Jugendfußballer im Vergleich zum Durchschnitt der Jugendlichen

- weniger psychosomatische Beschwerden,
- aber einen höheren Alkohol- und Zigarettenkonsum haben.

Der Vergleich mit fremden Daten hat allerdings den Nachteil, dass Einflussfaktoren von außerhalb des Fußballs kaum berücksichtigt werden können. Die Daten der Jugendsportstudie 1992 waren trotz Anfrage bei Prof. Brinkhoff nicht erhältlich. Somit konnte keine Vergleichsgruppe mit Nicht-Fußballern herangezogen werden, die den Fußballern in den familiären, schulischen und persönlichen Verhältnissen entsprochen hätte – auch wenn nur Gruppen mit gleichem Geschlecht und Alter bzw. ähnlichem Sportaktivitätsgrad verglichen wurden.

Der Vergleich innerhalb der Stichprobe der Jugendfußballer erlaubt es dagegen, äußere Einflüsse zu kontrollieren. Die Entwicklung der Identität wird in hohem Maße in Familie und Schule grundgelegt. Auch Peer-Gruppen außerhalb des Fußballs und die individuellen Gegebenheiten des Jugendlichen spielen eine Rolle. Diese Einflüsse wurden erfragt, kontrolliert und dann die darüber hinaus gehenden Auswirkungen bestimmter Bedingungen des Fußballs auf die Identitätsentwicklung erforscht.

Anhaltspunkte dafür, was gute und schlechte Voraussetzungen für die Identitätsentwicklung sind, finden sich bei Engel/Hurrelmann bzw. Holler-Nowitzki (vgl. Kap. 3.2). Demnach ist/sind die

- Stress-Symptome bei den Jugendlichen am stärksten, die sozialen Auf- oder Abstieg vollziehen; die nicht glauben, ihre Zukunftspläne zu verwirklichen; die gegenüber schulischen Anforderungen versagen oder Probleme mit ihren Eltern wegen schlechter Schulleistungen haben.
- Selbstwertprobleme dann am größten, wenn der Jugendliche glaubt, den angestrebten Schulabschluss nicht zu erreichen und wenn er in der Gleichaltrigengruppe nur am Rand steht.
- Aggressivität dann am stärksten, wenn der Jugendliche die Erwartungen über schulische Leistungen nicht erfüllt, sehr stark oder gar nicht in die Peer-Gruppe integriert ist oder der soziale Kontext Gelegenheiten für Aggressivität bietet.
- Alkohol-, Tabak- und Drogenkonsum dann am stärksten, wenn Jugendliche Probleme in der Schule haben und in der Peer-Gruppe schlecht integriert sind.

Die genannten Risikofaktoren sollen für die Stichprobe der Jugendfußballer überprüft werden. Darüber hinaus wird vermutet, dass weitere **Bedingungen außerhalb des Fußballs** die

Identitätsentwicklung günstig oder ungünstig beeinflussen könnten. Insgesamt werden **folgende Hypothesen** aufgestellt:

Die Fußballer werden dann/in dem Maße negativere Ergebnisse bei Handlungskompetenz und Selbstbild, und höhere Werte bei Aggressivität und Genussmittelkonsum aufweisen,...

- wenn sie in einer „unvollständigen“ Familie aufwachsen;
- wenn sie bildungsbezogenen Auf- oder Abstieg im Vergleich zu den Eltern erleben;
- wenn sie eine benachteiligende Erziehung mit körperlichen Strafen und ohne liebende Zuwendung/Anerkennung erfahren;
- wenn sie häufig Meinungsverschiedenheiten mit den Eltern wegen der Schule oder aufgrund anderer Ursachen austragen müssen;
- wenn sie keine Auszeichnungen für schulische/berufliche Leistungen erhalten und gegenüber schulischen Anforderungen versagen;
- wenn ihr Körpergewicht deutlich vom Idealgewicht abweicht;
- wenn es körperliche Schwachstellen gibt, die sie schon zu Pausen im Fußball gezwungen haben;
- wenn die Fußballmannschaft die einzige Möglichkeit darstellt, Gleichaltrige zu treffen;
- wenn sie über geringe finanzielle Mittel verfügen;
- wenn sie ihre berufliche Zukunft pessimistisch beurteilen;
- wenn sie noch jünger sind. Ausnahme: der Genussmittelkonsum und die Aggressivität dürften mit zunehmendem Alter steigen.

Identitätsentwicklung hängt aber nicht nur von Familie, Schule und den sozialen Verhältnissen ab. Auch der Fußball – so die grundlegende Hypothese – leistet einen Beitrag. Eingangs dieses Kapitels wurde zusammengefasst, dass der Fußball die Identitätsentwicklung möglicherweise fördern und behindern kann. Ob allerdings das eine oder das andere geschieht, hängt von bestimmten **Bedingungen im Fußball** ab. Unterstützung durch das private Umfeld, Anerkennung innerhalb der Mannschaft, Trainer, Vorbilder, das fußballbezogene Selbstbild, die Bedeutung des Fußballs und das Leistungsniveau dürften eine Rolle spielen. Im einzelnen werden **folgende Hypothesen** aufgestellt:

Positivere Ergebnisse bei Handlungskompetenz und Selbstbild, und geringere Werte bei Aggressivität und Genussmittelkonsum werden in dem Maße/dann zu finden sein ...

- je besser Vater, Mutter und Freundin (so vorhanden) den Fußball unterstützen;
- je besser die Spieler sportlich und kameradschaftlich in die Mannschaft integriert sind; Ausnahme: die Aggressivität dürfte bei den „normal“ Integrierten am geringsten ausgeprägt sein.
- wenn die Spieler einen sozial-integrativen Trainer haben, der sich nicht nur für die sportliche Leistung, sondern auch für die Person interessiert und ein vertrauensvolles Verhältnis schafft;
- wenn die Spieler ein Vorbild (aus dem Bereich des Fußballs) haben. Allerdings werden sich die Ausprägungen der Aggressivität und des Konsums legaler Genussmittel dahingehend unterscheiden, welche Eigenschaften an dem Vorbild bewundert werden (Fairness – Gewaltbereitschaft, Askese – Ausschweifung);
- je besser die Spieler ihre fußballerischen Fähigkeiten einschätzen und je zufriedener sie damit sind; dies wird vor allem für das Selbstbild wichtig sein.
- je geringer die Bedeutung des Fußballs für den einzelnen Spieler ist;
- je niedriger das Leistungsniveau ist. Ausnahme: Der Alkohol- und Drogenkonsum wird bei steigendem Leistungsniveau sinken.

In Punkto „Selbstgleichheit und Kontinuität“ ist die Vorgehensweise eine andere: Als unabhängige Variable wird hier der Persönlichkeitstyp nach Riemann betrachtet, der in Familie und Schule grundgelegt wurde. Die Möglichkeit zur Förderung von Selbstgleichheit und Kontinuität durch den Fußball wird unterstellt, wenn der Fußball dem Jugendlichen eine seinem Persönlichkeitstyp entsprechende Spielposition verschafft.

Es wird vermutet, dass folgende Persönlichkeitstypen folgende Positionen bevorzugen:

- die Hysterischen den Sturm/das offensive Mittelfeld
- die Zwanghaften die Torhüterposition
- die Schizoiden die Verteidigerposition
- die Depressiven die Position als defensive Mittelfeldspieler

5.2 Quantitative Erhebung

5.2.1 Unabhängige Variablen außerhalb des Fußballs

Sie hinterfragen die Ausgangsbedingungen, das Leben des Individuums, seine persönliche Geschichte und Biografie. Dazu gehören die Sozialisationsinstanzen, Vertrauenspersonen, kritische und erfolgreiche Ereignisse, die das Individuum geprägt haben. Die entsprechenden Nummern im Fragebogen (siehe Anhang) werden jeweils in Klammern vermerkt.

Die Frage, wo die Jugendlichen überwiegend aufgewachsen sind (3.a), wurde nachträglich dichotomisiert in „bei Vater und Mutter“ oder nicht. Die bildungsbezogene Mobilität wurde durch Fragen zum Bildungsabschluss von Vater und Mutter (3.b) und nach dem angestrebten bzw. erworbenen Bildungsabschluss der Jugendlichen (4.) ermittelt. Um beides vergleichen zu können, wurde die Antwortmöglichkeit „Förderschule“ bei den Jugendlichen mit „kein Abschluss“ bei den Eltern gleichgesetzt, auch wenn es freilich möglich ist, auf der Förderschule einen Bildungsabschluss zu erwerben. Außerdem wurden bei den Jugendlichen die Fachoberschule zum Gymnasium und die Fachhochschulreife zum Abitur gezählt. Besitzt oder erwirbt ein Sohn nun also einen geringeren Bildungsabschluss als ein oder beide Elternteile, so erlebt er bildungsbezogenen Abstieg. Dagegen erlebt er bildungsspezifischen Aufstieg, wenn er einen höheren Abschluss erwirbt als Vater und/oder Mutter. Die Gruppe der „Stagnierenden“ bildet die Referenzgruppe in der logistischen Regression. Diejenigen, die den Bildungsabschluss der Eltern nicht kannten, wurden zur Gruppe derer addiert, die nicht aufsteigen bzw. nicht absteigen, und zwar aus folgendem Grund: Bildungsbezogene Mobilität stellt ein hohes Belastungspotenzial dar. Im Falle des Abstiegs werden die Erwartungen der Eltern nicht erfüllt. Im Falle des Aufstiegs nehmen die Jugendlichen lange Ausbildungszeiten in Kauf, ohne dass die Eltern zu umfangreicher finanzieller Unterstützung in der Lage wären. Wenn aber die Jugendlichen den Bildungsabschluss der Eltern gar nicht kennen, dann scheint das Belastungspotenzial auch nicht vorhanden zu sein.

Um der „Art der Erziehung“ auf den Grund zu gehen, wurden drei Fragekomplexe zusammengefasst: Zunächst ging es um die Art der Bestrafung zu Hause (3.c). Bei der Auswertung wurde nur unterschieden, ob sie körperlich gezüchtigt wurden („Klaps auf den Po“, „Ohrfeige“, „Tracht Prügel“) oder nicht (3.d). Ferner sollten die Jugendlichen die Belohnungen beschreiben. Bei der Auswertung interessierte hier, ob sie durch Anerkennung

oder liebende Zuwendung („vor anderen gelobt“, „in den Arm genommen“) belohnt wurden oder nicht. Schließlich kam die Frage nach der allgemeinen Behandlung dazu: Hier wurde zusammenfassend ermittelt, ob die Jugendlichen von Vater, Mutter oder anderen Erziehungsberechtigten benachteiligt wurden oder nicht. Die drei Fragekomplexe wurden gleichgepolt, addiert, durch drei (bzw. bei fehlenden Angaben durch 2 oder 1) geteilt und möglichst nah am Median dichotomisiert. Heraus kamen zwei Gruppen: eine mit einer eher „liebevoll-gewaltlos-fördernden Erziehung“ und eine mit einer eher „lieblos-gewaltsam-benachteiligenden Erziehung“.

Wie oft kommt es zu Hause zu Meinungsverschiedenheiten? (3.f) Sechs verschiedene Ursachen wurden angeboten, und zu jeder sollten die Jugendlichen eine Häufigkeitsangabe vornehmen: häufig, manchmal, selten oder nie. Diese Frage findet sich so bei Holler-Nowitzki (1994, 137f.) Sie misst die Variable „Konflikte im Elternhaus“ als eine von drei potentiellen Stressoren des Jugendalters (neben „Versagen gegenüber Schulleistungsanforderungen“ und „wahrgenommene Verwirklichungschancen der schulischen und beruflichen Pläne“). Bei der Auswertung wurde die Ursache „wegen Deiner Leistungen in der Schule“ zu einer Dummy-Variablen (häufig/manchmal vs. selten/nie) umgewandelt und isoliert betrachtet, weil Engel/Hurrelmann diesen Punkt als besonderen Belastungsfaktor ansehen. Die anderen fünf Ursachen Unordentlichkeit, Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen und Ausgehen wurden addiert, durch fünf geteilt (bei fehlenden Angaben entsprechende Reduzierung des Divisors) und möglichst nah am Median dichotomisiert: in seltener/öfter Meinungsverschiedenheiten.

In die Variable „Schulerfolg“ gehen zwei Fragen ein: einmal, ob der Jugendliche Auszeichnungen für besondere Leistungen erhalten hat (6.a) und zum anderen, wie häufig er von der ersten bis zur sechsten Klasse ernsthafte Probleme mit den Lehrern hatte, also z.B. Verweis oder Gefährdung der Versetzung. (6.b) Um die Antworten auf beide Fragen addieren zu können, wurde 6.b zu einer Dummy-Variablen umkodiert: nie vs. selten bis häufig Probleme. Umpolung und Addition erbrachte die Ausprägungen „uneingeschränkt“ und „eingeschränkt“ für die dichotome Variable Schulerfolg. Uneingeschränkt ist der Schulerfolg dann, wenn der Proband Auszeichnungen erhielt und nie Probleme mit Lehrern hatte, und eingeschränkt ist der Schulerfolg, wenn es Probleme mit Lehrern und/oder keine Auszeichnungen gab.

Körperliche Gegebenheiten können Menschen stigmatisieren. Über- und Untergewicht stellen solche Stigmata dar, vor allem in einem sportlichen Milieu, in dem Schnelligkeit und körperliche Leistungsfähigkeit hoch bewertet werden. Um die Angaben zum Gewicht (10.b) einordnen zu können, wurde es (in Kilogramm) von der Größe (in Zentimeter, 10.a) subtrahiert. Bei den 50% der Fälle, die um den Median liegen, werden günstige Körperproportionen unterstellt. Das oberste und unterste Viertel der Fälle hat dagegen ein zu geringes oder ein zu hohes Gewicht für die Körpergröße. Hier werden ungünstige körperliche Voraussetzungen unterstellt.

Ferner wurde nach körperlichen Schwachstellen gefragt, die schon zu Pausen mit dem Fußball geführt haben: Knochenbrüche, Sehnen-/Bänderrisse, Muskelverletzungen, Muskelkrämpfe, Allergien oder anderes. Die Antworten (ja/nein) wurden addiert und durch sechs dividiert. Bei fehlenden Angaben erfolgte wiederum eine entsprechende Verringerung des Divisors. Die entstandene Variable trennt solche Jugendliche mit körperlichen Schwachstellen von Jugendlichen ohne.

Je mehr Kontakte die Jugendlichen zu Gleichaltrigen pflegen, umso günstiger dürfte dies für die Identitätsentwicklung sein. Also ist die Frage interessant, ob sie auch außerhalb des Fußballs in Jugendgruppen integriert sind. Die Jugendlichen sollten angeben, wie viel Stunden in der Woche sie in Jugendgruppen von Kirche, Vereinen (außer Fußball), Gewerkschaften, Parteien oder offenen Jugendzentren verbringen. Die Zahlen wurden addiert und möglichst nah am Median dichotomisiert (0-2 Stunden vs. über 2 Stunden in der Woche).

Die finanziellen Möglichkeiten der Jugendlichen zählen ebenfalls zu den unabhängigen Variablen, die die Identitätsentwicklung vermutlich beeinflussen. Gemessen wurde sie einmal durch die Frage nach dem monatlichen Netto-Einkommen oder Taschengeld. Doch hier verweigerten zahlreiche Jugendliche die Aussage. Fruchtbarer erscheint es deshalb, die Angaben der Jugendlichen zu ihren Ausgaben (Wohnung und Essen, Technische Geräte, Tonträger, Fahrzeug, Weggehen, Kleidung, Reisen, Spenden, Geschenke; Frage 16) und ihren Ersparnissen (17) zusammenzufassen. Die Variable trägt dem Umstand Rechnung, dass die Jugendlichen viele verschiedene Geldquellen haben. Oft haben sie sehr viel mehr zur Verfügung als nur das festgelegte „Taschengeld“. Die Variable wurde am Median dichotomisiert, der bei 310 DM lag.

Schließlich wurde auch nach dem Glauben an die Verwirklichung der künftigen beruflichen Chancen gefragt. (46) Die Spieler konnten aus fünf Antwortmöglichkeiten auswählen. Bei der Auswertung wurden einerseits die beiden optimistischen Distraktoren (dass Du zur Spitze gehören wirst/ gut nach oben kommst), andererseits die neutralen und pessimistischen Distraktoren (einen Mittelplatz erreichst/nicht besonders hoch kommst/wohl eher hinterher hinkst) zusammengefasst. Auch das Alter wurde erfragt. (9) Der Median lag etwa bei 16 Jahren. So wurden zwei Gruppen gebildet: die bis 16-jährigen und die über 16-jährigen.

Außerdem wurde die bisherige Charakterprägung anhand der Riemann'schen Persönlichkeitstypen gemessen. Die Art und Weise der Erfassung wird unter 6.3.1 näher beschrieben.

5.2.2 Unabhängige Variablen innerhalb des Fußballs

Dazu gehören die besonderen Umstände, Erlebnisse und Prägungen im Entwicklungsprozess des Fußballers. Zunächst spielt da die Unterstützung des Fußballs durch Eltern und Freundin eine Rolle. (2.) Die Jugendlichen sollten darauf antworten, ob Eltern, Freundin und Großeltern es gut finden, dass sie Fußball spielen. „ja“, „teils/teils“, „nein“ sowie „nicht vorhanden/kein Kontakt“ lauteten die Antwortvorgaben, wobei letzteres bei der Auswertung zu „nein“ gezählt wurde: Wer nicht da ist, fällt auch als potenzieller Unterstützer aus. Auch gingen letztlich nur die Antworten zu Vater, Mutter und Freundin in die Variable „Unterstützung durch privates Umfeld“ ein. Die Großeltern sind hier von sekundärer Bedeutung. Dies äußerten auch zahlreiche Jugendliche beim Ausfüllen der Fragebögen. Die Variable wurde am Scheidepunkt des Median wieder in eine Dummy-Variable umgewandelt. Sie trennt die Befragten in solche, die im Privatleben eine positivere Resonanz auf den Fußball erfahren und solche, bei denen die Resonanz eher negativ ist.

Eine zweite Bedingung des Fußballs, die die Identitätsbildung mitbestimmen dürfte, ist der Integrationsgrad des Jugendlichen innerhalb der Mannschaft. Dieser Integrationsgrad, der den sportlichen und den außersportlichen Bereich umfasst, wurde in dreifacher Hinsicht gemessen. Erstens mit Hilfe eines soziometrischen Tests. Die Jugendlichen sollten jeweils die Vornamen der Mitspieler angeben, die die herausragenden Kämpfer sind (21), am meisten zum Ruhm der Mannschaft beitragen (22), Streit schlichten (23) und beim Feiern die größte

Ausdauer haben (24). So entstand eine Dummy-Variable mit folgenden Ausprägungen: Jugendliche, die wenigstens in einer der Fragen von einem Mitspieler namentlich genannt wurden, und Jugendliche, die von niemandem genannt wurden. Zweitens wurde erfragt, ob die Jugendlichen „Stammspieler“ in ihrer Mannschaft sind. (28) Die Antworten „bei uns gibt es keine Stammspieler“ wurden zu „nein“ addiert, so dass wieder eine Dummy-Variable (ja vs. nein/es gibt keine Stammspieler) entstand. Drittens sollte erfasst werden, wie häufig sich der Spieler mit den Mannschaftskollegen außerhalb des Fußballs trifft. (30) Auch hier entstand durch Zusammenfassen eine dichotome Variable mit möglichst gleich großen Fallzahlen. (mehrmals pro Woche vs. einmal bis nie). Die drei Dummy-Variablen wurden addiert, durch drei bzw. bei fehlenden Angaben durch 2 oder 1 geteilt und dichotomisiert (sehr gut vs. weniger gut integriert). Da im Hinblick auf die Aggressivität die „durchschnittlich“ Integrierten besonders positive, also geringe Werte aufweisen, wurde noch eine zweite Variable gebildet, die die mittelmäßig Integrierten von den sehr gut oder sehr schlecht Integrierten trennt. Sie soll nur im Abschnitt zur Aggressivität angewendet werden.

Auch der Stil des Trainers kann zu ganz unterschiedlichen Erfahrungen im Fußball führen. Die Spieler sollten überlegen, wie sie ihr Trainer behandelt. (31.a) Von den vier Antwortmöglichkeiten wurden die beiden mittleren zusammengefasst, so dass die Zusammenfassung mit der ebenfalls drei Distraktoren enthaltenden Frage 31.b möglich wurde. Folgende Antwortmöglichkeiten wurden mit derselben Ziffer kodiert:

- „er gibt Befehle und alle haben zu gehorchen“ und „meistens viel zu streng“ mit der 3;
- „er versucht durch Argumente zu überzeugen/lässt den Spielern Entscheidungsfreiheiten“ und „findet meistens genau den richtigen Ton“ mit der 2;
- „er lenkt das Training kaum“ und „meistens viel zu locker“ mit der 1.

Die beiden Variablen wurden addiert und durch zwei (bzw. bei einer fehlenden Angabe durch eins) geteilt. Die 50 Prozent der Fälle, die um den Median liegen, entsprechen eher dem sozialintegrativen Trainertyp. Die Fälle unter dem 25. und über dem 75. Perzentil entsprechen eher dem autokratischen bzw. dem Laissez-faire-Stil. Von beiden sind negative Auswirkungen auf die Identitätsentwicklung zu erwarten. Daher werden beide zusammengefasst und dem sozialintegrativen Stil gegenübergestellt.

Das Verhältnis zum Trainer wurde an Hand von zwei Fragen gemessen: zunächst daran, ob er sich auch außerhalb des Spielbetriebs für den Spieler interessiert, ob er z.B. im Falle der Krankheit anruft (32.a). „Weiß nicht“ wurde bei der Kodierung als mittlere Kategorie

zwischen „ja“ und „nein“ verstanden. Des Weiteren wurde das Verhältnis zum Trainer daran gemessen, ob der Spieler mit dem Trainer ganz persönliche Probleme besprechen kann. (32b.) Die Antwortmöglichkeiten „weiß nicht“ und „vielleicht“ wurden addiert und wiederum als mittlere Kategorie zwischen „ja“ und „nein“ verstanden. Somit konnten beide Fragen addiert, durch zwei (bei einer fehlenden Angabe durch eins) geteilt und nahe am Median dichotomisiert werden. Damit stehen sich zwei fast gleich große Gruppen gegenüber: diejenigen mit einem rein auf das Sportliche beschränkten Verhältnis und diejenigen mit einem freundschaftlichen Verhältnis zum Trainer. Hinter den Fragen zum Trainer stehen die Variablen „Lenkung“ und „Zuwendung“ nach Tausch/Tausch (1973, 172). Die Fragen wurden teilweise bei Brinkhoff (1998, 294 ff.) entlehnt.

Das Vorhandensein eines Vorbilds wurde ebenfalls gemessen. (34) Ursprünglich war geplant, die Nachahmer von Vorbildern aus dem Fußball, dem sonstigen Sport und anderen Bereichen miteinander zu vergleichen (35). Da aber nur sehr wenige Jugendliche Vorbilder aus dem sonstigen Sport oder einem anderen Bereich angegeben haben, erschien ein Vergleich nicht fruchtbar zu sein. Folglich wurde nur unterschieden zwischen den Jugendlichen, die ein Vorbild bewundern (egal welcher Bereich), und denen, die kein Vorbild haben. Im Hinblick auf Unterschiede bei Aggressivität und Genussmittelkonsum dürfte die Art der bewunderten Eigenschaften und Verhaltensweisen von Bedeutung sein. Diese wurden bei den Fußball-Vorbildern erfragt (36). „Seine kämpferische Einstellung“, „seine Härte gegenüber dem Gegner“ und – allerdings mit negativem Vorzeichen - „seine Art als fairer Sportsmann“ bilden zusammen die Variable, die gewaltbereite Eigenschaften/Verhaltensweisen der Vorbilder misst. Die Variable unterteilt die Stichprobe in Jugendliche, die zu gewaltbereiten Vorbildern neigen und Jugendliche, die dies nicht tun. Ähnlich ist die Vorgehensweise bei der Variable „Ausschweifung“. Hier flossen folgende bewunderten Eigenschaften oder Verhaltensweisen ein: „dass er sein Leben genießt und zu feiern weiß“, „wie er bei Frauen ankommt“ und „sein Geld, mit dem er sich alles leisten kann.“ Um zu verhindern, dass viele Fälle fehlen, wurden diejenigen ohne Vorbild aus dem Fußball zu denjenigen gezählt, die zwar ein Fußball-Vorbild haben, aber nicht diese Eigenschaften an ihm toll finden.

Das fußballbezogene Selbstbild setzt sich erneut aus zwei Fragekomplexen zusammen. Zum einen sollten die Jugendlichen auf durchgehenden, zehn Zentimeter langen Linien zwischen „sehr stark“ (ganz links) und „sehr schwach“ (ganz rechts) ihr derzeitiges Können im Fußball ankreuzen. (41.a) Dies sollten sie insgesamt achtmal tun, und zwar in Bezug auf die

Fähigkeiten „Ballbehandlung/Technik“, „Einsatz“, „Schnelligkeit“, „Führungsqualitäten“, „Schuss-Stärke“, „Zweikampfverhalten“, „Reaktionsfähigkeit“ und „Zuverlässigkeit“. Durch Addition wurde das durchschnittliche, selbstbeurteilte Können ermittelt, das in vier Gruppen untergliedert wurde. Die Gruppengrenzen erfolgten „alle 2,5 Zentimeter“. Die Viertelung war notwendig geworden, um diese Variable mit dem anderen Fragenkomplex, der Zufriedenheit mit den fußballerischen Fähigkeiten, zu kombinieren. (41.b) Dieser hat nämlich vier Antwortmöglichkeiten (sehr zufrieden, zufrieden, weniger zufrieden, sehr unzufrieden). Beide Variablen wurden addiert, durch zwei bzw. bei fehlender Angabe durch eins dividiert und nahe am Median dichotomisiert, so dass eine Gruppe mit einem stärkeren und eine mit einem schwächeren fußballbezogenen Selbstbild entstand.

Die Bedeutung des Fußballs für den einzelnen Spieler wurde durch neun Aussagen gemessen, die die Jugendlichen mit „ja“, „nein“ oder „weiß nicht“ beantworten konnten. (51) „Weiß nicht“ wurde wieder als mittlere Kategorie zwischen „ja“ und „nein“ angesehen. Die Aussagen beschreiben den Fußball als sehr bedeutsame Angelegenheit – mit einer Ausnahme: Aussage 5 beschreibt ihn als „Sport wie viele andere“. Diese Aussage wurde bei der Summierung mit einem negativen Vorzeichen versehen. Die so addierten Ergebnisse wurden durch neun geteilt. Bei fehlenden Angaben erfolgte eine entsprechende Verringerung des Divisors. Die Variable wurde nahe am Median dichotomisiert. Für die eine Gruppe hat der Fußball eine höhere, für die andere eine niedrigere Bedeutung.

Das Leistungsniveau konnte ohne jede fehlende Angabe ermittelt werden, da beim Austeilen der Fragebögen ja feststand, in welcher Liga die Mannschaft agiert. Beim Leistungsniveau wurde nicht einfach der Median als Grenze für die Dummy-Variable hergenommen, sondern es wurden drei verschiedene Dummy-Variablen gebildet: Nationalspieler vs. Nicht-Nationalspieler, Bayernliga-Spieler vs. Nicht-Bayernligaspieler, Kreisligaspieler vs. Nicht-Kreisligaspieler. Die Referenzgruppe für die logistische Regression bilden die Akteure der untersten Spielklasse, der „Gruppe“.

5.2.3 Abhängige Variablen

Die abhängigen Variablen sind die Folgen, die durch die Verarbeitung der Lebensereignisse und Einflussfaktoren entstanden sind: die jetzt „vorhandene“ Identität. Die erste Etappe „**Handlungskompetenz**“ kann zunächst gemessen werden durch das **Ausmaß** psychosomatischer Beschwerden. (Fragebogen-Nr. 13) Der Katalog von Fragen nach diesen Beschwerden ist Holler-Nowitzki (1994, 146) entnommen. Sie erläutert dazu (S. 140): „Die den empirischen Analysen zugrundeliegende Symptom-Checkliste wurde abgeleitet aus der ´22-Item-Mental-Health´-Skala, die ursprünglich in der mittlerweile als klassisch zu bezeichnenden ´Midtown-Manhattan-Studie` eingesetzt wurde; sowie der Modifizierung als Index ´psychophysiologischer Symptome“ nach Gurin, G.; Veroff, J.; Feld, S. (1960). Die Jugendlichen sollten zu jedem der 12 Symptome angeben, wie häufig sie darunter zu leiden haben. Es zeigte sich, dass etwa die Hälfte der Jugendlichen manchmal bis häufig mindestens eines der Symptome beklagt. Die andere Hälfte ist praktisch beschwerdefrei. Somit wurde die Variable anhand der Frage dichotomisiert, ob häufig oder manchmal psychosomatische Symptome existieren oder nicht.

Die zweite Etappe auf dem Weg zur Identität manifestiert sich durch das **Selbstbild**. Es dürfte sehr schwierig sein, Aussagen über das eigene Selbstbild zu treffen, ohne eine konkrete Situation vor Augen zu haben. Engel/Hurrelmann ermitteln das Selbstbild durch Aussagen wie „Manchmal komme ich mir ganz unwichtig vor.“ (Engel/Hurrelmann 1989, 101) In dieser abstrakten Form fallen Antworten sehr schwer. Deshalb wurde hier zum einen versucht, konkreter nach dem eigenen Selbstbild zu fragen. Jeder Spieler kennt die Erfahrung von Sieg und Niederlage im Fußball und die Auswirkungen, die dies auf sein Selbstbild hat. Je nachdem, ob der Ausgang eines Spiels das Selbstbild beeinflussen kann oder nicht, kann das Selbstbild als stabil oder labil eingeordnet werden. Die Spieler sollten folgende sechs Aussagen bewerten: Wenn Du ein wichtiges Spiel verlierst, sinkt Deine Selbstsicherheit; ..., vermiest Dir das die ganze Stimmung; ..., macht dir das überhaupt nichts aus. Wenn Du ein wichtiges Spiel gewinnst, steigt Deine Selbstsicherheit; ..., bist Du bester Laune, auch noch am nächsten Tag; ..., lässt dich das ziemlich kalt, es ist ja nur ein Spiel (Fragebogen-Nr. 50a und 50b, jeweils Aussagen 1-3). Jeder Spieler konnte die Aussagen mit „trifft voll zu“ (kodiert mit 2), „trifft weniger zu“, (kodiert mit 1) und trifft nicht zu (kodiert mit 0) bewerten. Die Variablen wurden addiert, im Falle der dritten und sechsten Aussage („es macht Dir nichts aus“/„es lässt Dich kalt“) allerdings mit negativem Vorzeichen. Je höher die

entstandenen Summenwerte sind, desto labiler ist das Selbstbild. Nach der Teilung durch sieben bzw. bei fehlenden Werten durch eine entsprechend geringere Zahl und nach der Dichotomisierung nahe am Median entstand eine Variable, die die Stichprobe in Spieler mit stabilerem und solche mit labilerem Selbstbild trennt.

Allerdings: es sollte ja das allgemeine Selbstbild bestimmt werden. Die Beeinflussbarkeit durch den Fußball gibt hier gewiss Aufschluss, aber es wäre zu kurz gesprungen, wenn dies das alleinige Maß wäre. Deshalb wurde zum anderen die allgemeine Lebenszufriedenheit als zweiter, gleichberechtigter Indikator hinzugezogen. (38.6) Die Spieler sollten Angaben darüber machen, ob sie sehr, überwiegend, teils/teils, weniger oder gar nicht mit ihrem Leben zufrieden sind. Diese Variable wurde ebenfalls möglichst nahe am Median dichotomisiert (sehr zufrieden vs. nicht sehr zufrieden). Die Variablen zur Stabilität/Labilität und die zur allgemeinen Lebenszufriedenheit wurden addiert. Aus der Summe wurde schließlich die dichotome Variable „Selbstbild“ mit den Ausprägungen negativ/labil vs. positiv/stabil gebildet.

Drei Fragekomplexe konstituieren die Variable „**Aggressivität**“. Erstens sollten die Spieler die Aussage bewerten: „Wenn Du ein wichtiges Spiel verlierst, wirst Du auch schon mal aggressiv“. Sie konnten dabei wählen zwischen „trifft voll zu“, „trifft weniger zu“, „trifft nicht zu“. (50.7) Zweitens wurde gemessen, wie oft sich die Spieler auf dem Fußballplatz über Gegner, Mitspieler, Schiedsrichter und Zuschauer ärgern (43.a) und drittens, wie oft sie den Ärger gegenüber diesen Personen auch ausdrücken (43.b). Von den vier Antwortmöglichkeiten „fast jedes Spiel“, „jedes 2. Spiel“, „seltener“ und „praktisch nie“ wurden die beiden letzten („seltener“ und „nie“) zusammengefasst, um die Addition mit Frage 50.7 zu ermöglichen. Wieder wurde ein Durchschnittswert gebildet und nahe am Median dichotomisiert: in Spieler, die stärker und Spieler, die schwächer aggressiv sind.

Schließlich gibt auch das Konsumverhalten in Bezug auf legale, aber gesundheitsschädliche **Genussmittel** Hinweise auf (fehlende) Identität. Die Spieler sollten Aussagen darüber treffen, wie häufig sie sich Bier/Wein, Schnaps/Likör, Zigaretten und Aufputzmittel „genehmigen“. (39) Als Antwortmöglichkeiten standen zur Verfügung: „praktisch täglich“, „mindestens dreimal pro Woche“, „ein- bis zweimal pro Woche“, „zwei- bis dreimal im Monat“, „seltener“ und „nie“. Eine ähnliche Frage zum Alkohol- und Drogenkonsum wurde in der Jugendsportstudie NRW (Brinkhoff 1998, 257) gestellt. Ich habe allerdings die Teilfragen zu

Marihuana, Heroin und Kokain weggelassen, da hier ohnehin kaum wahrheitsgetreue Antworten zu erwarten sind. Stattdessen habe ich allgemein nach „Aufputzmitteln“ gefragt. Für die Untersuchung der Unterschiede innerhalb meiner Stichprobe wurden die Antworten zu Alkohol, Zigaretten und Aufputzmitteln addiert durch vier (oder bei fehlenden Angaben durch eine entsprechend geringere Zahl) dividiert und nahe am Median dichotomisiert. So entstand eine globale Variable zum Konsum gesundheitsschädlicher Genussmittel mit den Ausprägungen „häufiger“ und „seltener“.

5.2.4 Stichprobe

Der Fragebogen wurde an 11 A-Jugendlichen einer Kreisliga-Mannschaft aus Unterfranken getestet.¹ Anschließend wurden insgesamt 34 A- und B-Jugendmannschaften interviewt: je fünf aus den Leistungsklassen „Gruppe“, „Kreisliga“ und „Bayernliga“, und zwar sowohl im A- als auch im B-Jugendbereich. Ferner konnten die Jugend-Nationalmannschaften des Deutschen Fußballbundes (U-15, U-16, U-17 und U-18) für die Befragung gewonnen werden. Damit werden die verschiedenen Leistungsniveaus des wettkampfbezogenen Fußballs in Deutschland abgedeckt. Die Interviews erfolgten jeweils nach einem Training oder Spiel. Die Jugendlichen benötigten für das Ausfüllen etwa 20 und 45 Minuten. Bis auf wenige Ausnahmen geschah das Ausfüllen unter Aufsicht des Verfassers. Die Erhebung wurde im Frühjahr und Sommer 2001 durchgeführt.

Auf eine eigene Kontrollgruppe aus nicht Fußball spielenden Jugendlichen wurde verzichtet, weil das Hauptaugenmerk der Untersuchung auf Unterschieden innerhalb des Fußballs liegen soll. Im übrigen bietet sich – wie schon erwähnt – bei den psychosomatischen Beschwerden und dem Genussmittelkonsum der Vergleich mit der Jugendsportstudie 1992 in NRW bzw. mit Holler-Nowitzki (1994) an. Hier wurden gleiche bzw. ähnliche Fragen gestellt.

¹ Anschließend mussten noch folgende Änderungen vorgenommen werden, die allerdings in den Fragebögen für die U-16-Nationalmannschaft nicht mehr berücksichtigt werden konnten.

- Flüchtigkeitsfehler wurden ausgebessert: Frage 2 (Großmutter väterlicherseits), Frage 50 (wirst Du auch schon mal aggressiv), Schlusssatz (Unterschied zu anderen Spielern Deiner Mannschaft)
- Zusätzliche Hinweise: Frage 14 (auch „0“ ist möglich), Vorwort zu Fragen 21-24 (Keine Spitznamen!)
- Veränderung von Fragestellungen: Frage 5 (Streichung der Antwortmöglichkeit „Fachhochschul-/Uniabschluss“), Frage 26 (zusätzliche Antwortmöglichkeit „Regionalliga“), Frage 27b (Seit wann spielst Du in diesem Verein), Frage 47 (das Problem „vergrößert“ statt „verstärkt“)
- Zusätzliche Fragen: 3b und 5b zur Schul- und Berufsausbildung der Eltern; 48b) zum evtl. Einspringen in der Seniorenmannschaft

Auch auf eine weibliche Untersuchungsgruppe wurde verzichtet. Zum einen spielten hier arbeitsökonomische Gründe eine Rolle. Zum anderen aber – und dies war entscheidend – fand Kolip (1993) heraus, dass die Konzepte zur Problembewältigung bei Jugendlichen geschlechtsspezifisch sind. Während bei den Mädchen die Förderung der „Gesprächskultur“ die Probleme zu lösen hilft, sind es bei den Jungen vermutlich „körperliche Aktivitäten“. Es ist also anzunehmen, dass der Fußball weniger geeignet ist, die Alltagsbelastungen von Mädchen zu lindern.

6. Empirische Ergebnisse

6.1 Handlungskompetenz der Jugendfußballer

6.1.1 Univariate Befunde im Vergleich mit Holler-Novitzki (1994)

Die Handlungskompetenz, die es ermöglicht, dass das Individuum die innere und äußere Realität verarbeiten kann, stellt nach Hurrelmann den ersten Schritt auf dem Weg zur Identität dar. Stress war definiert worden als Dysbalance von Handlungskompetenz und Handlungsanforderung. Folglich wird durch eine Steigerung der Handlungskompetenz Stress vermindert. Stress äußert sich wiederum durch psychosomatische Symptome, die messbar sind. Wenn die Fußballer weniger psychosomatische Symptome als andere Jugendliche aufweisen, liegt die Vermutung nahe, dass der Fußball zum Aufbau von Handlungskompetenz beiträgt. Die Beschwerdebhäufigkeiten der von mir befragten Jugendfußballer werden verglichen mit den Beschwerdebhäufigkeiten aus der bereits angesprochenen repräsentativen Studie Holler-Nowitzkis.

Häufigkeit psychosomatischer Beschwerden, Vergleich der Ergebnisse der Jungen bei Holler-Novitzki (1994, 147) mit den Ergebnissen der Jugendfußballer; Angaben in (gültigen) Prozenten

Symptome	Jungen bei Holler-Nowitzki			Jugendfußballer		
	häufig	manchmal	selten/nie	häufig	manchmal	selten/nie
Kopfschmerzen	14	26	60	6	12	82
Nervosität/Unruhe	11	23	67	6	13	82
Schwindelgefühle	7	13	81	3	8	90
Konzentrations-schwierigkeiten	6	24	70	4	12	85
Magenbeschwerden	5	17	78	2	7	91
Schlafstörungen	6	14	80	2	5	93
Starkes Herzklopfen	5	12	83	2	2	97
Händezittern	5	11	82	2	3	96
Übelkeit	3	15	82	1	4	96
Appetitlosigkeit	4	13	84	1	3	96
Schweißausbrüche	2	11	87	2	3	96
Atembeschwerden	2	5	93	1	5	94

Der Vergleich der Tabellen zeigt eindrucksvoll, dass die hier untersuchten Jugendfußballer deutlich weniger psychosomatische Stress-Symptome aufweisen als die Stichprobe der Jungen bei Holler-Nowitzki. Gewiss wird man einwenden können, dass die Stichprobe der

Jugendfußballer mit 453 Probanden zu klein und nicht repräsentativ sei. Dennoch lässt sich m.E. aufgrund der Deutlichkeit des Ergebnisses schon ein Trend ausmachen. In 9 von 12 Symptomen ist der Anteil derer, die sie häufig beklagen, bei den Fußballern nur halb so groß oder noch kleiner als bei der Stichprobe von Holler-Nowitzki. Die restlichen drei Symptome – Nervosität/Unruhe, Konzentrationsschwierigkeiten und Schweißausbrüche – sind bei den Fußballern ebenfalls wesentlich geringer ausgeprägt als bei der Kontrollgruppe.

Anzahl 'häufig' oder 'manchmal' auftretender Einzelbeschwerden, Vergleich der Ergebnisse der Jungen bei Holler-Nowitzki (1994, 149) mit den Ergebnissen der Jugendfußballer; Angaben in Prozent

Anzahl der genannten Einzelbeschwerden	Jungen bei Holler-Nowitzki	Jugendfußballer
0	26,5	51,4
1	19,6	22,3
2	12,8	14,8
3	11,8	4,9
4	8,0	4,0
5	7,6	1,5
6	6,0	0,2
7	3,6	0,2
8	1,9	0,2
9	1,1	0,2
10	0,5	---
11	0,2	0,2
12	0,2	---
Mittelwerte	2,476	0,99

Erneut zeigt sich, dass die Fußballspieler über deutlich weniger psychosomatische Symptome klagen als die Jungen bei Holler-Nowitzki. Über die Hälfte der Jugendfußballer bleibt in der Regel von den genannten Symptomen völlig verschont. Bei der Stichprobe von Holler-Nowitzki ist es nur gut ein Viertel. Da fällt es auch kaum ins Gewicht, dass der Anteil der Jugendfußballer bei denjenigen, die ein bis zwei Einzelbeschwerden häufig oder manchmal verspüren, im Vergleich leicht höher ist. Der Anteil derer, die über drei bis 12 Symptome klagen, ist bei den Jugendfußballern wieder deutlich geringer als bei der Stichprobe von Holler-Nowitzki.

Altersverteilung der psychosomatischen Beschwerdehäufigkeit (Mittelwerte der Anzahl manchmal und häufig auftretender Beschwerden, max.12; Vergleich zwischen Jungen bei Holler-Nowitzki (1994, 151) und Jugendfußballern

Alter	Jungen bei Holler-Nowitzki			Jugendfußballer		
	Mittelwerte	Standard-abweichung	n	Mittelwerte	Standard-abweichung	n
14	2,17	2,41	241	0,82	0,98	11
15	2,03	2,42	248	1,05	1,38	82
16	2,17	2,38	130	0,83	1,24	120
17	2,75	3,09	20	1,21	1,79	121

Der Vergleich der Altersverteilung beschränkt sich auf die 14- bis 17-jährigen, da sich zum einen in der Stichprobe bei Holler-Nowitzki kaum Individuen finden, die älter sind und zum anderen kaum Jugendfußballer befragt wurden, die jünger waren. Der Vergleich der Mittelwerte der Anzahl manchmal oder häufig auftretender Beschwerden zeigt zunächst eine Gemeinsamkeit: ein klarer Trend, dass mit zunehmendem Alter die Beschwerdehäufigkeit steigt oder sinkt, ist nicht erkennbar, auch wenn bei beiden Versuchsgruppen in der höchsten hier berücksichtigten Altersstufe das größte Ausmaß an Beschwerden zu verzeichnen ist. Der bisher schon herausgearbeitete Unterschied, dass die Jugendfußballer weniger Stress-Symptome haben als die Jungen bei Holler-Nowitzki, bestätigt sich erneut. Auch die nach Alter differenzierte Betrachtung ändert daran nichts. In jeder Altersstufe haben die Jugendfußballer geringere Beschwerden.

6.1.2 Multivariate Befunde

Wann haben Jugendfußballer mehr, wann weniger psychosomatische Beschwerden? Mit einer logistischen Regression wird untersucht, von welchen Faktoren es abhängt, ob die Jugendfußballer manchmal oder häufig unter mindestens einem der psychosomatischen Symptome zu leiden haben (=1). Zunächst wurden nur die Einflussfaktoren von außerhalb des Fußballs untersucht. Die hier auftretenden, signifikanten Ergebnisse bestätigen die getroffenen Hypothesen. Häufige Meinungsverschiedenheiten zu Hause wegen der Schulleistungen erhöhen das relative Risiko, dass die Spieler häufig oder manchmal Stress-Symptome haben, um 57,3 Prozent. Schulerfolg verringert das Risiko um 45,4 Prozent. Körperliche Schwachstellen, die schon zu Pausen im Fußball gezwungen haben, erhöhen das Risiko um das 2,310fache. Eine optimistische Sicht der beruflichen Zukunft verringert das Risiko – allerdings nur der Tendenz nach signifikant - um 36,4 Prozent.

Nimmt man die Effekte aus dem Fußball hinzu, so verschwinden die Effekte aus den Bereichen Familie und Schule nicht. Im Gegenteil: Die Effekte werden etwas stärker, und es kommen, der Tendenz nach, sogar noch zwei hinzu: Das relative Stresssymptomrisiko erhöht sich bei einer eher lieblosen, gewaltsamen und benachteiligenden Erziehung um 52,6 Prozent. Wider Erwarten erhöht sich das Risiko auch bei günstigen Körperproportionen (um 49,0 %) Dies war umgedreht erwartet worden und ist möglicherweise auf die laienhafte Berechnung (Körpergröße minus Gewicht, 50% der Fälle in der Nähe des Medians) zurückzuführen.

Wie schon in Modell eins verringert sich das Stresssymptomrisiko bei Schulerfolg (um 46,7 Prozent) und bei einer optimistischen Sicht der beruflichen Zukunft (um 38,4%, der Tendenz nach signifikant). Es erhöht sich bei häufigem Streit zu Hause wegen der Schulleistungen um das 1,676fache. Diese Ergebnisse stimmen mit denen von Holler-Nowitzki überein. Auch sie hatte das Versagen in der Schule, diesbezüglichen Streit mit den Eltern und eine pessimistische Sicht der Zukunft als Faktoren ermittelt, die die Stress-Symptome erhöhen. Außerdem sah sie sozialen Auf- oder Abstieg gegenüber den Eltern noch als einen solchen Faktor an. Dies kann für die Stichprobe der Jugendfußballer nicht bestätigt werden. Möglicherweise kann der Sport diesen Belastungsfaktor moderieren.

Stattdessen steigt bei den Jugendfußballern das Stresssymptomrisiko an, wenn sie unter körperlichen Schwachstellen leiden, die schon zu Pausen im Fußball geführt haben, und zwar um das 2,407fache. Dass hier das Risiko am stärksten zunimmt, verwundert nicht, weil die körperlichen Schwachstellen und die psychosomatischen Beschwerden in die gleiche Richtung „Gesundheit“ abzielen. Dennoch besteht zwischen beiden ein grundsätzlicher Unterschied, der es rechtfertigt, das eine als unabhängige und das andere als abhängige Variable zu betrachten. Bei den „körperlichen Schwachstellen“ solche waren Verletzungen/Krankheiten abgefragt worden, die aller Wahrscheinlichkeit nach keinen psychischen Hintergrund haben.

Durch die Hinzufügung der Effekte aus dem Fußball kann die Erklärungsleistung des Modells geringfügig, aber signifikant gesteigert werden: von $R^2 = 0,128$ auf $R^2 = 0,176$. Das relative Risiko auf psychosomatische Beschwerden ist bei einem freundschaftlich-vertrauensvollen Verhältnis zum Trainer um 61,3 Prozent höher ist als bei einem rein sportbezogenen Verhältnis (tendenziell signifikant). Dies überrascht auf den ersten Blick, war doch von einem Vertrauensverhältnis zum Trainer ein positiver Effekt erwartet worden. Eventuell steigt aber

mit dem engeren Verhältnis auch die Erwartungshaltung des Trainers gegenüber dem Spieler und damit der Druck, den der Spieler empfindet. Fehler im Fußball könnten sich auch auf den privaten Bereich auswirken, weil man den Trainer im Privatleben trifft. Dagegen ist es bei einem rein sportbezogenen Verhältnis wohl einfacher, vom Fußball „abschalten“ zu können, wenn kein Spiel oder Training ist .

Ebenfalls der Tendenz nach besteht der Effekt, dass das Stresssymptomrisiko bei positiver Beurteilung der eigenen Fähigkeiten im Fußball um 35,5 Prozent zurückgeht. Dies war erwartet worden. Wer mit seinen Leistungen im Fußball zufrieden ist, der erlebt den Sport nicht als psychische Belastung und hat deshalb auch weniger psychosomatische Beschwerden. Ein dritter Effekt zeigt sich beim Leistungsniveau: Das Risiko auf häufige psychosomatische Beschwerden ist in der Bayernliga fast doppelt so hoch (Faktor 1,941) als in der „Gruppe“. Ein Anstieg der Beschwerden war mit zunehmendem Leistungsniveau erwartet worden, weil der Leistungsdruck und die Belastung immer größer wird. Für die Bayernliga-Akteure trifft dies also tatsächlich zu. Die Nationalspieler zeigen dagegen keinen signifikanten Anstieg des Risikos. Zwei Ursachen sind dafür denkbar: Zum einen könnten sie beschönigende Antworten gegeben haben, da sie keine Zweifel über ihre körperliche Leistungsfähigkeit aufkommen lassen wollten. Zum anderen befinden sich die Nationalspieler aber auch in der glücklichen Lage, dass ihr Weg vorgezeichnet ist. Sie sind entdeckt worden und genießen eine optimale Förderung. Die Türen zu den Profi-Clubs dürften den meisten von ihnen offen stehen. Die Aussicht auf eine Karriere ist kein bloßer Wunschtraum mehr, sondern nimmt Gestalt an. Außerdem werden sie im medizinischen Bereich optimal betreut. All dies spricht dafür, dass es die Nationalspieler leichter haben als die Bayernliga-Spieler, mit der Belastung durch den Fußball umzugehen. In der Bayernliga investieren die Jugendlichen ähnlich viel Zeit in ihren Sport, aber ohne zu wissen, ob sich dies auch lohnt.

Insgesamt ist festzuhalten: Die hier befragten Jugendfußballer haben weniger psychosomatische Beschwerden als der Durchschnitt der männlichen Jugendlichen bei Holler-Nowitzki (1994). Sie sind besser in der Lage, die an sie gestellten Anforderungen produktiv zu verarbeiten. Weniger psychosomatische Beschwerden sprechen für eine größere Handlungskompetenz. Innerhalb des Fußballs erhöht ein freundschaftliches Verhältnis zum Trainer und ein sehr hohes (aber nicht höchstes) Leistungsniveau das Risiko auf psychosomatische Beschwerden, während ein positives fußballbezogenes Selbstbild das Risiko verringert.

Logistische Regression häufig oder manchmal auftretender psychosomatischer Beschwerden bei den Jugendfußballern

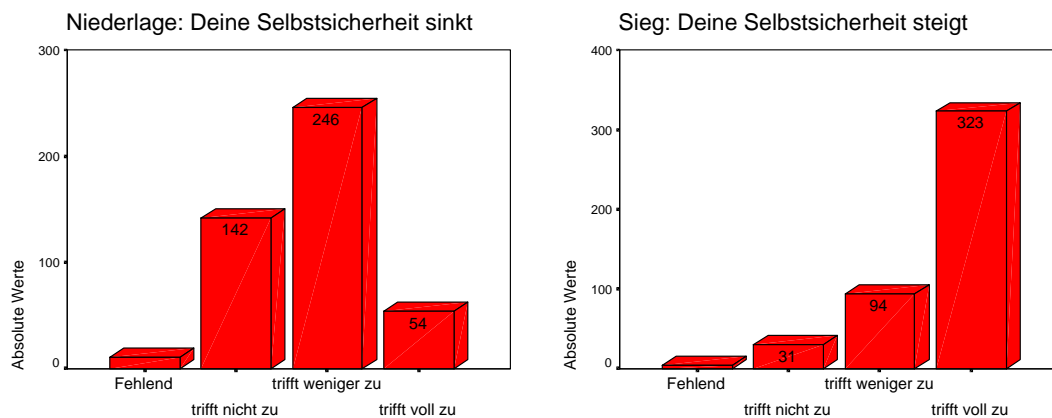
	Modell 1		Modell 2	
	Exp (B)	Signifikanz	Exp (B)	Signifikanz
Alter über 16	1,306	,307	1,217	,472
Bei Vater und Mutter aufgewachsen	1,029	,939	,877	,737
Bildungsbezogene Mobilität: (Referenz: Stagnation) Abstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	1,267	,323	1,269	,336
Aufstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	1,125	,705	1,142	,680
Eher lieblose, gewaltsame, benachteiligende Erziehung	1,403	,136	1,526	,073
Häufig/manchmal Streit zu Hause wegen Schulleistungen	1,573	,047	1,676	,030
Öfter Streit zu Hause wegen Unordentlichkeit, fehlender Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen, Ausgehen	1,186	,461	1,139	,592
Schulerfolg	,546	,014	,533	,013
Günstige Körperproportionen (Gewicht, Größe)	1,421	,118	1,499	,086
Körperliche Schwachstellen	2,310	,001	2,407	,001
Über 2h/Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs	1,292	,260	1,383	,182
Mehr als 310 DM im Monat zur Verfügung	,776	,324	,782	,366
Optimistische Sicht der beruflichen Zukunft	,636	,061	,616	,057
Positive Beurteilung des Fußballs durch priv. Umfeld			,720	,173
Sehr gute Integration in die Mannschaft (sportlich und außersportlich)			,979	,939
Sozial-integrativer Stil des Trainers			1,257	,323
Freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer			1,613	,072
Vorbild vorhanden			,962	,888
Positive Beurteilung/Zufriedenheit mit Fußball-Fähigkeiten			,645	,081
Hohe Bedeutung des Fußballs			,993	,977
Leistungsniveau (Referenz: Gruppe)			1,043	,891
Kreisliga-Spieler				
Bayernliga-Spieler			1,941	,042
Nationalspieler			1,432	,467
Konstante	,313	,033	,237	,027
-2-Log-Likelihood	476,226		461,248	
Nagelkerkes R-Quadrat	,128		,176	
N	371		371	

6.2 Selbstbild der Jugendfußballer

6.2.1 Univariate Befunde

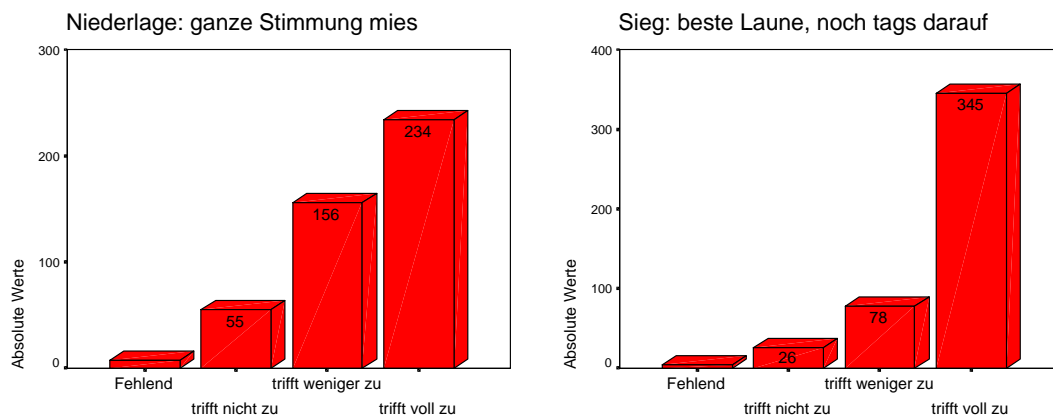
Nach Hurrelmann ist ein positives, aber auch realistisches Selbstbild neben der Handlungskompetenz an zweiter Stelle notwendig, um Identität aufzubauen. Das Selbstbild wird, wie unter 5.2.3 beschrieben, zum einen an der „Stabilität/Labilität“ des Selbstvertrauens im Falle von Sieg und Niederlage, zum anderen an der allgemeinen Lebenszufriedenheit gemessen.

Ein Großteil der Spieler hat ein Selbstvertrauen, das gegenüber den negativen Einflüssen einer Niederlage immun zu sein scheint. Nur 54 Spieler (11,9%) werden unsicher, wenn sie ein wichtiges Spiel verlieren. Dagegen betonen 142 Spieler (31,3%), dass ihre Selbstsicherheit im Falle einer Niederlage keinen Schaden nimmt. Für 246 Jugendfußballer (55,7%) trifft es weniger zu. Im Vergleich zu Niederlagen haben wichtige Siege einen weit größeren Einfluss auf das Selbstbild. 323 Spieler (72,1%) schildern die Erfahrung, dass im Falle eines Sieges ihre Selbstsicherheit steigt. Für 94 Jugendliche (29,8%) trifft das weniger zu. Nur 31 Spieler (6,8%) zeigen sich von einem wichtigen Sieg in ihrer Selbstsicherheit unbeeindruckt.

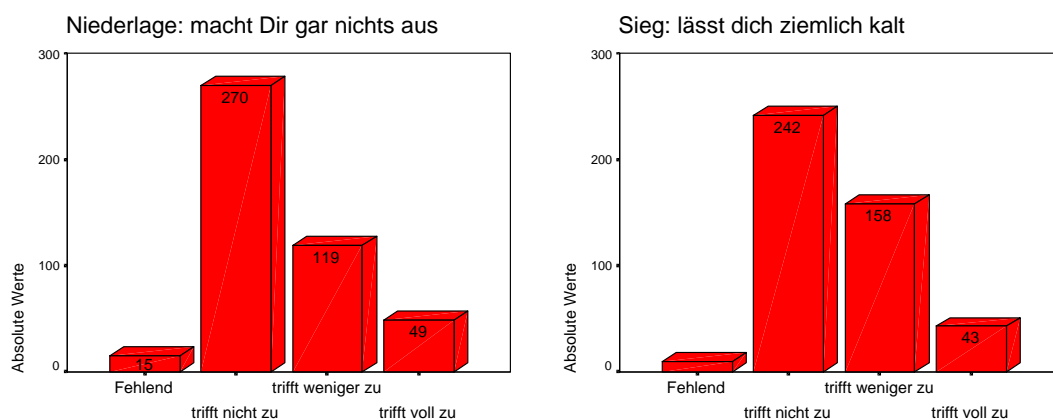


Auch wenn man nach der Stimmung oder Laune fragt, so scheinen Siege einen größeren Einfluss zu haben als Niederlagen. Allerdings ist der Unterschied nicht mehr ganz so krass wie bei der Frage nach der Selbstsicherheit. 234 und damit über die Hälfte der Jugendlichen räumen ein, dass es ihnen die ganze Stimmung vermiest, wenn sie ein wichtiges Spiel verlieren. Immerhin 156 (34,4%) sind noch der Meinung, dass dies weniger für sie zutrifft. Und lediglich 55 Jugendliche (12,2%) sind von Hause aus solche „Frohnaturen“, dass ihnen ein verlorenes Fußballspiel nichts anhaben kann. Das Statement „Wenn Du ein wichtiges

Spiel gewinnst, bist Du bester Laune“ erhielt den Zusatz „auch noch am nächsten Tag“. Damit sollte sicher gestellt werden, dass nicht nur eine kurzfristige Stimmungsschwankung, sondern ein tatsächlicher Einfluss auf die Psyche gemessen wird. Umso erstaunlicher ist es, dass über drei Viertel der Jugendlichen (76,2%) diesen Einfluss bejahen. Für 345 von 453 Spielern trifft es voll zu, dass sie im Falle eines wichtigen Sieges auch noch am nächsten Tag bester Laune sind. Für 78 Akteure (17,2%) trifft dies weniger zu. Nur 26 Spieler (5,7%) geben an, dass ein wichtiger Sieg keinen derartigen Einfluss auf ihre Befindlichkeit ausübt.

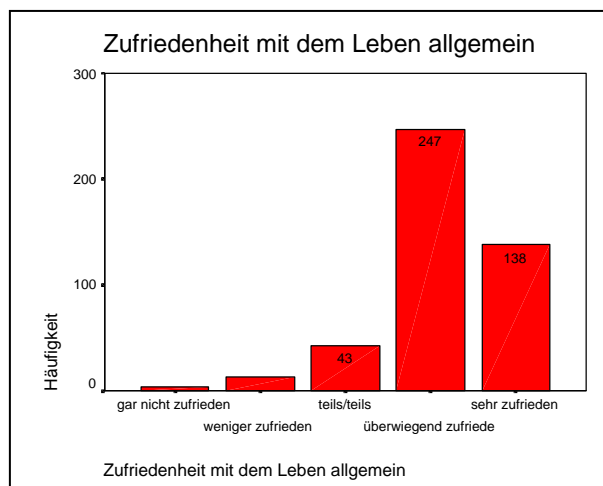


Bei den bisherigen Fragen bedeuteten die Antworten „trifft voll zu“ jeweils einen sehr hohen Grad an Beeinflussbarkeit. Um zu verhindern, dass die Neigung der Interviewten, die Kreuze immer untereinander an der gleichen Stelle zu machen, das Ergebnis verfälscht, wurden auch zwei Antworten negativ gepolt. Die Ergebnisse widersprechen dem bisherigen Befund, dass Siege einen größeren Einfluss haben als Niederlagen. 270 Spieler verneinen es, dass ihnen Niederlagen überhaupt nichts ausmachen. Dagegen bestreiten „nur“ 242 Spieler, dass sie ein wichtiger Sieg „ziemlich kalt“ lässt. Die Häufigkeit derer, die hier „trifft voll zu“ angegeben haben, stimmt in etwa mit dem Anteil von Jugendlichen überein, die zuvor „trifft nicht zu“ angekreuzt hatten. Dies spricht für die Validität der Aussagen.



Es ist nicht so entscheidend, ob nun Siege oder Niederlagen einen größeren Einfluss auf das Selbstbild ausüben. Der Fußball stellt hier lediglich eine beispielhafte, konkrete Situation dar, anhand der deutlich wird, inwiefern das Selbstbild überhaupt beeinflussbar ist. Die Summe aller sechs Antworten, bei negativer Polung der letzten beiden, gibt Aufschluss darüber. Die Dichotomisierung nahe am Median ergab 193 Jugendliche mit eher stabilem (42,6%) und 258 Jugendliche mit eher labilem Selbstbild (57,0%). Zwei Befragte konnten nicht zugeordnet werden, da sie zu keiner der sechs Aussagen eine Angabe machten (0,4%).

Daneben wurde das Selbstbild an der allgemeinen Lebenszufriedenheit gemessen. Das Ergebnis zeigt, dass die Fußballer mit ihrem Leben zum größten Teil zufrieden sind. Nur 17 von 445, die gültige Angaben gemacht haben, sind gar nicht oder weniger zufrieden. Die anderen Jugendlichen (96,2%) sind dagegen teilweise bis sehr zufrieden. Es gibt nur zwei Gruppen, die zahlenmäßig stark vertreten sind: die sehr zufriedenen und die zufriedenen. Zwischen beiden wurde auch die Grenze bei der Dichotomisierung der Variablen gezogen.



138 Jugendliche (31%) sind mit ihrem Leben sehr zufrieden. 307 Jugendliche (69%) sind nicht sehr zufrieden. Durch die Vereinigung der Variablen in der unter 5.2.3 beschriebenen Form entstand die dichotome Variable „Selbstbild“. 180 Individuen wurden als eher labil/negativ eingeordnet, 272 als eher stabil/positiv.

6.2.3 Multivariate Befunde

Wann ist das allgemeine Selbstbild positiver, wann negativer? Mit Hilfe der logistischen Regression wird untersucht, unter welchen Umständen sich die relative Chance auf ein positiveres/stabileres Selbstbild (=1) erhöht oder verringert. Zunächst werden nur die Effekte außerhalb des Fußballs berücksichtigt. Mit zunehmendem Alter scheint die Unbeschwertheit verloren zu gehen. Bei den Jugendlichen, die das 16. Lebensjahr überschritten haben, verringert sich die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild um mehr als die Hälfte. (55,5%) Auch bildungsbezogener Abstieg wirkt sich negativ aus. Die Chance auf ein

positives/stabiles Selbstbild ist bei denen, die einen geringeren Bildungsabschluss als Vater und/oder Mutter erworben haben, um 42,1% geringer als bei jenen mit dem gleichen Abschluss oder der gleichen Schulart. Die Deprivationserfahrung, auf der sozialen Leiter nach unten durchgereicht zu werden, beeinträchtigt also die Selbstsicherheit und Selbstzufriedenheit.

Dagegen steigt die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild bei höherem Einkommen. Bei der Hälfte der Jugendlichen, die mehr als 310 DM im Monat zur Verfügung hat, ist sie mehr als doppelt so hoch (Faktor 2,109) als bei der „ärmeren“ Hälfte. Darüber hinaus kann auch eine optimistische Sicht der beruflichen Zukunft die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild befördern, und zwar um 86 Prozent. All die genannten Effekte waren erwartet worden.

Wenn man die Einflussfaktoren aus dem Fußball hinzunimmt, bleiben die genannten Effekte bestehen. Lediglich die Stärke der Chancenveränderung differiert ein wenig. Wer über 16 ist, hat nun eine um 58,3%, wer bildungsmäßig absteigt eine um 44,6% geringere Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild. Schon Engel/Hurrelmann (vgl. Kap. 3.2) hatten festgestellt, dass Jugendliche dann mehr Selbstwertprobleme haben, wenn sie den angestrebten Schulabschluss nicht zu erreichen glauben. Dieses Ergebnis trifft also in ähnlicher Weise für die Jugendfußballer zu. Dagegen erhöht ein monatlich verfügbarer Geldbetrag von über 310 DM die Chance um das 2,432fache, eine optimistische Sicht der beruflichen Zukunft um das 1,916fache. Die Effekte bleiben voll signifikant.

Aus dem Bereich des Fußballs lassen sich drei Effekte nachweisen. Der erste überrascht. Wer sportlich und außerhalb des Sportplatzes sehr gut in die Mannschaft integriert ist, soll eine um 62,4% geringere Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild haben! Engel/Hurrelmann (1989) hatten im Gegensatz dazu festgestellt, dass die in der Peer-Gruppe am Rand stehenden Jugendlichen mit Selbstwertproblemen zu kämpfen haben. Gewiss: Das Instrumentarium zur Messung des Selbstbildes war bei Engel/Hurrelmann ein völlig anderes. Dennoch erstaunt es, dass dieses Ergebnis so völlig konträr verläuft. Eine Erklärung fällt schwer. Der häufige Kontakt mit anderen Gleichaltrigen war als eine wichtige Voraussetzung für die Identitätsentwicklung beschrieben worden. Vielleicht aber gibt es hier eine Grenze. Wer sein Ich zu sehr im Du sucht, findet es möglicherweise nicht. Wer täglich die Mannschaftskameraden trifft, tut dies vielleicht aus einem Gefühl der eigenen Unsicherheit

heraus, aus der Unfähigkeit, alleine zu sein. Das Bild vom eigenen Ich ist zu zerbrechlich, als dass man es alleine aushalten könnte. Dies sind jedoch Vermutungen und Interpretationsversuche, die weiter überprüft werden müssten.

Wie erwartet steigert sich dagegen die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild, wenn die eigenen Fähigkeiten im Fußball positiv beurteilt werden. Die Chance erhöht sich um 55,3 Prozent gegenüber jenen, die ihr fußballerisches Können geringer einschätzen (tendenziell signifikant). Eine hohe, individuell empfundene Bedeutung des Fußballs reduziert dagegen der Tendenz nach die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild um 36,7%. Der Fußball ist ein unsicheres Unterfangen, wie in Kapitel 2 beschrieben wurde. Wer nun den Fußball als sehr wichtig für sein Leben erachtet, für den haben die Erlebnisse im Fußball auch eher Auswirkungen auf das Selbstbild. Insofern hat es auch mit der Messungsmethode des Selbstbildes zu tun, wenn sich die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild durch die Wichtigkeit des Fußballs verändert. Im Übrigen wächst mit der Bedeutung des Fußballs auch die Gefahr, dass die Spieler allzu sehr ihre Wünsche, Hoffnungen und Träume auf den Fußball projizieren. Die Erfüllung dieser Träume im Fußball gelingt allerdings den wenigsten. Die Projektion muss fast zwangsläufig in der Enttäuschung enden. Es bleibt das Gefühl, zu schwach gewesen zu sein, um eine Karriere im Fußball zu verwirklichen. Es bleibt: ein negatives und labiles Selbstbild.

Insgesamt muss angemerkt werden, dass sowohl die familiären und schulischen Effekte als auch die Effekte aus dem Fußball die Variable „Selbstbild“ nur zu einem geringen Teil erklären können. Die Erklärungskraft steigert sich um 6,9 Prozent, wenn man die Einflussfaktoren aus dem Fußball hinzu nimmt. (von R-Quadrat = 0,113 auf R-Quadrat = 0,182)

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild sinkt, wenn die Jugendfußballer über 16 Jahre alt sind, einen geringeren Schulabschluss anstreben oder erworben haben als die Eltern, sehr gut in die Mannschaft integriert sind und der Fußball für sie eine hohe Bedeutung hat. Die Chance steigt dagegen, wenn die Jugendlichen mehr Geld zur Verfügung haben und ihre berufliche Zukunft sowie ihre fußballerischen Fähigkeiten optimistisch beurteilen.

Logistische Regression des positiven/stabilen Selbstbildes bei Jugendfußballspielern

	Modell 1		Modell 2	
	Exp (B)	Signifikanz	Exp (B)	Signifikanz
Alter über 16	,445	,003	,417	,002
Bei Vater und Mutter aufgewachsen	,632	,253	,554	,165
Bildungsbezogene Mobilität: (Referenz: Stagnation) Abstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	,579	,023	,554	,018
Aufstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	,643	,164	,642	,175
Eher lieblose, gewaltsame, benachteiligende Erziehung	,778	,273	,732	,192
Häufig/manchmal Streit zu Hause wegen Schulleistungen	,783	,293	,761	,260
Öfter Streit zu Hause wegen Unordentlichkeit, fehlender Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen, Ausgehen	1,010	,967	1,102	,695
Schulerfolg	,847	,501	,829	,467
Günstige Körperproportionen (Gewicht, Größe)	,781	,272	,864	,539
Körperliche Schwachstellen	,701	,171	,699	,184
Über 2h/Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs	1,136	,578	1,253	,364
Mehr als 310 DM im Monat zur Verfügung	2,109	,006	2,432	,002
Optimistische Sicht der beruflichen Zukunft	1,860	,010	1,916	,011
Positive Beurteilung des Fußballs durch priv. Umfeld			1,420	,150
Sehr gute Integration in die Mannschaft (sportlich und außersportlich)			,376	,001
Sozial-integrativer Stil des Trainers			1,026	,912
Freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer			1,016	,952
Vorbild vorhanden			,953	,863
Positive Beurteilung/Zufriedenheit mit Fußball-Fähigkeiten			1,553	,088
Hohe Bedeutung des Fußballs			,633	,059
Leistungsniveau (Referenz: Gruppe)			,985	,961
Kreisliga-Spieler				
Bayernliga-Spieler			,629	,164
Nationalspieler			,583	,286
Konstante	3,960	,016	5,784	,012
-2-Log-Likelihood	469,013		447,806	
Nagelkerkes R-Quadrat	,113		,182	
N	371		371	

6.3 Erleben von Selbstgleichheit und Kontinuität im Fußball

Jugendliche können Selbstgleichheit und Kontinuität erleben und damit ein Stück Identität erwerben, wenn sie im Fußball Positionen einnehmen können, die ihrer Charakterprägung entsprechen. Der Theorie zu Folge dürften sich die Zwanghaften als Torleute, die Hysterischen als Stürmer/offensive Mittelfeldspieler, die Schizoiden als Verteidiger und die Depressiven als defensive Mittelfeldspieler am wohlsten fühlen. Dies soll nun überprüft werden.

6.3.1 Häufigkeit der Persönlichkeitstypen

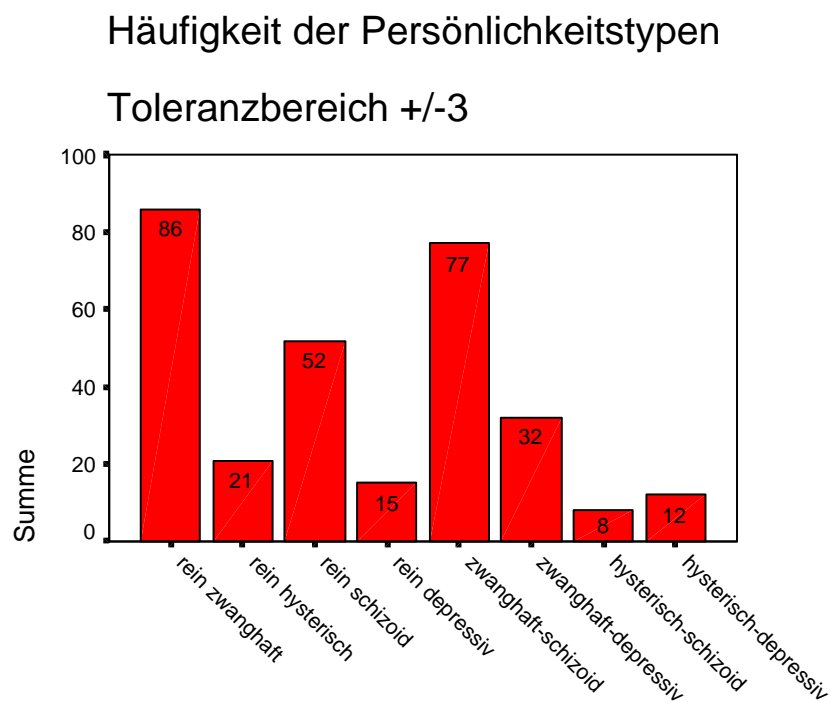
Um den Persönlichkeitstyp zu ermitteln, wurde den Jugendfußballern die 16-Statement-Batterie nach Ruppert vorgelegt. Darin finden sich zu jeder Grundform der Angst vier Aussagen. Jeder Interviewte konnte in sieben Stufen gewichten, wie sehr bzw. wie wenig er einer Aussage zustimmt: 1 bedeutet „bin absolut nicht dieser Meinung“; 7 bedeutet „entspricht voll meiner Meinung“ (vgl. Fragebogen im Anhang, Nr. 1). Die in Zahlen umgewandelten Bewertungen zu den vier Aussagen werden jeweils addiert.

Ruppert hat nun die vier Grundängste auf zwei Achsen übertragen: Die Angst vor Wandel und die Angst vor Dauer sind entgegengesetzte Pole der Achse „**Zeit-Erfahrung**“. Die Angst vor Anpassung und die Angst vor Isolation sind die konträren Pole auf der Achse „**Ich-Erfahrung**“. (Ruppert 1991, 284) Die beiden auf einer Achse entstandenen Summen werden subtrahiert:

- Zeit-Erfahrung: Summe der vier Antworten zur Angst vor Wandel minus Summe der vier Antworten zur Angst vor Dauer; liegt das Ergebnis der Subtraktion über 0, dann spricht das für ein Individuum, das die „Angst vor Wandel“ überwertig lebt (zwanghaft). Liegt das Ergebnis unter null, so tendiert das Individuum zur „Angst vor Erstarrung“ (hysterisch).
- Ich-Erfahrung: Summe der vier Antworten zur „Angst vor Anpassung“ minus Summe der vier Antworten zur „Angst vor Isolation“. Auch hier gilt: Positive Ergebnisse sprechen für die „Angst vor Anpassung“ (schizoid), negative für die Angst vor Isolation (depressiv).

Allerdings ist eine Toleranzgrenze zu beachten, die zunächst bei ± 3 liegt. Innerhalb dieser Toleranzgrenze ist die Ausprägung des Typs zu gering, als dass sie gewertet wird. Rangiert nur eine der beiden Ergebnisse über dem Wert 3 bzw. unter dem Wert -3, so hat man einen „reinen Typ“ ausfindig gemacht. Liegen beide übrigbleibenden Summen über 3 oder unter -3, so wird von einem „Mischtyp“ gesprochen.

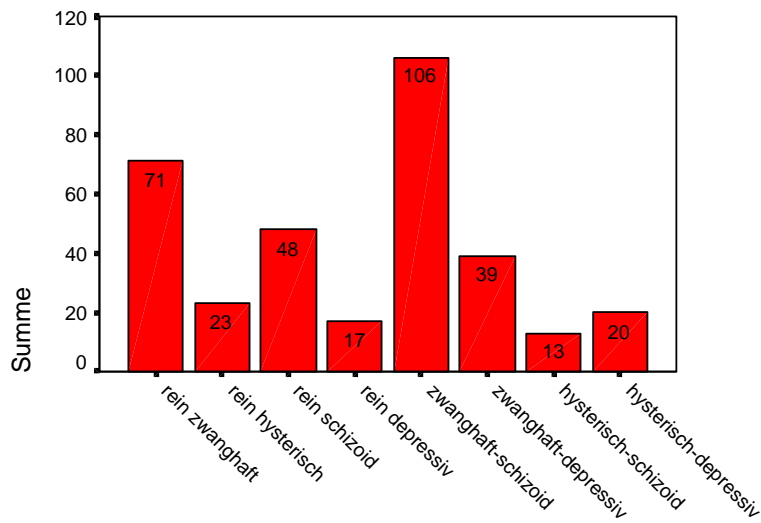
Insgesamt konnten auf diese Art und Weise 303 Spieler einem Typ zugeordnet werden. In folgender Häufigkeit sind die Persönlichkeitstypen vertreten (absolute Zahlen):



Insgesamt 150 Spieler, also knapp ein Drittel von allen, konnten nicht typisiert werden. Sie liegen entweder innerhalb der Signifikanzgrenze von ± 3 oder sie vergaßen absichtlich bzw. versehentlich ihr „Kreuzchen“ zu einem oder mehreren Statements. Eine Möglichkeit, die Anzahl der gewerteten Spieler zu erhöhen, ist es, die Toleranzgrenze zu senken. Dies bedeutet, dass nun alle Spieler in die Wertung aufgenommen werden, bei denen die Subtraktion der beiden Werte auf einer Achse nur noch kleiner als -2 oder größer als $+2$ ist. Dadurch können insgesamt 337 Spieler typisiert werden, also 34 mehr als bei der Toleranzgrenze ± 3 .

Häufigkeit der Persönlichkeitstypen

Toleranzbereich +/-2

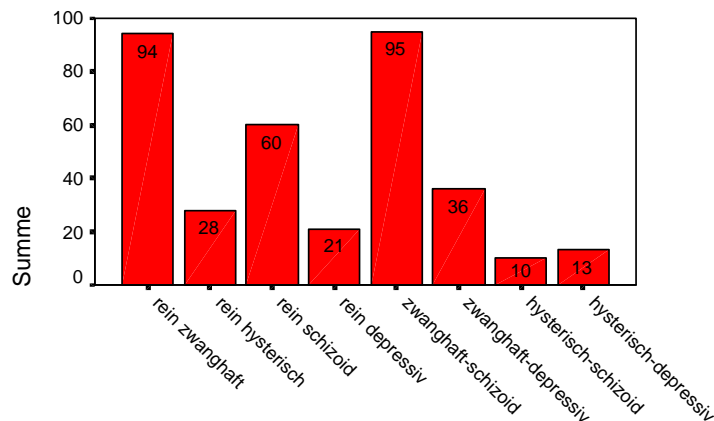


Hat ein Spieler ein Statement nicht bewertet, dann konnte bisher eine Zuordnung zu einer bestimmten Grundform der Angst nicht erfolgen. Will man die Zahl der typisierten Spieler aber erhöhen, dann besteht die Möglichkeit, diese fehlenden Werte zu ergänzen. Zu jedem Persönlichkeitstyp gibt es ja vier Statements. An die Stelle der 0 für ein nicht bewertetes Statement kann der Durchschnittswert der drei anderen Statements treten. Dann wird der Spieler in die Wertung aufgenommen. So ist es möglich, insgesamt 357 Spielern eine Grundform der Angst zuzuweisen. Fehlt mehr als eines von den vier Statements, so wurden die fehlenden Werte nicht ersetzt. Es erschien nicht ausreichend zu sein, einen Durchschnittswert nur auf der Basis von zwei Werten zu bilden.

Häufigkeit der Persönlichkeitstypen

Toleranzbereich +/-3

Fehlender Wert ersetzt, wo möglich

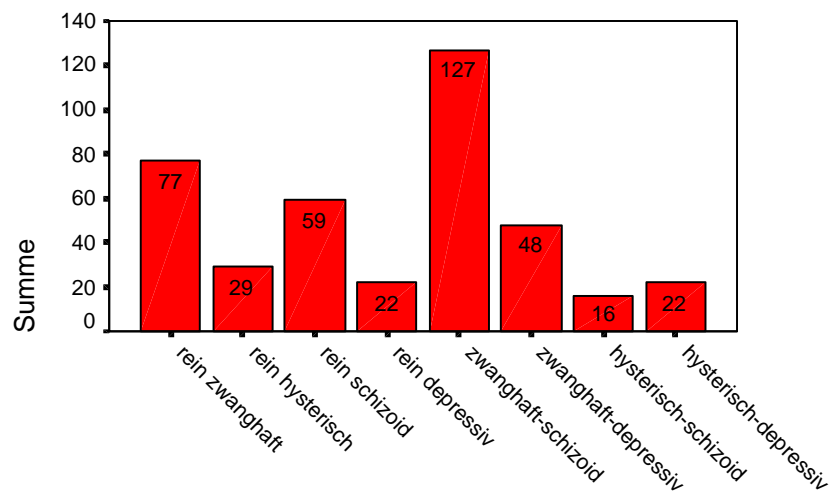


Will man noch mehr Spieler mit den Grundformen der Angst erfassen, so sind die beiden bisherigen Maßnahmen zu kombinieren. Die Toleranzgrenze wird auf +/-2 herabgesetzt und fehlende Werte werden ergänzt. So gelangen nun insgesamt 400 Spieler in die Wertung.

Häufigkeit der Persönlichkeitstypen

Toleranzbereich +/-2

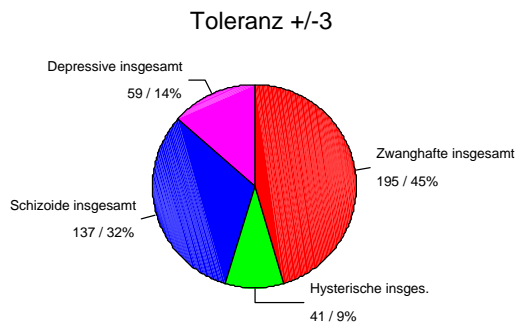
Fehlender Wert ersetzt, wo möglich



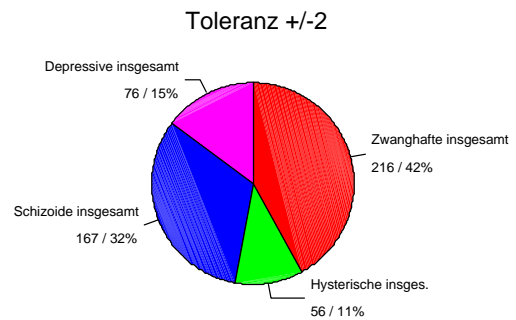
Freilich ist zu beachten, dass die Signifikanz der Aussagen darunter leidet, wenn die Messkriterien aufgeweicht werden, denn es werden auch Spieler zu einem Charaktertyp gezählt, die ihn nur in geringerer Stärke verkörpern. Auch steigt die Fehlerquote durch die Ergänzung von fehlenden Aussagen. Es ist ja keineswegs zwangsläufig so, dass sich eine Person, die sich in drei Aussagen als „zwanghaft“ erwiesen hat, dies auch in der vierten Aussage tut.

Die Aufweichung der Messkriterien zeigt sich auch in der Zunahme der Mischtypen. Will man nun herausfinden, in welchem Ausmaß die Spieler überhaupt zwanghaft, hysterisch, schizoid oder depressiv geprägt sind, so sind die Mischtypen zu den reinen Typen zu addieren. Ein Spieler mit „gemischtem“ Charakter wird dabei sowohl auf der einen als auch auf der anderen Seite addiert. Ein Zwanghaft-Schizoider zum Beispiel wird also sowohl zu den Zwanghaften als auch zu den Schizoiden gezählt. Im Ergebnis erfährt man nicht mehr, wie viele Spieler einem Typ angehören, sondern den Anteil, mit dem ein bestimmter Typ unter den Spielern vertreten ist.

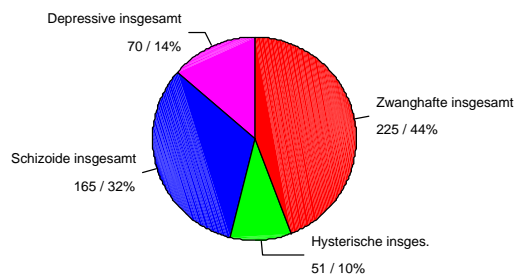
Anteile der Persönlichkeitstypen
Mischtypen zu reinen Typen addiert



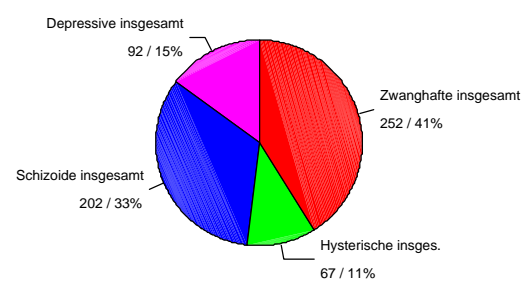
Anteile der Persönlichkeitstypen
Mischtypen zu reinen Typen addiert



Anteile der Persönlichkeitstypen
Mischtypen zu reinen Typen addiert
Toleranz +/-3; fehlende Werte ersetzt



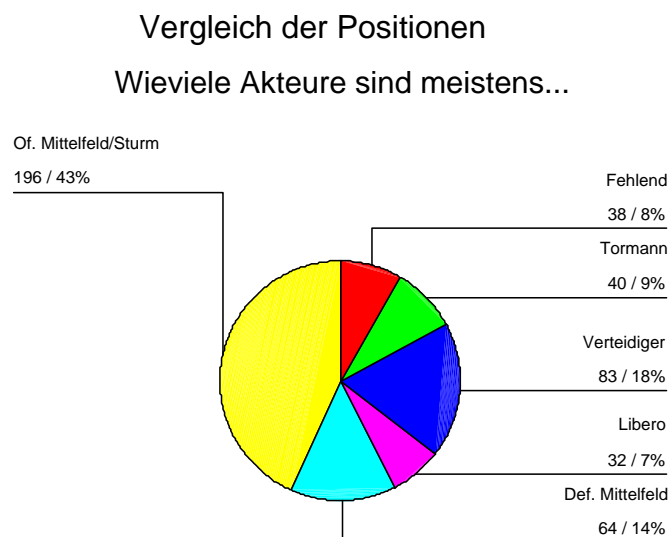
Anteile der Persönlichkeitstypen
Mischtypen zu reinen Typen addiert
Toleranz +/-2; fehlende Werte ersetzt



Egal, welches Toleranzniveau zu Grunde gelegt wird, und unabhängig davon, ob die fehlenden Werte ergänzt wurden, zeigt sich folgendes Ergebnis: Die Charaktertypen sind keineswegs zu gleichen Teilen vorhanden. Vielmehr ist der zwanghafte Typus unter den Jugendfußballern bei weitem am stärksten ausgeprägt. Am zweiter Stelle folgt der schizoide Persönlichkeitstyp. Bei rund drei Viertel aller Spieler ist die Angst vor dem Wandel und/oder vor der Anpassung signifikant ausgeprägt. In deutlich geringerem Maße finden sich hysterische Spieler. Am seltensten lässt sich die Angst vor der Isolation (depressiv) feststellen.

6.3.2 Häufigkeit der Spielpositionen

Bei der empirischen Untersuchung wurden die Jugendlichen auch nach der Spielposition befragt, die sie bisher am häufigsten inne hatten, sowie nach ihrer Lieblingsposition. Die Jugendlichen konnten unterscheiden zwischen „Torwart“, „Verteidiger“, „Libero“, „defensives Mittelfeld“ und „offensives Mittelfeld/Sturm“. Dass die genannten Positionen in unterschiedlicher Häufigkeit vorkommen, kann nicht verwundern. Schließlich hat jede Mannschaft nur Platz für einen Torwart, aber bis zu vier oder fünf Plätze im offensiven Mittelfeld/Sturm. Entsprechend gibt es in der vorliegenden Grundgesamtheit knapp fünfmal so viele Offensivkräfte als Torhüter. Die Zahl von insgesamt 40 Torhütern bei 34 Mannschaften scheint stimmig zu sein, wenn man unterstellt, dass es im höheren Leistungsbereich auch feste Ersatztorhüter gibt. Auch die Zahl von 32 Liberos macht Sinn, da wiederum im höheren Leistungsbereich auch ohne Libero und dafür mit zwei bis vier Verteidigern gespielt wird. So erklärt sich die Zahl von 83 Verteidigern (2,4 pro Mannschaft). Das defensive Mittelfeld scheint mit 64 Spielern etwas „dünn“ besetzt zu sein. Hier liegt die Vermutung nahe, dass einige Spieler die Mittelfeldposition von sich aus etwas offensiver interpretieren, als sie vom Trainer gedacht ist.

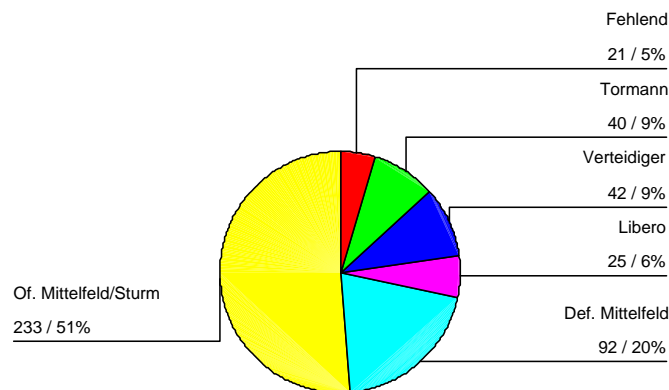


Bei den Lieblingspositionen ist ein eindeutiger Trend hin zu den offensiven Rollen hin zu erkennen. Über die Hälfte aller befragten Jugendlichen spielen am liebsten im offensiven Mittelfeld oder Sturm. Vor allem die Verteidiger-Position scheint unbeliebt zu sein. Nur 40 Spieler agieren am liebsten in der Verteidigung. Da dies deutlich weniger sind, als gebraucht

werden, liegt hier ein gehöriges Potenzial für Unzufriedenheit begründet. Auch die Libero-Position scheint nicht so begehrt zu sein. Die Jungs wollen Tore schießen, denn dafür gibt es das größte Ansehen. Die Torschützen werden die Stars, sie stehen in der Zeitung. Ein Stürmer kann 90 Minuten schlecht spielen: wenn er am Ende das Siegtor erzielt, ist er der Held. Der Abwehrspieler dagegen wird kaum Ruhm erwerben können, auch wenn er all seine Zweikämpfe gewinnt. Der Vergleich zwischen am häufigsten gespielter und liebster Position zeigt aber auch, dass die Torleute eine ganz eigene Rolle haben, die nicht so leicht mit den anderen Rollen der Mannschaft austauschbar ist. 40 Torleute spielten bisher zumeist im Tor und 40 spielen dort auch am liebsten. Hier gibt es kaum Fluktuation.

Vergleich der Positionen

Wieviele Akteure sind am liebsten...



6.3.3 Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und Spielposition

Selbstgleichheit und Kontinuität erleben die Jugendlichen im Fußball dann, wenn sie ihre Charakterprägungen einbringen können, wenn es im Fußball eine Spielposition gibt, die genau ihrer Persönlichkeit entspricht. Der Theorie zufolge, die bereits im Jahre 1999 im Rahmen einer Zulassungsarbeit an fünf Jugendmannschaften getestet wurde, fühlen sich die Zwanghaften als Torwart, die Hysterischen als Stürmer, die Schizoiden als Verteidiger und die Depressiven als defensive Mittelfeldspieler am wohlsten. Dies soll mit Hilfe der binären logistischen Regression überprüft werden. Dieses Auswertungsverfahren misst, wie gut die unabhängige Variable (bestimmter Persönlichkeitstyp) die Spieler in die dichotomen Ausprägungen der abhängigen Variablen (Torwart oder nicht; Verteidiger oder nicht; defensiver Mittelfeldspieler oder nicht; offensiver Mittelfeldspieler/Stürmer oder nicht) trennen kann. An den odd ratios ist ablesbar, wie sich die Chance, eine bestimmte Position innezuhaben verändert, wenn man zu einem bestimmten Persönlichkeitstyp gehört.

In Punkt 6.3.1 wurde deutlich, dass es acht verschiedene Möglichkeiten gibt, die unabhängige Variable Persönlichkeitstyp zu ermitteln: mit einer Toleranz von +/-3 oder +/-2, jeweils mit oder ohne Ergänzung der fehlenden Werte, und dies jeweils, indem die Mischtypen getrennt aufgeführt werden oder indem die Mischtypen zu den reinen Typen addiert werden. Auf der Seite der abhängigen Variablen haben wir zwei Arten zu unterscheiden: die häufigste Position und die Lieblingsposition. Somit sind insgesamt (8 x 2 =) 16 logistische Regressionen durchzuführen. Um die enorme Menge von Daten bewältigen zu können, sollen nur die Ergebnisse dargestellt werden, die wenigstens der Tendenz nach Signifikanz aufweisen ($p < 0,1$)

6.3.3.1 Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und häufigster Position

Wie werden die unabhängigen Variablen des Persönlichkeitstyps für die logistische Regression präpariert? Die Persönlichkeitstypen wurden zu Dummy-Variablen umgeformt, also in Zwanghafte/Nicht-Zwanghafte, Hysterische/Nicht-Hysterische etc. Die Einteilung erfolgte so, wie schon unter Punkt 6.3.1 angedeutet. Die Spieler sind

- zwanghaft (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ größer als +3 ist und die „Ich-Erfahrung“ zwischen -3 und +3 liegt;*
- hysterisch (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ kleiner als -3 ist und die „Ich-Erfahrung“ zwischen -3 und +3 liegt.
- schizoid (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ zwischen -3 und +3 liegt und die „Ich-Erfahrung“ größer als +3 ist.
- depressiv (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ zwischen -3 und +3 liegt und die „Ich-Erfahrung“ kleiner als -3 ist;
- zwanghaft/schizoid (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ größer als +3 ist und die „Ich-Erfahrung“ ebenfalls größer +3 ist.
- zwanghaft-depressiv (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ größer als +3 und die „Ich-Erfahrung“ kleiner als -3 ist.
- hysterisch-schizoid (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ kleiner als -3 und die „Ich-Erfahrung“ größer als +3 ist.
- hysterisch-depressiv (=1): wenn die Ausprägung der „Zeit-Erfahrung“ kleiner als -3 und die „Ich-Erfahrung“ ebenfalls kleiner als -3 ist.

* Dies gilt für die Toleranzgrenze +/-3. Bei der Toleranzgrenze +/-2 ist die Ziffer 3 jeweils durch die Ziffer 2 zu ersetzen.

Die Jugendlichen, die sowohl bei der „Zeit-Erfahrung“ als auch bei der „Ich-Erfahrung“ Werte zwischen -3 und +3 (bzw. -2 und + 2) aufweisen, sind nicht klassifizierbar. Sie bilden die Referenzgruppe für die logistische Regression.

Für jede der vier Toleranzstufen, in denen die Mischtypen getrennt aufgeführt werden, gibt es acht verschiedene Typen. Werden die Mischtypen zu den reinen Typen addiert, so gibt es immer noch vier Typen pro Toleranzstufe. Bedenkt man, dass vier Spielpositionen unterschieden werden und es damit auch vier abhängige Variablen gibt, dann entstehen insgesamt allein für den Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und häufigster Spielposition 192 relevante Ergebnisse. Nur elf davon sind allerdings wenigstens der Tendenz nach signifikant und werden daher in der folgenden Tabelle dargestellt. Zur Erklärung sei hinzugefügt: W-Typ bedeutet „Angst vor Wandel“, also zwanghaft; E-Typ bedeutet „Angst vor Erstarrung“, also hysterisch; A-Typ bedeutet „Angst vor Anpassung“, also schizoid; I-Typ bedeutet „Angst vor Isolation“, also depressiv. Buchstabenkombinationen bezeichnen die jeweiligen Mischtypen.

Logistische Regressionen der häufigsten Position im Fußball

Persönlichkeitstyp		Häufigste Position							
		Torwart		Verteidiger		Defensiv. Mf.		Off. Mf/Sturm	
		Sig.	Exp(B)	Sig.	Exp(B)	Sig.	Exp(B)	Sig.	Exp(B)
Tol. +/-3, Mischtypen getrennt	W-Typ	,074	4,143						
	E-A-Typ	,037	9,666						
Tol. +/-3, Mischtypen getrennt, Werte ergänzt	E-A-Typ							,070	,224
Tol. +/-2, Mischtypen addiert	W-Typ	,042	3,607					,098	,655
	E-Typ	,046	4,241					,080	,535
Tol. +/-3, Mischtypen addiert, Werte ergänzt	E-Typ			,098	1,935				
	I-Typ			,073	,453				
Tol. +/-2, Mischtypen addiert, Werte ergänzt	E-Typ							,024	,478
	I-Typ			,085	,503				

Was bedeuten die Ergebnisse im einzelnen? Ermittelt man die Persönlichkeitstypen über den Toleranzbereich +/-3 bei getrennten Mischtypen, so haben die Zwanghaften eine 4,143mal höhere Chance, Torwart zu sein als die Nicht-Klassifizierbaren. Jugendliche mit der Persönlichkeitsprägung „hysterisch-schizoid“ haben sogar eine 9,666mal größere Chance auf die Torwart-Position. Zu den Hysterisch-schizoiden lässt sich weiterhin feststellen, dass ihre Chance, im offensiven Mittelfeld oder Sturm zu spielen, um 77,6 Prozent sinkt.

Bei einer Toleranz von +/-2 und addierten Mischtypen lassen sich Aussagen über die wahrscheinlichen Spielpositionen der Zwanghaften und der Hysterischen treffen: Beide neigen zur Position des Torwarts und sind seltener im offensiven Mittelfeld/Sturm

anzutreffen: Die Chance der Zwanghaften, Torwart zu sein, ist um das 3,607fache, die der Hysterischen ist um das 4,241fache höher als bei denen ohne erkennbaren Persönlichkeitstyp. Die Chance der Zwanghaften, Stürmer zu sein, sinkt um 34,5 Prozent, die der Hysterischen um 46,5 Prozent im Vergleich zu den Nicht-Klassifizierbaren.

Bei einem Toleranzbereich von +/-3, bei addierten Mischtypen und ergänzten fehlenden Werten lässt sich über die Hysterischen und die Depressiven eine Aussage treffen. Bei den Hysterischen liegt die Chance auf die Verteidigerposition um das 1,935fache höher. Bei den Depressiven dagegen ist die Chance, meistens Verteidiger zu spielen, nur knapp halb so groß (Faktor 0,453) als bei jenen ohne ermittelbaren Persönlichkeitstyp.

Werden die Persönlichkeitstypen im Toleranzbereich +/-2 ermittelt, wobei die Mischtypen zu den reinen Typen addiert und die fehlenden Werte ergänzt wurden, so finden sich signifikante Ergebnisse für die Hysterischen und die Depressiven. Wiederum zeigt sich, dass die Hysterischen im Offensivbereich weniger zum Einsatz kommen. Ihre Chance auf die vorderen Positionen ist nur knapp halb so groß (Faktor 0,478). Und die Depressiven sind seltener unter den Abwehrrecken zu finden: Ihre Chance auf die Verteidigerposition sinkt um 49,7 Prozent.

Die Ergebnisse sollen jedoch nicht nur aufgelistet, sondern auch im Hinblick auf die gestellten Hypothesen hinterfragt werden. Dafür ist es hilfreich, die Resultate nun zusammenzuzählen: Welche Ergebnisse treten in den verschiedenen Ermittlungsmöglichkeiten des Persönlichkeitstyps öfter auf? Welche nur vereinzelt? Stimmen die Ergebnisse mit den theoretischen Vorannahmen überein? Im Sinne einer übersichtlicheren Darstellung soll nicht mehr die Stärke, sondern nur die Richtung der Chancenveränderung deutlich gemacht werden: + bedeutet, dass der betreffende Persönlichkeitstyp die Chance auf eine bestimmte Position in einem Auswertungsmodus erhöht; - bedeutet, dass der Persönlichkeitstyp die Chance verringert. Unterschieden wurde weiterhin zwischen „voll signifikant“ ($p < 0,05$) und „der Tendenz nach signifikant“ ($p < 0,1$).

Richtung der Chancenveränderung im Hinblick auf die häufigste Position

Persönlichkeitstyp	Häufigste Position							
	Torwart		Verteidiger		Defensiv. Mf.		Off. Mf/Sturm	
	Tend.	voll sig.	Tend.	voll sig.	Tend.	voll sig.	Tend.	voll sig.
W-Typ	+	+					-	
E-Typ		+	+				-	-
E-A-Typ		+					-	
I-Typ			--					

Insgesamt werden die Hypothesen zum Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und Spielposition nur in einem Fall bestätigt: Für die Zwanghaften zeigt sich die vermutete Affinität zur Torwart-Position. Die Chance der Zwanghaften, Torwart zu sein, erhöht sich in einem Auswertungsmodus voll signifikant. Dies lässt sich für keinen anderen Persönlichkeitstyp behaupten. Die anderen vermuteten Zusammenhänge zwischen den Hysterischen und den Stürmern, den Schizoiden und den Verteidigern sowie den Depressiven und den defensiven Mittelfeldspielern bestätigen sich nicht. Im Gegenteil: Bei den Hysterischen reduziert sich die Chance, Stürmer oder offensiver Mittelfeldspieler zu sein, ganz eindeutig. Für die hysterisch Geprägten wurde die Hypothese also nicht nur nicht bestätigt, sondern klar widerlegt: Sie häufen sich offenbar nicht auf den offensiven Positionen, sondern sind gerade hier seltener zu finden. Dagegen steigt die Chance der Hysterischen, die Torwart- oder Verteidigerposition einzunehmen, um ein Vielfaches an.

Für die Schizoiden lässt sich nur eine Aussage für den Mischtyp in Verbindung mit der hysterischen Ausprägung treffen. Auch hier ist die Chance auf die Torwartposition größer, die auf die Stürmerposition kleiner als bei denen ohne klassifizierbare Persönlichkeit. Die vermutete wechselseitige Affinität zwischen den Schizoiden und den Verteidigern kann weder bestätigt noch dementiert werden. Gleiches gilt für den Zusammenhang zwischen den Depressiven und den defensiven Mittelfeldspielern. Es lässt sich nur festhalten, dass sich die Chance der Depressiven auf die Position des Verteidigers vermindert.

Welche Persönlichkeit spielt welche Position am häufigsten?

Es haben sich zwar größtenteils nicht die Zusammenhänge ergeben, die erwartet worden waren. Trotzdem haben sich in einigen Fällen signifikante Chancenveränderungen nachweisen lassen. Welche Persönlichkeitstypen haben im Verhältnis zu den nicht Klassifizierbaren die größte und welche die kleinste Chance auf die Positionen? Bei der Beurteilung spielt die Häufigkeit signifikanter Ergebnisse in den einzelnen Ermittlungsarten, die Güte der Signifikanz und die Stärke der Chancenveränderung eine Rolle.

Torhüter: Hier haben die Zwanghaften bei zwei Ermittlungsarten des Persönlichkeitstyps signifikante Ergebnisse, aber nur eines davon ist voll signifikant. Die Hysterischen und die Hysterisch-Schizoiden haben je ein voll signifikantes Ergebnis. Was die Stärke der Chancenveränderung betrifft, so ist sie bei den Hysterisch-Schizoiden um das 9,7fache größer

als bei denen ohne erkennbaren Persönlichkeitstyp. Bei den Hysterischen beträgt der Faktor 4,2, bei den Zwanghaften 3,6 bzw. 4,1. Nach der Stärke der Chancenveränderung ergibt sich also folgende Reihenfolge: Die Hysterisch-Schizoiden haben die größte Chance auf die Torwartposition. Die rein Hysterischen und die rein Zwanghaften folgen an zweiter und dritter Stelle. Nach der Häufigkeit signifikanter Ergebnisse liegen dagegen die rein Zwanghaften an erster Stelle.

Verteidiger: Hier lässt sich keine Rangfolge aufstellen. Die Hysterischen weisen als einzige eine Erhöhung der Chance auf, Verteidiger zu sein. Die Chance ist um das 1,9fache größer als bei denen ohne erkennbaren Typ. Allerdings tritt das Ergebnis nur in einer der acht Ermittlungsarten des Persönlichkeitstyps auf und ist nur der Tendenz nach signifikant. Eine geringere Chance auf die Verteidigerposition haben nur die Depressiven. Sie ist nur etwa halb so groß. Dieses Ergebnis tritt zweimal auf und ist jeweils nur der Tendenz nach signifikant.

Defensives Mittelfeld: Hier haben sich keine signifikanten Chancenveränderungen ergeben.

Offensives Mittelfeld/Sturm: In *zwei* Ermittlungsarten (in einer davon voll signifikant) verringert sich bei den rein Hysterischen die Chance, im Offensivbereich am häufigsten eingesetzt zu werden. Sie ist nur rund halb so groß als bei den Nicht-Klassifizierbaren. Die Hysterisch-Schizoiden haben in *einer* Ermittlungsart eine geringere Chance auf die offensiven Positionen. Dies ist nur der Tendenz nach signifikant, aber sehr stark: Die Chance ist um 77,6% geringer als bei den Unbestimmbaren. Die Chance der rein Zwanghaften auf die offensiven Positionen ist um 34,5% geringer (nur der Tendenz nach signifikant). Die Chancenverringeringung ist also bei den Hysterisch-Schizoiden am stärksten. Allerdings besteht hier die Gefahr, dass das Ergebnis zufällig zustande gekommen ist. Diese Gefahr besteht bei den rein Hysterischen (zumindest in einer Ermittlungsart) nicht.

Zusammenfassend lässt sich folgende Reihenfolge festhalten, welche Persönlichkeitstypen die größten bzw. die geringsten Chancen auf bestimmte Spielpositionen haben:

Hitliste der Typen mit den größten und den geringsten Chancen auf bestimmte Positionen

Chancenveränderung	Häufigste Position					
	Torwart		Verteidiger	Defensiv. Vf.	Off. Vf/Sturm	
	Nach Häufigkeit signifik. Ergebnisse	Nach Stärke der Chancenveränderung			Nach Häufigkeit signifik. Ergebnisse	Nach Stärke der Chancenveränderung
Erhöhung	1. W-Typ 2. E-Typ 2. E-A-Typ	1. E-A-Typ 2. E-Typ 3. W-Typ	E-Typ			
Ver-ringerung			I-Typ		1. E-Typ 2. W-Typ 2. E-A-Typ	1. E-A-Typ 2. E-Typ 3. W-Typ

6.3.3.2 Zusammenhang zwischen Persönlichkeitstyp und Lieblingsposition

Für die Position, die ein Spieler auf dem Fußballfeld einnimmt, ist der Trainer verantwortlich. Er stellt die Mannschaft auf und berücksichtigt dabei die Wünsche und Neigungen der Spieler nur teilweise oder gar nicht. So könnte es sein, dass der Zusammenhang zwischen Persönlichkeit und Spielposition nicht an der Variable „häufigste Position“ messbar ist, weil der Trainer diesen Zusammenhang verkennt. Hilfreicher mag es daher erscheinen, den Zusammenhang an der Variablen „Lieblingsposition“ zu messen. Ein erstes Anzeichen für die größere Aussagekraft ist die Tatsache, dass hier immerhin 38 von den 192 möglichen Zusammenhängen zumindest der Tendenz nach ($p < 0,1$) signifikant sind. Wiederum werden nur die signifikanten Ergebnisse dargestellt. Zur Erklärung der Tabelle sei nochmals hinzugefügt: Die Zwanghaften werden als „W-Typ“ bezeichnet („Angst vor Wandel“), die Hysterischen als „E-Typ“ („Angst vor Erstarrung“), die Schizoiden als „A-Typ“ („Angst vor Anpassung“), und die Depressiven als „I-Typ“ („Angst vor Isolation“). Buchstabenkombinationen bezeichnen die jeweiligen Mischtypen.

Logistische Regressionen der Lieblingsposition im Fußball

Persönlichkeitstyp		Lieblingsposition							
		Torwart		Verteidiger		Defensiv. Mf.		Off. Mf/Sturm	
		Sig.	Exp(B)	Sig.	Exp(B)	Sig.	Exp(B)	Sig.	Exp(B)
Tol. +/-3, Mischtypen getrennt	E-A-Typ	,058	6,763	,043	5,625	,040	,200	,071	,214
	E-I-Typ								
	W-I-Typ								
	W-Typ								
	WA-Typ								
Tol. +/-2, Mischtypen getrennt	E-I-Typ	,078	7,733			,080	,274		
	WI-Typ								
	EA-Typ								
	W-Typ								
Tol. +/-3, Mischtypen getrennt, Werte ergänzt	E-A-Typ	,015	8,024	,049	4,933			,027	,161
	E-I-Typ								
	W-I-Typ								
	W-Typ								
Tol. +/-2, Mischtypen getrennt, Werte ergänzt	W-I-Typ					,029	,212		
	E-A-Typ								
Tol. +/-3, Mischtypen addiert	W-Typ					,079	1,651	,013	,556
	I-Typ								
Tol. +/-2, Mischtypen addiert	E-Typ	,088	2,837			,003	,260	,014	,413
	I-Typ								
	W-Typ								
Tol. +/-3, Mischtypen addiert, Werte ergänzt	W-Typ					,050	1,706	,037	,637
	I-Typ								
	E-Typ								
Tol. +/-2, Mischtypen addiert, Werte ergänzt	E-Typ					,056	2,129	,008	,426
	I-Typ								

Um diese Masse von Daten besser interpretieren zu können, werden die Ergebnisse der verschiedenen Ermittlungsarten des Persönlichkeitstyps zusammen dargestellt. Wenn sich die Chance auf eine bestimmte Lieblingsposition bei einem Persönlichkeitstyp erhöht, wird dies mit einem + kenntlich gemacht. Verringert sich die Chance, so wird dies durch ein – dargestellt. Die Chance erhöht sich bei einem odd ratio, das größer als eins ist. Sie verringert sich bei einem odd ratio von kleiner als eins. Wiederum werden nur die 38 signifikanten Ergebnisse dargestellt (durch die 38 Plus- oder Minuszeichen). Wenn also zum Beispiel in einer Zelle drei Minuszeichen stehen, so bedeutet dies: In drei der acht möglichen Ermittlungsmöglichkeiten des Persönlichkeitstyps verringerte sich die Chance des betreffenden Typs auf die entsprechende Lieblingsposition. Dabei wird jeweils noch unterschieden zwischen „voll signifikant“ ($p < 0,05$) und der Tendenz nach signifikant ($p < 0,1$)

Richtung der Chancenveränderung im Hinblick auf die Lieblingsposition

Persönlichkeitstyp	Lieblingsposition							
	Torwart		Verteidiger		Defensiv. Mf.		Off. Mf/Sturm	
	Tend.	voll sig.	Tend.	voll sig.	Tend.	voll sig.	Tend.	voll sig.
W-Typ					++		-	-----
W-A-Typ							-	
W-I-Typ					-	---		
E-Typ	+				+			---
E-A-Typ	+	+			++		--	--
E-I-Typ	+			++			-	
A-Typ								
I-Typ						----	+	+++

Zunächst fällt eines auf: Zwischen den verschiedenen Ermittlungsmöglichkeiten des Persönlichkeitstyps gibt es keine Widersprüche. Bei keinem Persönlichkeitstyp finden sich für die gleiche Position Plus- und Minuszeichen. Dies zeigt, dass sich je nach Strenge der Ermittlungskriterien zwar die Signifikanz des Chancenverhältnisses ändert – niemals aber die Richtung.

Anhand der Tabelle werden die Konsequenzen für die getroffenen Hypothesen unmittelbar ersichtlich. Zwischen Zwanghaften (W-Typ) und Torwart, zwischen Hysterischen (E-Typ) und offensivem Mittelfeld/Sturm, zwischen Schizoiden (A-Typ) und Verteidigung sowie zwischen Depressiven (I-Typ) und defensivem Mittelfeld findet sich nirgends ein Pluszeichen. Dies bedeutet, dass keiner der angenommenen Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitstyp und Lieblingsposition zutrifft. Im Gegenteil: Bei zwei der als positiv vermuteten Zusammenhänge finden sich mehrere Minuszeichen. So ist die Chance, dass die Hysterischen am liebsten vorne spielen, in drei Ermittlungsarten geringer als bei den Nicht-Klassifizierbaren. Die Chance, dass die Depressiven sich als Arbeitsbienen im defensiven Mittelfeld verdient machen wollen, ist sogar in vier Ermittlungsarten geringer. Ein Blick auf die Mischtypen bestätigt diese Ergebnisse. So weisen die Hysterisch-Schizoiden im Bereich der offensiven Positionen ebenfalls Minuszeichen auf, genauso wie die Zwanghaft-Depressiven im Bereich des defensiven Mittelfeldes. So kann festgehalten werden, dass sich die Depressiven weniger gern als andere im defensiven Mittelfeld aufhalten, während die Hysterischen sich im Sturm nicht wohl fühlen.

Welche Persönlichkeit neigt zu welcher Lieblingsposition?

Die vermuteten Zusammenhänge zwischen Persönlichkeit und Lieblingsposition wurden also entweder nicht bestätigt oder sogar widerlegt. Dennoch hat sich gezeigt, dass bestimmte

Typen zu bestimmten Positionen eher neigen als andere. Welche Trends lassen sich hier feststellen? Bei der Interpretation spielt die Zahl der signifikanten Ergebnisse (d.h. die Zahl Plus- und Minuszeichen), die Signifikanz (voll oder nur der Tendenz nach) und die Stärke der Chancenverringernng oder –erhöhung eine Rolle.

Torhüter: Nur bei den rein Hysterischen und den dazugehörigen Mischtypen hysterisch-schizoid und hysterisch-depressiv findet sich eine größere Chance zur Lieblingsposition Torwart. Bei den Hysterisch-Schizoiden ist die größere Chance auf die Torwartposition am häufigsten (bei zwei Ermittlungsmöglichkeiten des Persönlichkeitstyps), am signifikantesten und am stärksten. ($\text{Exp}(B) = 8,024$ bzw. $6,763$) Bei den rein Hysterischen ist diese Chancenerhöhung am geringsten, sie erhöht sich nur um den Faktor 2,837.

Verteidiger: Eine signifikante Erhöhung der Chance, am liebsten Verteidiger zu sein, weisen nur die hysterisch-depressiven Spieler auf. Diese Chance ist 4,933 bzw. 5,625mal größer als bei den Spielern ohne ermittelbaren Persönlichkeitstyp. Signifikanz ist in beiden Fällen voll gegeben.

Defensives Mittelfeld: Die rein Zwanghaften und die Hysterisch-Schizoiden haben bei je zwei Ermittlungsarten des Persönlichkeitstyps eine *größere Chance*, am liebsten im defensiven Mittelfeld zu agieren. Die rein Hysterischen haben diese größere Chance nur in einer Auswertungsart. Alle Ergebnisse sind nur der Tendenz nach signifikant. Am stärksten vergrößern sich die Chancen bei den Hysterisch-Schizoiden, und zwar um das 3,111 bzw. 3,833fache. Bei den rein Hysterischen erhöhen sich die Chancen um das 2,129fache, bei den rein Zwanghaften um das 1,706fache. Insgesamt besteht also bei den Hysterisch-Schizoiden die größte Neigung zum defensiven Mittelfeld. Je nach dem, ob die Häufigkeit signifikanter Ergebnisse oder die Stärke der Chancenveränderung als wichtiger angesehen werden, folgen die rein Zwanghaften oder die rein Hysterischen an zweiter Stelle.

Bei den Persönlichkeitstypen mit besonderer Abneigung gegenüber dem defensiven Mittelfeld ragen die Depressiven und die Zwanghaft-Depressiven heraus. Beide haben bei vier Ermittlungsarten eine *geringere Chance*, im defensiven Mittelfeld zu spielen. Bis auf eine bei den Zwanghaft-Depressiven sind sie alle voll signifikant. Was die Stärke der Chancenverringernng betrifft, so liegt sie bei den Zwanghaft-Depressiven zwischen 72,6 und 80 Prozent höher als bei den nicht Klassifizierbaren. Bei den rein Depressiven liegt die

Chancenverringern zwischen 74,0 und 83,6 Prozent. Entsprechend haben die rein Depressiven die größte Abneigung gegenüber dem defensiven Mittelfeld. Bei den Zwanghaft-Depressiven ist die Abneigung aber nicht viel geringer.

Offensives Mittelfeld/Sturm: Nur die Depressiven scheinen die offensiven Positionen zu mögen. Außer ihnen weist kein anderer Typ erhöhte Chancen auf die Positionen auf, wo die meisten Tore geschossen werden. Die Depressiven haben aber gleich in vier Auswertungsvarianten eine größere Chance auf diese Positionen. Dreimal besteht volle Signifikanz. Die Chance der Depressiven auf eine Lieblingsposition im Offensivbereich ist zwischen 1,823 und 1,883mal höher als die der Nicht-Klassifizierbaren.

Unter jenen, die nicht am liebsten im offensiven Mittelfeld oder Sturm spielen, gibt es eine ganze Reihe von Persönlichkeitstypen: Betrachtet man die Zahl der signifikanten Ergebnisse, so liegen die rein Zwanghaften mit 6 vorne (davon fünf voll signifikant), gefolgt von den Hysterisch-Schizoiden (4; davon zwei voll signifikant), den rein Hysterischen (3, alle signifikant) sowie den Zwanghaft-Schizoiden und den Hysterisch-Depressiven mit einem, jeweils nur der Tendenz nach signifikantem Ergebnis. Nach der Stärke der Chancenverringern ergibt sich allerdings eine andere Reihenfolge: Die stärkste Verringerung weisen die Hysterisch-Schizoiden auf (gerundeter Faktor: 0,2), gefolgt von den Hysterisch-Depressiven (gerundeter Faktor: 0,3) und den rein Hysterischen (gerundeter Faktor: 0,4). Die Zwanghaft-Schizoiden (gerundeter Faktor 0,5) und die Zwanghaften (gerundeter Faktor 0,5 bis 0,6) belegen hier die letzten Plätze. Die Reihenfolge ist hier also kriterienabhängig: die stärkste Abneigung gegenüber den offensiven Positionen haben die Hysterisch-Schizoiden, die Hysterisch-Depressiven und die rein Hysterischen. Die „zuverlässigste“ Abneigung findet sich bei den Zwanghaften.

Zusammenfassend lässt sich folgende Reihenfolge aufstellen, welche Persönlichkeitstypen die stärkste Neigung zu bestimmten Positionen haben und welche sie am wenigsten als Lieblingsposition wählen:

„Hitliste“ der Typen mit den größten und den geringsten Chancen auf bestimmte Lieblingspositionen

Chancenveränderung	Lieblingsposition					
	Torwart	Verteidiger	Defensiv. Mf.		Off. Mf/Sturm	
			Nach Häufigkeit signifik. Ergebnisse	Nach Stärke der Chancenveränderung	Nach Häufigkeit signifik. Ergebnisse	Nach Stärke der Chancenveränderung
Erhöhung	1. E-A-Typ 2. E-I-Typ 3. E-Typ	E-I-Typ	1. E-A-Typ 1. W-Typ 3. E-Typ	1. E-A-Typ 2. E-Typ 3. W-Typ	I-Typ	
Ver-ringerung			1. I-Typ 2. W-I-Typ		1. W-Typ 2. E-A-Typ 3. E-Typ 4. W-A-Typ 5. E-I-Typ	1. E-A-Typ 2. E-I-Typ 3. E-Typ 4. W-A-Typ 5. W-Typ

Gesamtbewertung

Insgesamt haben sich die Hypothesen praktisch nicht bestätigt. Einzig die Chance der Zwanghaften auf die Torwartposition als häufigste Position hat sich der Vorannahme gemäß erhöht. Alle anderen Hypothesen wurden entweder nicht bestätigt oder – wie im Falle des vermuteten Zusammenhangs zwischen Depressiven und dem defensiven Mittelfeld sowie zwischen Hysterischen und Stürmern – klar widerlegt. Was bedeutet das für die hier zur Debatte stehende Funktion des Fußballs, bei der Identitätsentwicklung zu helfen?

Ein möglicher Beitrag des Fußballs zum Aufbau von Selbstgleichheit und Kontinuität kann jedenfalls nicht durch die vermuteten Zusammenhänge zwischen Persönlichkeitstyp und Spielposition hergeleitet werden. Die Spieler nehmen meist Positionen ein, die von ihrem Anforderungsprofil her nicht mit ihren außersportlichen Prägungen und Anlagen übereinstimmen. Selbstkritisch muss hier in Frage gestellt werden, ob der Katalog von nur 16 Statements dazu geeignet war, wirklich einen „Persönlichkeitstyp“ zu ermitteln. Nachfolgende Arbeiten sollten den Persönlichkeitstyp vielleicht besser durch eines der gebräuchlichen Inventare (z.B. das Freiburger Persönlichkeitsinventar) messen. Dies hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt.

Zwar steigt bei bestimmten Persönlichkeitstypen die relative Chance auf eine bestimmte Position an. Mit Ausnahme der Schizoiden lässt sich für alle ein Trend zu einer Position ausmachen: Depressive neigen zur Stürmerposition, verabscheuen aber scheinbar das defensive Mittelfeld. Bei den Zwanghaften ist es genau umgekehrt: Sie lieben das defensive

Mittelfeld, wollen sich aber selten im Offensivbereich Verantwortung tragen. Die Hysterischen sind ebenfalls „Sturmmuffel“, dafür neigen sie überdurchschnittlich zu allen anderen Positionen. Dass sie dabei gerade auch die Rolle des Helden im Tor anstreben, erscheint durchaus nachvollziehbar.

Dennoch ist festzuhalten, dass die Persönlichkeitseigenschaft sehr wenig von der Variablen „Spielposition“ erklären kann. Im günstigsten Fall lässt sich die Spielposition nur zu 9 Prozent durch die Variable Persönlichkeitstyp vorhersagen. Dies trifft für die „Lieblingsposition“ zu, wenn der Persönlichkeitstyp durch ein Toleranzniveau von +/-2 bei Trennung der Mischtypen und Ergänzung der fehlenden Werte ermittelt wird (Nagelkerkes R-Quadrat = 0,090; vgl. Übersichtstabelle unten). Bei allen anderen Ermittlungsarten des Persönlichkeitstyps ist die Erklärungskraft in Bezug auf die häufigste oder die Lieblingsposition noch geringer. Es ist also festzuhalten: Der hier ermittelte Persönlichkeitstyp spielt für die normalerweise zugewiesene Spielposition oder für die Wahl der Lieblingsposition eine verschwindend geringe Rolle.

Die körperlichen Voraussetzungen, das sportliche Talent des Spielers, scheint dagegen eine weit größere Bedeutung zu haben. Die Spieler sollten in dem Fragebogen ihre eigenen Stärken und Schwächen im Fußball einschätzen. (Frage 41a) Zu Gunsten einer besseren Anschaulichkeit wurden die Angaben in vier Stärken umkodiert (sehr/eher schwach, eher/sehr stark). Zum einen zeigte sich im Bereich „Ballbehandlung und Technik“ ein signifikantes Ergebnis: Je besser die Spieler mit dem Ball umgehen können, umso „offensiver“ werden sie meistens eingesetzt. ($p < 0,001$) Dies entspricht auch der Alltagserfahrung im Sport, wonach die Defensivspieler hauptsächlich das Spiel des Gegners zerstören und dabei keine Kunstfertigkeit am Ball brauchen. Zum anderen ist die „Reaktionsfähigkeit“ besonders bei den Tormännern ausgeprägt, was ebenfalls nicht verwundert. Beide Ergebnisse stellen eine Erklärung dafür dar, dass sich das Typenkonzept nur schwer auf die Spielpositionen beziehen lässt. Reaktionsfähigkeit und Technik sind spezifische Fähigkeiten, die für die Positionen notwendig sind.

Häufigste Position: Tormann * Selbstbeurteilung: Reaktionsfähigkeit

		Selbstbeurteilung: Reaktionsfähigkeit				Gesamt
		sehr schwach	eher schwach	eher stark	sehr stark	
Häufigste Position:	andere Position	14	35	155	158	362
	Tormann	1	0	5	32	38
Gesamt		15	35	160	190	400

Häufigste Position im Fußball * Selbstbeurteilung: Ballbehandlung und Technik

		Selbstbeurteilung: Ballbehandlung und Technik				Gesamt
		sehr schwach	eher schwach	eher stark	sehr stark	
Häufigste Position im Fußball	Tormann	5	11	18	4	38
	Verteidiger	4	33	32	9	78
	Libero	1	3	10	16	30
	Defensives Mittelfeld	2	6	39	15	62
	Offensives Mittelfeld oder Stürmer	2	17	53	118	190
Gesamt		14	70	152	162	398

Die anderen gemessenen Fähigkeiten förderten keine signifikanten Einflüsse zu Tage. Zweikampfstärke und Einsatz hatte ich besonders bei den Verteidigern und defensiven Mittelfeldspielern vermutet, was sich aber nicht belegen lässt. Diese Eigenschaften sind wohl auf allen Positionen im Fußball wichtig. Sicherlich spielt aber auch die Körpergröße eine Rolle für die Positionszuteilung, und zwar bei den Torleuten. Diese sind im Durchschnitt drei Zentimeter größer als der Mittelwert ihrer Mannschaftskameraden. Sie stellen die größte Spielergruppe dar.

Größe der Befragten in Zentimeter

	Mittelwert (in cm)	N	Standardabweichung
Tormann	181,13	40	5,962
Verteidiger	178,64	42	6,032
Libero	178,96	24	5,575
Defensives Mittelfeld	179,25	91	5,881
Offensives Mittelfeld oder Stürmer	177,59	228	7,075
Insgesamt	178,46	425	6,621

Man könnte den Versuch unternehmen, die körperlichen Einflussfaktoren zu kontrollieren. Ansatzweise geschah dies für den Bereich „Ballbehandlung und Technik“. Wenn man nur die Spieler mit eher oder sehr guter Technik heranzieht: Haben dann z.B. die Hysterischen eine besondere Affinität zu den offensiven Positionen, wie es in der Theorie vermutet worden war? Auch diese Frage muss vereint werden. Sowohl bei den Hysterischen (43 von 95) als auch bei den Zwanghaften (8 von 19) gibt knapp die Hälfte der guten Techniker an, am liebsten im Sturm zu spielen. Selbst unter Kontrolle der intervenierenden Variablen „Ballbehandlung“ haben die Hysterischen also kein prozentuales Übergewicht im Sturm.

Ob der Fußball trotz der großen Bedeutung körperlicher Eigenschaften für die Positionszuweisung dennoch Selbstgleichheit und Kontinuität fördern kann, muss an dieser

Stelle offen bleiben. Es müsste ein Instrumentarium entwickelt werden, diese Selbstgleichheit und Kontinuität zu messen. Das Instrumentarium müsste Fußballern und Nichtfußballern vorgelegt werden. Unter Kontrolle externer Einflussfaktoren könnte dann ein möglicher Effekt festgestellt werden. Dies konnte in dieser Arbeit nicht geschehen.

Das Erleben von Diskontinuität zwischen emotionaler Prägung und der Spielposition führt jedenfalls zu kaum nachweisbaren Effekten auf die relevanten Teilbereiche der Identität. Die Spieler mit einer Position, die der Theorie nach nicht ihrem Persönlichkeitstyp entspricht, haben keine negativeren Ergebnisse in den Bereichen Stress-Symptome und Drogenkonsum als die anderen Spieler. Knapp die Hälfte der Spieler, deren Position der Prägung nicht entspricht, klagt über manchmal bzw. häufig auftretende, psychosomatische Beschwerden. (164 von 334) Bei den anderen Spielern sind es 56 von 119, also ebenfalls knapp die Hälfte. Ähnlich ist das Verhältnis beim Konsum gesundheitsschädlicher Genussmittel. Einzig in den Bereichen Selbstbild und Aggressivität fallen die Werte bei jenen Spielern mit „typfremder“ Position etwas schlechter aus als bei den Spielern, deren Position der Prägung entspricht. Allerdings sind die Unterschiede und die Fallzahlen zu gering, um Effekte nachweisen zu können. (vgl. Tabelle unten).

		Diskontinuität zwischen emotionaler Prägung und häufigst gespielter Position		Gesamt
		Spieler, deren Position der Prägung entspricht	Spieler, deren Position der Prägung nicht entspricht	
Selbstbild	labil/negativ	42	138	180
	stabil/positiv	76	196	272
Gesamt		118	334	452

		Diskontinuität zwischen emotionaler Prägung und häufigst gespielter Position		Gesamt
		Spieler, deren Position der Prägung entspricht	Spieler, deren Position der Prägung nicht entspricht	
Aggressivität	schwächer aggressiv	54	154	208
	stärker aggressiv	64	179	243
Gesamt		118	333	451

Übersichtstabelle zur Erklärungskraft der Variable Persönlichkeitstyp im Hinblick auf die Spielposition

Persönlichkeitstyp		Häufigste Position				Lieblingsposition			
		Torwart	Verteidiger	Def. Vf.	Off. Vf./ Sturm	Torwart	Verteidiger	Def. Vf.	Off. Vf./ Sturm
Tol. +/-3, Mischtypen getrennt	Konstante Exp (B)	,034***	,250***	,176***	1,069	,049***	,067***	,333***	1,560 ⁺
	-2-Log-Likelihood	205,8	342,5	306,1	466,0	209,3	224,0	363,6	472,9
	Nagelkerkes R ²	,044	,023	,014	,034	,036	,053	,085	,071
	N	344	344	344	344	356	356	356	356
Tol. +/-2, Mischtypen getrennt	Konstante Exp(B)	,000 ⁺	,273**	,167**	,867 ⁺	,034**	,034**	,304**	1,727
	-2-Log-Likelihood	202,9	342,5	306,3	465,7	209,2	224,2	363,4	474,6
	Nagelkerkes R ²	,063	,023	,013	,035	,037	,052	,086	,065
	N	344	344	344	344	356	356	356	356
Tol. +/-3, Mischtypen getrennt, Werte ergänzt	Konstante Exp (B)	,059***	,220***	,161***	1,118	,053***	,068***	,295***	1,548 ⁺
	-2-Log-Likelihood	,023	391,2	347,3	548,9	251,6	255,7	415,1	560,2
	Nagelkerkes R ²	,023	,032	,010	,033	,043	,045	,080	,066
	N	404	404	404	404	422	422	422	422
Tol. +/-2, Mischtypen getrennt, Werte ergänzt	Konstante Exp (B)	,029**	,250**	,167***	,944 ⁺	,057***	,057***	,321**	1,467 ⁺
	-2-Log-Likelihood	251,7	392,9	345,9	548,0	255,4	256,2	412,2	560,6
	Nagelkerkes R ²	,025	,025	,016	,036	,024	,042	,090	,065
	N	404	404	404	404	422	422	422	422
Tol. +/-3, Mischtypen addiert	Konstante Exp (B)	,058***	,243***	,163	1,061 ⁺	,072***	,078***	,288***	1,549*
	-2-Log-Likelihood	209,5	344,9	306,9	471,5	212,5	231,6	368,5	481,5
	Nagelkerkes R ²	,022	,012	,010	,013	,017	,009	,065	,040
	N	344	344	344	344	356	356	356	356
Tol. +/-2, Mischtypen addiert	Konstante Exp (B)	,024***	,278***	,170***	1,100 ⁺	,041***	,104***	,259***	1,698**
	-2-Log-Likelihood	204,6	344,5	307,7	469,1	209,5	232,6	370,0	480,0
	Nagelkerkes R ²	,051	,014	,006	,023	,035	,004	,060	,046
	N	344	344	344	344	356	356	356	356
Tol. +/-3, Mischtypen addiert, Werte ergänzt	Konstante Exp (B)	,085***	,222***	,151***	1,107 ⁺	,080***	,078***	,257***	1,530**
	-2-Log-Likelihood	255,6	393,2	347,7	553,7	257,9	263,2	417,7	569,9
	Nagelkerkes R ²	,005	,024	,009	,018	,011	,007	,071	,036
	N	404	404	404	404	422	422	422	422
Tol. +/-2, Mischtypen addiert, Werte ergänzt	Konstante Exp (B)	,054***	,251***	,161***	1,121 ⁺	,064***	,101***	,244***	1,521 ⁺
	-2-Log-Likelihood	252,7	394,1	347,6	551,3	256,5	263,3	418,9	569,0
	Nagelkerkes R ²	,020	,020	,009	,025	,018	,007	,066	,039
	N	404	404	404	404	422	422	422	422

*** p < 0,001

+ p < 0,1

** p < 0,01

* p < 0,05

6.4. Aggressivität der Jugendfußballer

6.4.1 Univariate Befunde

Die bisherigen Ausführungen zur Handlungskompetenz, zum Selbstbild und zur Selbstgleichheit haben gezeigt, dass der Fußball unter bestimmten Umständen tatsächlich einen Beitrag zu Identitätsaufbau leisten kann. Daneben kann der Fußball aber der Entwicklung von Identität auch im Wege stehen, und zwar dann, wenn er aggressives Verhalten toleriert oder gar fördert.

Zunächst ist festzuhalten, dass der Fußball ein gehöriges Konfliktpotential für die Jugendlichen bietet. Dies tritt offen zu Tage, wenn man sie danach fragt, wie oft sie sich auf dem Fußballplatz über gewisse Personen ärgern.

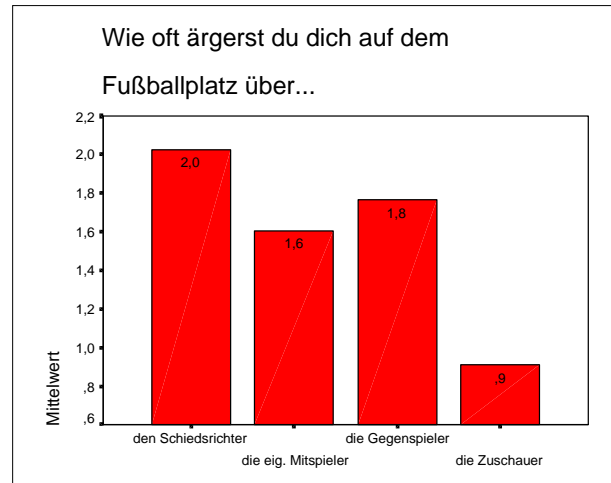
Wie oft ärgerst Du Dich auf dem Fußballplatz über... *

	praktisch nie (%)	seltener (%)	jedes 2. Spiel (%)	fast jedes Spiel (%)
den Schiedsrichter	4,3	28,6	27,9	39,2
die eigenen Mitspieler	8,6	43,3	26,6	21,4
die Gegenspieler	10,9	31,8	27,3	30,0
die Zuschauer	39,3	39,3	12,3	9,1

Im Mittelpunkt des Ärgers auf dem Fußballplatz steht der Schiedsrichter. Gut zwei Drittel aller Spieler ärgern sich mindestens jedes zweite Spiel über ihn und seine Entscheidungen. Nur für einen verschwindend geringen Anteil von 4,3% ist der Schiedsrichter niemals ein Grund zur Aufregung. An zweiter Stelle unter den Personen, die Anlass zum Ärger bieten, stehen die Gegenspieler. Mehr als jeder zweite befragte Jugendliche gibt an, mindestens jedes zweite Spiel über den Gegenspieler wütend zu sein. Aber auch an den Mitspielern nimmt man nicht selten Anstoß: Immerhin regt sich knapp die Hälfte der Befragten (48%) jedes oder jedes zweite Spiel über die eigenen Mannschaftskameraden auf. Die Zuschauer dagegen bieten wesentlich seltener Grund zur Aufregung. Knapp 80% der Befragten ärgern sich nie oder seltener als jedes zweite Spiel über das Publikum. Dies mag daran liegen, dass gerade im Jugendbereich zumeist sehr wenige Zuschauer anwesend sind. Und die Anwesenden sind in der Regel Verwandte und Freunde der Spieler.

* Die Prozentsätze sind „gültige Prozente“, d.h. Spieler, die keine Angabe gemacht haben, wurden dabei nicht berücksichtigt. Im Fall der Schiedsrichter waren dies 12 Spieler (2,6%), im Fall der Mitspieler 10 (2,2%), im Fall der Gegenspieler und der Zuschauer jeweils 13 (2,9%).

Blickt man auf die Mittelwerte, so ergibt sich dieselbe „Rangliste der nervenden Personen“. Die Ausprägung „fast jedes Spiel“ war kodiert durch die Ziffer 3, „jedes 2. Spiel“ durch die Ziffer 2, „seltener“ durch die Ziffer 1 und „praktisch nie“ durch die Ziffer 0. Wenn der Mittelwert der Variable „Häufigkeit des Ärgers über den Schiedsrichter“ den Wert 2,0 ergibt, so bedeutet dies, dass sich alle Spieler im Durchschnitt jedes 2. Spiel über den Schiedsrichter ärgern. Der Zorn über die Gegenspieler und die Mitspieler ist etwas seltener, beide liegen aber immer noch im Rundungsbereich des Wertes 2, also „jedes 2. Spiel“. Die Wut über die Zuschauer ist dagegen wesentlich seltener vorhanden.



Der Fußball bietet den Jugendlichen also reichlich Anlass, um sich zu ärgern. Er stellt die Kompetenz zur Problembewältigung auf eine harte Probe. Im Hinblick auf eventuell aggressives Verhalten rückt jedoch die Frage in den Mittelpunkt, ob und wie oft die Spieler ihrem Ärger auch „Luft“ verschaffen – obwohl sie genau wissen, dass sie das auf dem Platz nicht dürfen und dass sie mit negativen Sanktionen durch den Trainer oder den Schiedsrichter zur rechnen haben.

Wie oft drückst Du den Ärger auch aus gegenüber... *

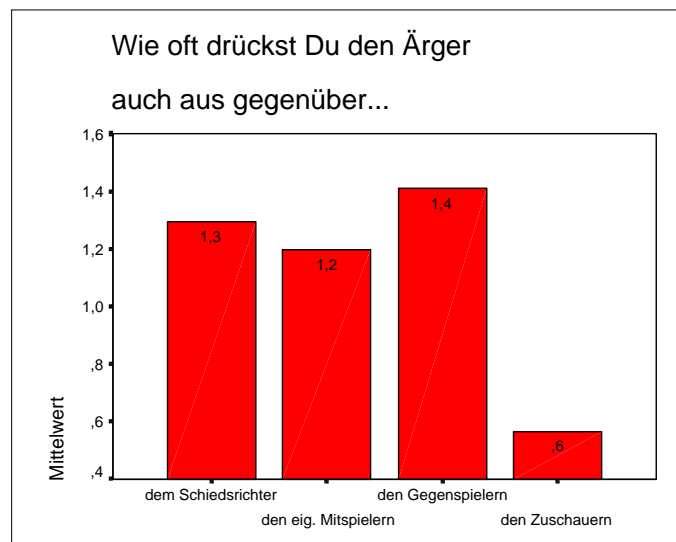
	praktisch nie (%)	seltener (%)	jedes 2. Spiel(%)	fast jedes Spiel (%)
dem Schiedsrichter	24,0	40,0	18,7	17,4
den eigenen Mitspielern	23,2	45,5	18,9	12,5
den Gegenspielern	19,9	39,7	19,0	21,4
den Zuschauern	58,4	30,4	6,6	4,6

Hier dreht sich die Reihenfolge auf den ersten zwei Plätzen im Vergleich zur vorherigen Frage. Obwohl die Schiedsrichter am häufigsten Anlass zum Ärgernis geben, sind es die Gegenspieler, die den Ärger am häufigsten zu spüren bekommen. Über 40% der Befragten drücken mindestens jedes zweite Spiel ihren Ärger gegenüber dem Gegenspieler auch aus.

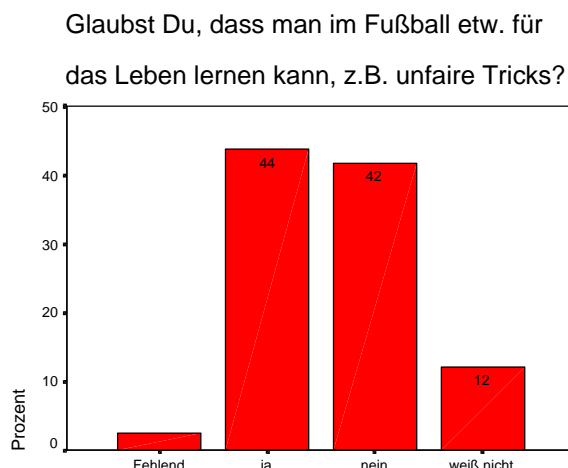
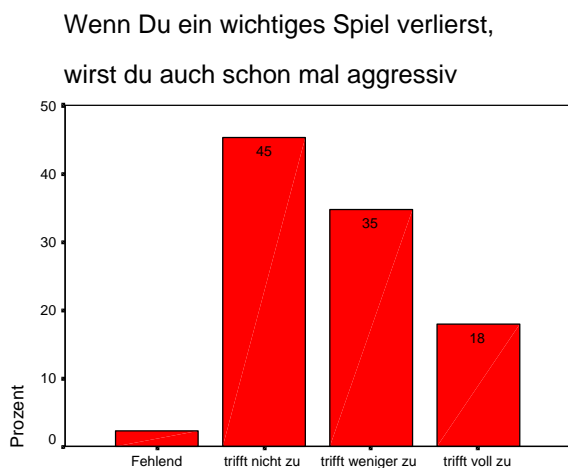
* Die Prozentsätze sind „gültige Prozente“, d.h. Spieler, die keine Angabe gemacht haben, wurden dabei nicht berücksichtigt. Im Fall der Schiedsrichter waren dies 15 Spieler (3,3%), im Fall der Mitspieler 13 (2,9%), im Fall der Gegenspieler 10 (2,2%) und im Fall der Zuschauer 15 (3,3%).

Gegenüber dem Schiedsrichter tun dies nur 36,1%. Der Grund dafür dürfte in der Schwere der zu erwartenden Strafe liegen. Ein Wortgefecht oder eine Rangelei mit dem Gegenspieler wird normalerweise geringer bestraft, als wenn der Schiedsrichter persönlich attackiert wird. Im übrigen kann die Auseinandersetzung mit dem Gegenspieler auch versteckt geschehen: ein Tritt, ein Ellenbogen-Check, ohne dass der Ball in der Nähe ist. Solche versteckten Fouls werden selten geahndet, so dass das Risiko relativ gering ist. Die Mitspieler nehmen in dieser „Rangliste“ den dritten Platz ein. Dennoch: gut 30% drücken mindestens jedes zweite Spiel ihren Ärger gegenüber den Mitspielern aus. Dies erscheint recht viel, denn es handelt sich um die Kameraden, mit denen zusammen man etwas erreichen will. Gegenüber den Zuschauern machen nur rund 10% der Spieler ihrem Ärger Luft.

Vergleicht man die Mittelwerte, so ergibt sich die gleiche „Rangliste der Häufigkeit, mit der die Spieler ihren Ärger ausdrücken. Am meisten gegenüber den Gegenspielern, dann gegenüber Schiedsrichtern und Mitspielern, am seltensten gegenüber den Zuschauern. Insgesamt zeigt sich, dass sich die Jugendlichen häufiger ärgern, als dass sie ihren Ärger auch zum Ausdruck bringen. Die Furcht vor Strafen, die das weitere Mitspielen verwehren und damit die ganze Mannschaft schwächen, dürfte hier eine Rolle spielen.



Die Tatsache, dass jemand seinem Ärger Ausdruck verleiht, sagt noch nicht unbedingt etwas darüber aus, ob dies auch in aggressiver Art und Weise geschieht. Theoretisch wäre es ja denkbar, das Problem in einem sachlichen Gespräch aus der Welt zu schaffen – wenn auch die emotional „aufgeheizte“ Atmosphäre eines Fußballspiels kaum dazu geeignet ist. In jedem Fall musste noch gezielter gefragt werden, um aggressives Verhalten genauer zu ermitteln.



Zwar bekunden 45% der Jugendlichen, für sie treffe es nicht zu, dass sie aggressiv werden, wenn sie ein wichtiges Spiel verlieren. Für über die Hälfte aber (53%) trifft es aber mehr oder weniger zu! Sie werden nach eigener Einschätzung „schon mal aggressiv“, wenn sie ein wichtiges Spiel verlieren. (Mittelwert: 0,72; 1= „trifft weniger zu“) Frappierend sind auch die Antworten auf die Frage, ob man im Fußball unfaire Tricks für das Leben lernen könne. 44% der befragten Jugendfußballer können sich dies gut vorstellen. Nur 42% antworten mit „nein“. Die genannten Ergebnisse überraschen vor allem deshalb, weil den Jugendlichen bei diesen Antworten eher die Tendenz zur sozialen Erwünschtheit unterstellt werden muss. Keiner gibt gerne zu, dass er aggressiv wird oder dass er unfaire Tricks lernt. Dies dürfte als moralisch verwerflich gelten. Umso erstaunlicher sind die Ergebnisse, zeigen sie doch, dass im Fußball ein erhebliches aggressives Potential steckt.

Die Fragen zum Ärger gegenüber Schiedsrichter, Mitspielern, Gegenspielern und Zuschauern, zum Ärger-Ausdruck gegenüber diesen Personen und zur Gewaltbereitschaft im Falle von Niederlagen ergeben zusammen die Variable „Aggressivität“. Die Art und Weise der Zusammenfügung wurde unter 5.2.3 beschrieben. 208 Spieler (45,9%) wurden als „schwächer aggressiv“ klassifiziert, 243 Spieler (53,6%) als „stärker aggressiv“. Zwei Individuen (0,4%) konnten nicht zugeordnet werden.

6.4.2 Multivariate Befunde

Unter welchen Umständen und Bedingungen sind die Jugendfußballer aggressiver, wann weniger aggressiv? Mit Hilfe der logistischen Regression wurde berechnet, wie sich das Risiko auf eine stärkere Aggressivität (=1) verändert. Zunächst wurden wieder nur die Effekte

aus dem Bereich außerhalb des Fußballs gemessen. Zwei von ihnen sind bedeutend: Das Risiko auf stärkere Aggressivität steigt bei den über 16-jährigen um 61,4 Prozent. Während diese Wirkung nur der Tendenz nach erkennbar ist, besteht beim Effekt „Ärger mit den Eltern wegen der Schulleistungen“ ein Signifikanzniveau von $p < 0,05$. Das relative Risiko auf eine hohe Aggressivität steigt hier um 77,4 Prozent.

Auch wenn die Einflussfaktoren aus dem Bereich des Fußballs hinzukommen, bleiben die beiden genannten Effekte bestehen. Nur das Ausmaß der Risikosteigerung nimmt zu und in beiden Fällen besteht nicht mehr nur der Tendenz nach ein Effekt. Wer über 16 ist, hat ein um 71,6 Prozent höheres Risiko, wer zu Hause über die Schule streiten muss, hat ein um 84,4 Prozent höheres Risiko auf eine hohe Aggressivität. Dieses Ergebnis bestätigt in etwa den Befund von Engel/Hurrelmann, wonach die Aggressivität dann ansteigt, wenn Jugendliche die Erwartungen über schulische Leistungen nicht erfüllen. (vgl. Kap. 3.2) Die anderen von den beiden Autoren ermittelten Risikofaktoren lassen sich für die Jugendfußballspieler allerdings nicht bestätigen. Eine mittelmäßige Integration in die Peer-Gruppe „Fußballmannschaft“ führte nicht, wie zu erwarten war, zu einem geringeren Risiko auf Aggressivität als bei schlechter oder sehr guter Integration. Das heißt im Umkehrschluss: schlechte oder sehr gute Integration erhöht auch nicht das Risiko auf stärkere Aggressivität. Ein sozialer Kontext, der Gelegenheit für Aggressivität bietet, sehen Engel/Hurrelmann ebenfalls als Risikofaktor an. Ob dieser auch für die Jugendfußballer zutrifft, lässt sich sehr schwer absehen, da hier zu wenig nach „Gelegenheiten“ gefragt wurde. Überhaupt ist eine echte Überprüfung der Ergebnisse von Engel/Hurrelmann zum Thema Aggressivität nicht möglich, weil die Instrumentarien zur Messung der Aggressivität verschieden sind.

Die Bedingungen im Fußball leisten bei der Erklärung der Aggressivität einen relativ großen Beitrag. Die Erklärungsleistung verbessert sich um fast das Doppelte (von R-Quadrat = 0,087 auf R-Quadrat = 0,156). Der Stil des Trainers kann die Aggressivität der Spieler beeinflussen. Das Risiko auf eine stärkere Aggressivität ist bei einem sozial-integrativen Trainer um 40,5 Prozent geringer als bei einem autokratischen oder einem Laissez-faire-Trainer. Daran wird deutlich, wie wichtig es ist, dass der Trainer auf die Spieler eingeht, durch Argumente überzeugt und nicht einfach in „Feldherren-Manier“ auf dem Spielfeld regiert. Das aggressive Verhalten des Trainers kann durch die Spieler nachgeahmt werden. Aber auch ein Trainer, der die Spieler sich selbst überlässt, fördert implizit die Aggressivität. Wenn keine Sanktionen

durch den Trainer zu befürchten sind, verringert sich die Hemmschwelle, die Regeln zu übertreten.

Bei positiver Beurteilung der Fußball-Fähigkeiten wächst das Risiko auf eine verstärkte Aggressivität um 61,9 Prozent ($p = 0,05$). Dies war nicht erwartet worden, erklärt sich aber möglicherweise so: Auslöser der Aggressivität sind Personen, die dem Erfolg des Spielers im Wege stehen oder die ihn kritisieren. Wer mit seinem Können im Fußball sehr zufrieden ist, wird solche Kritik eher als unfreundlichen, unerhörten Akt verstehen. Wie kann jemand meinen Erfolg in Frage stellen, wo ich doch im Fußball zu den Besten gehöre? Die Tendenz, die Widersacher auch in aggressiver Form aus dem Weg zu räumen, steigt dann an.

Wie erwartet erhöht sich das relative Risiko auf eine stärkere Aggressivität, wenn die Bedeutung des Fußballs für den Einzelnen zunimmt. (um 87,9 Prozent) Dies erklärt sich vor allem dadurch, dass die Aggressivität nicht in allgemeiner Form, sondern als fußballspezifische Aggressivität gemessen wurde. Je wichtiger dem Spieler der Fußball ist, desto stärker versucht er auch, mit allen Mitteln, also auch mit unerlaubten, den Sieg zu erringen. Interessant ist, dass die Wichtigkeit des Fußballs für das Leben des Einzelnen keineswegs durch die Leistungsklasse determiniert ist. Wenn es einen Zusammenhang zwischen Bedeutung und Leistungsniveau gäbe, dann müsste ja auch bei hohem Leistungsniveau das Risiko ansteigen. Das Gegenteil aber ist der Fall. Bei höherem Leistungsniveau sinkt das Risiko auf höhere Aggressivität: Auf Bayerliga-Niveau ist es um 41 Prozent niedriger (tendenzieller Effekt), in der Nationalmannschaft ist es um 75,2 Prozent niedriger als in der untersten Spielklasse. Dies überrascht auf den ersten Blick, stimmt aber mit der Alltagserfahrung überein: in den untersten Spielklassen geht es oft härter und brutaler zu als auf höchstem Niveau. Und „Fußballverrücktheit“ ist nicht unbedingt ein alleiniges Kennzeichen der Profis. Auch in den unteren Amateurlklassen richtet sich der Wochen- und Jahresablauf, die Urlaubsplanung und Freizeitgestaltung nicht selten nach dem Fußball. Verletzungen werden in Kauf genommen, Ehen und Partnerschaften müssen hinten anstehen.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Das relative Risiko auf höhere Aggressivität steigt an, wenn die Jugendlichen über 16 Jahre alt sind und wenn sie häufig/manchmal Streit zu Hause wegen der Schulleistungen haben. Was den Bereich des Fußballs betrifft, steigt das Risiko bei einer positiven Beurteilung und Zufriedenheit mit den eigenen Leistungen im Fußball und bei hoher Bedeutung des Fußballs. Das Risiko auf höhere Aggressivität sinkt, wenn die Spieler

einen sozial-integrativen Trainer haben und auf sehr hohem Niveau (Bayerliga oder Nationalmannschaft) spielen.

Logistische Regression über die Aggressivität der Jugendfußballer

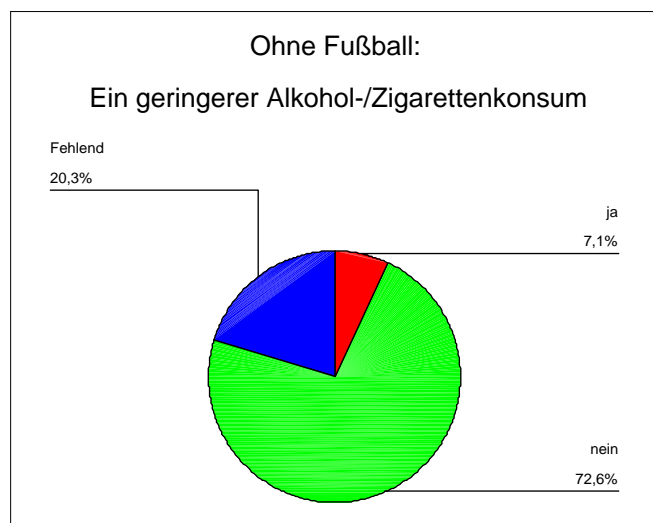
	Modell 1		Modell 2	
	Exp (B)	Signifikanz	Exp (B)	Signifikanz
Alter über 16	1,614	,066	1,716	,047
Bei Vater und Mutter aufgewachsen	,720	,397	,754	,484
Bildungsbezogene Mobilität: (Referenz: Stagnation)	1,093	,707	1,077	,762
Abstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter				
Aufstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	1,411	,273	1,387	,313
Eher lieblose, gewaltsame, benachteiligende Erziehung	1,122	,609	1,013	,957
Häufig/manchmal Streit zu Hause wegen Schulleistungen	1,774	,011	1,844	,009
Öfter Streit zu Hause wegen Unordentlichkeit, fehlender Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen, Ausgehen	1,248	,335	1,226	,398
Schulerfolg	,684	,113	,634	,068
Günstige Körperproportionen (Gewicht, Größe)	1,238	,334	1,223	,387
Körperliche Schwachstellen	1,251	,366	1,253	,373
Über 2h/Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs	1,168	,488	1,104	,681
Mehr als 310 DM im Monat zur Verfügung	,683	,136	,795	,401
Optimistische Sicht der beruflichen Zukunft	1,185	,477	1,229	,415
Positive Beurteilung des Fußballs durch priv. Umfeld			1,082	,742
Mittelmäßige Integration in die Mannschaft (sportlich und außersportlich)			1,153	,575
Sozial-integrativer Stil des Trainers			,595	,024
Freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer			,961	,879
Bewunderung aggressiver Eigenschaften des Vorbilds			,784	,330
Positive Beurteilung/Zufriedenheit mit Fußball-Fähigkeiten			1,619	,050
Hohe Bedeutung des Fußballs			1,879	,009
Leistungsniveau (Referenz: Gruppe)			,916	,774
Kreisliga-Spieler				
Bayernliga-Spieler			,590	,090
Nationalspieler			,248	,005
Konstante	,605	,354	,620	,449
-2-Log-Likelihood	484,442		463,400	
Nagelkerkes R-Quadrat	,087		,156	
N	370		370	

6.5 Alkohol- und Zigarettenkonsum der Jugendfußballer

6.5.1 Univariate und bivariate Befunde im Vergleich mit der Jugendsportstudie 1992

Neben der Aggressivität stellt auch der Konsum von Alkohol und Zigaretten ein Risiko für den Prozess der Identitätsentwicklung dar. Der Fußball schafft Anlässe, bei denen der Konsum von legalen Drogen zum guten Stil gehört. Rauchen und Trinken sind immer noch Attribute von Männlichkeit, die in diesem von Männern geprägten Sport hohes Ansehen genießen. „Wer sauf´ kann, kann auch renn““, lautet ein oft zitierter Spruch in Fußball-Kreisen – ungeachtet gegenteiliger medizinischer Beweise. Die hier zu überprüfende Hypothese lautet: Der Fußball schadet der Identitätsentwicklung, weil er den Konsum von Alkohol und Zigaretten fördert.

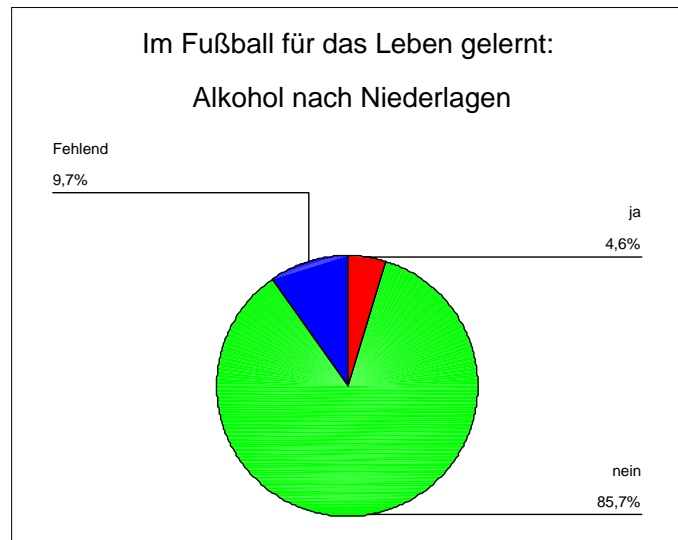
Zunächst allerdings sieht es gar nicht so aus, als könne diese Hypothese Bestand haben: Nur 7,1% der befragten Jugendfußballer glauben, dass sie einen geringeren Alkoholkonsum hätten, wenn sie nicht Fußball spielen würden. 72,6% glauben dies nicht: Sie würden ohne Fußball nach eigener Einschätzung genauso viel oder wenig trinken und rauchen. Bleibt noch ein gutes Fünftel



der Spieler übrig: Sie machten entweder keine Angabe (6,2%) oder setzten ihr Kreuz in das Kästchen für „weiß nicht“. (14,1%) Gerade dieser hohe Anteil der „Unentschiedenen“ bietet Raum zur Interpretation. Alkohol und Zigaretten mögen zwar innerhalb der Mannschaft eine hohe Wertigkeit besitzen, nach außen hin gelten sie nicht gerade als sozial erwünscht. Auch die offizielle Seite des Fußballs hat dies mit Kampagnen wie „Keine Macht den Drogen“ deutlich gemacht. Es ist also eher mit beschönigenden Antworten zu rechnen.

Die Jugendlichen wurden ferner gefragt: „Glaubst Du, dass man im Fußball etwas für das Leben lernen kann?“ Verschiedene Möglichkeiten wurden aufgeführt, *was* man da lernen könnte. Eine dieser Möglichkeiten lautete: „nach Niederlagen zum Alkohol zu greifen“. Dies glauben jedoch nur 4,6% der Spieler. 85,7% können es sich nicht vorstellen, dass der Fußball

eine solch negative Wirkung auf die Problembewältigung im Alltag ausübt. 6,6% wissen es nicht, 3,1% machten keine Angabe. Auch die Antworten auf diese Frage sind also keineswegs dazu angetan, die Hypothese von einer Förderung des Alkohol- und Zigarettenkonsums durch den Fußball zu bestätigen.



Bei den beiden genannten Fragen ging es allerdings nur um die persönliche Einschätzung der Jugendlichen über Effekte des Fußballs. Es wurde die Meinung erforscht, nicht aber das tatsächliche Ausmaß des Drogenkonsums. Wie viel rauchen und trinken sie wirklich? Und wie viel ist das im Vergleich zu anderen Jugendlichen? Die Jugendsportstudie (JSS) 1992 mit repräsentativen Daten aus Nordrhein-Westfalen liefert entsprechende Vergleichszahlen, auch wenn die entsprechenden Antwortmöglichkeiten nicht ganz identisch sind. Die Jugendlichen in NRW konnten aus folgender sechsstufigen Skala das für sie Zutreffende auswählen: „täglich“, „sehr oft (wöchentlich etwa zweimal und mehr)“, „oft (wöchentlich mindestens einmal“, „gelegentlich (mindestens einmal im Monat)“, „selten“ und „nie“. Die von mir befragten Jugendfußballer konnten ebenfalls aus einer sechsstufigen Skala auswählen, die allerdings leicht von jener abweicht: „praktisch täglich“, „mindestens dreimal pro Woche“, „ein- bis zweimal pro Woche“, „zwei- bis dreimal im Monat“, „seltener“ und „nie“. Die Abweichungen sind so gering, dass sich beide Skalen unter folgende dreistufige Skala subsumieren lassen: „sehr häufig“ (mehrmals pro Woche bis täglich), manchmal (ein- oder zweimal monatlich bis ein- oder zweimal wöchentlich) und „selten/nie“.

So bietet sich der Vergleich an zwischen „meinen“ Jugendfußballern und den Ergebnissen der Jugendsportstudie 1992. Dies gilt umso mehr, da Brinkhoff (1998, 257ff.) die Ergebnisse nach Geschlecht, Sportaktivitätsgrad und Sportart differenziert darstellt. Ist der Fußball wirklich ein „Risikomilieu“ für den Konsum von Drogen, wie Brinkhoff meint?

Was den Konsum von Bier oder Wein betrifft, so ist bei den von mir befragten Jugendfußballern eine deutliche Konzentration „in der Mitte“ festzustellen. Der Anteil derer, die fast ganz ohne Bier oder Wein auskommen, ist kleiner als bei den Vergleichswerten aus der Jugendsportstudie 1992. Von einer Erhöhung des Alkoholkonsums kann aber nicht die Rede sein, weil auch der Anteil der von mir befragten, sehr häufig Bier oder Wein trinkenden Jugendfußballer geringer ist als bei den entsprechenden Vergleichswerten. Salopp gesprochen gibt es weniger „Extremtrinker“, aber auch weniger „Abstinente“. Das Ergebnis nähert sich dem der Tennisspieler aus der Jugendsportstudie 1992 an.

*Konsum von **Bier/Wein**, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und der Jugendsportstudie 1992 in NRW; Angaben in Prozent.*

	selten/nie	manchmal	sehr häufig
Hier befragte Jugendfußballer	45,2	43,6	11,2
Die männl. Befragten der JSS 1992	52,0	32,9	15,2
Die männl. Fußballer der JSS 1992	51,5	31,5	17,0
Die männl. Tennisspieler der JSS 1992	46,5	43,6	9,9

Die Unterschiede zwischen den einzelnen Sportaktivitätsgraden sind bei „meinen“ Jugendfußballern erheblich größer als in der Jugendsportstudie 1992. Die befragten Nationalspieler sind – will man den Angaben Glauben schenken – praktisch völlig „trocken“. Kein einziger trinkt sehr häufig Bier oder Wein, 85,5% von ihnen selten oder nie. Die Nationalspieler haben damit einen viel geringeren Bier- oder Weinkonsum als die hochaktiven männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992. Freilich ist hier ein deutliches Fragezeichen zu setzen: Den Nationalspielern wurde zwar Anonymität zugesagt, doch ist ungewiss, ob sie dieser Zusage auch vertrauten. Außerdem wussten sie, dass sie in ihrer Eigenschaft als Nationalspieler befragt werden. Viele dachten wohl: Das Eingestehen eines hohen Alkoholkonsums beschmutzt nicht nur das eigene Ansehen, sondern auch das der Nationalmannschaft. So erklären sich wohl zu einem gewissen Teil die äußerst positiven Angaben der Nationalspieler zum Alkoholkonsum. Nebenbei bemerkt: Es war geplant, dass die deutsche A1-Nationalmannschaft ebenfalls an der Befragung teilnimmt, um Vergleichsdaten aus dem Erwachsenenbereich zu haben. Dies scheiterte an genau diesem Argument. Bundestrainer Michael Skibbe äußerte die Befürchtung, dass das Ansehen der Nationalmannschaft Schaden nehmen könnte, wenn hohe Werte von Alkoholkonsum ermittelt werden.

In den anderen Leistungsbereichen lässt sich der bereits festgestellte Trend zur Konzentration auf mittlere Werte beobachten. Frappierend ist dieser Trend auf dem untersten Leistungsniveau. 62,2% der Gruppe-Spieler geben an, zwischen zweimal im Monat und zweimal pro Woche Bier oder Wein zu trinken. Dies sind deutlich mehr als bei den unregelmäßig aktiven männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 (39,2%), die dafür einen höheren Anteil von Alkohol-Abstinenten aufweist (41,6% gegenüber 27,6%), aber auch mehr Jugendliche mit sehr häufigem Alkoholkonsum (17,3% gegenüber 10,2%).

*Konsum von **Bier/Wein**, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und den männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 in NRW, differenziert nach sportlichem Aktivitätsgrad; Angaben in Prozent.*

	selten/nie	manchmal	sehr häufig
Hier befragte Nationalspieler	85,5	14,5	-
Hier befragte Bayernliga-Spieler	49,2	39,2	11,5
Hier befragte Kreisliga-Spieler	38,9	43,7	17,5
Hier befragte Gruppe-Spieler	27,6	62,2	10,2
Hochaktive männliche Jugendliche der JSS 1992	55,0	32,4	12,5
Regelmäßig aktive männl. Jugendliche der JSS 1992	56,4	26,3	17,3
Unregelmäßig aktive männl. Jugendliche der JSS 1992	43,6	39,2	17,1

Der Trend zu mittleren Werten ist auch beim Konsum der hochprozentigen Alkoholika zu beobachten, allerdings nur aus einer Richtung. Unter den von mir befragten Jugendfußballern findet sich ein deutlich kleinerer Anteil an „Anti-Alkoholikern“ als bei den Vergleichsgruppen aus der Jugendsportstudie 1992. Dafür ist der Anteil der gelegentlich Schnaps oder Likör trinkenden Jugendlichen in meiner Stichprobe wesentlich höher. (29,6%) Damit geht aber nicht auch – wie vorher beim Bier- und Weinkonsum – eine Verringerung des Anteils der mehrmals in der Woche oder täglich Trinkenden einher. Die 3,9% liegen sogar leicht über dem Anteil bei allen männlichen Befragten der JSS 1992 (3,3%) und allen männlichen Fußballern der JSS 1992 (3,6%). Nur die Tennisspieler der JSS 1992 trinken mehr Schnaps oder Likör als meine Fußballer. Nimmt man also die männlichen Befragten oder die männlichen Fußballer als Vergleichsgruppe her, so ist festzustellen: Der Schnaps- und Likörkonsum ist bei meinen Fußballern insgesamt höher, was insbesondere in einem Rückgang der völlig Abstinenten und einem Anstieg der „Gelegenheitstrinker“ zum Ausdruck kommt.

Konsum von Schnaps/Likör, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und der Jugendsportstudie 1992 in NRW; Angaben in Prozent.

	selten/nie	manchmal	sehr häufig
Hier befragte Jugendfußballer	66,4	29,6	3,9
Die männl. Befragten der JSS 1992	79,2	17,5	3,3
Die männl. Fußballer der JSS 1992	77,5	18,9	3,6
Die männl. Tennisspieler der JSS 1992	75,2	19,8	5,0

Differenziert man die Ergebnisse wiederum nach Sportaktivitätsgrad bzw. Leistungsklasse, so ergibt sich folgendes Bild: Die Nationalspieler tanzen wieder völlig aus der Reihe. Sie „entsagen“ fast gänzlich den hochprozentigen Getränken, was teilweise auf die Furcht vor deren negativem Einfluss auf die Karriere, teilweise aber auch schlicht auf beschönigende Antworten zurückgeführt werden muss. Bei allen anderen Leistungsklassen zeigt sich ein deutlicher Anstieg des Schnaps- und Likörkonsums. Der Anteil der selten oder nie trinkenden Jugendlichen ist deutlich geringer als bei den entsprechenden Sportaktivitätsgraden der JSS 1992. Der Anteil derer, die manchmal Schnaps oder Likör trinken, ist deutlich höher, im Fall der befragten Gruppenspieler mit 44,0% sogar doppelt so hoch als bei den unregelmäßig aktiven männlichen Jugendlichen der JSS 1992. Was die sehr häufig Trinkenden betrifft, so ist ihr Anteil bei den Bayernliga- und Kreisligaspielern ebenfalls rund doppelt so hoch als bei den hochaktiven und regelmäßig aktiven männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie. (5,5 bzw. 5,8% gegenüber 2,5 bzw. 3,2%). Nur die sehr häufig trinkenden Gruppe-Spieler fallen mit einem geringeren Anteil auf, doch haben die „Gruppe“-Spieler einen extrem hohen Wert bei den „manchmal“ Trinkenden. Insgesamt ist also die Erhöhung des Schnaps- und Likörkonsums mit Ausnahme der Nationalspieler in allen Leistungsklassen zu finden, wenn man sie mit den entsprechenden, nach Sportaktivitätsgrad gefilterten Teilpopulationen der JSS 1992 vergleicht. Ohne die Nationalspieler wäre der durchschnittliche Schnaps- und Likörkonsum der von mir befragten Jugendfußballer noch wesentlich größer als bei den Fußballern der JSS 1992.

Konsum von Schnaps/Likör, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und den männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 in NRW, differenziert nach sportlichem Aktivitätsgrad; Angaben in Prozent.

	selten/nie	manchmal	Sehr häufig
Hier befragte Nationalspieler	88,3	11,7	-
Hier befragte Bayernliga-Spieler	70,1	24,4	5,5
Hier befragte Kreisliga-Spieler	65,0	29,2	5,8
Hier befragte „Gruppe“-Spieler	53,6	44,0	2,4
Hochaktive männliche Jugendliche der JSS 1992	83,1	14,4	2,5
Regelmäßig aktive männl. Jugendliche der JSS 1992	79,8	17,0	3,2
Unregelmäßig aktive männl. Jugendliche der JSS 1992	72,9	22,4	4,7

Wie steht es mit dem Rauchen? Hier haben die von mir befragten Jugendfußballer deutlich geringere Werte, als zu erwarten war. Fast vier Fünftel rauchen selten oder nie. Unter den männlichen Befragten der JSS 1992 verzichteten dagegen nur 73,4% auf den „Glimmstängel“, bei den männlichen Fußballern der JSS 1992 sogar nur 66,4%. Der Anteil der manchmal oder sehr häufig Rauchenden ist bei „meinen“ Jugendfußballern deutlich geringer als bei allen männlichen Befragten oder nur den männlichen Fußballern der JSS 1992. Zwar ergaben sich bei der JSS 1992 für einige andere Sportarten noch geringere Werte des Zigarettenkonsums, wie etwa für die Turner. Dennoch lässt sich insgesamt konstatieren, dass die von mir befragten Fußballer weniger rauchen als der Durchschnitt aller Jugendlichen und der Durchschnitt aller Fußballer der JSS 1992.

Konsum von Zigaretten, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und der Jugendsportstudie 1992 in NRW; Angaben in Prozent.

	selten/nie	manchmal	sehr häufig
Hier befragte Jugendfußballer	78,2	5,1	16,8
Die männl. Befragten der JSS 1992	73,4	6,3	20,3
Die männl. Fußballer der JSS 1992	66,4	6,9	26,7
Die männl. Turner der JSS 1992	90,5	-	9,5

Die Verringerung des Tabakkonsums gilt aber nicht für alle Leistungsbereiche. Vielmehr zeigt sich eine deutliche „Zwei-Klassen-Gesellschaft“: Neben den Nationalspielern sind es hier auch die Bayernliga-Spieler, die wesentlich weniger rauchen als die hochaktiven männlichen Jugendlichen der JSS 1992. 95,0 der Nationalspieler und 88,3% der Bayerliga-Akteure rauchen selten oder nie, während nur 73,8% der hochaktiven männlichen

Jugendlichen der JSS 1992 auf das Rauchen verzichten. Noch gravierender ist der Unterschied bei den fast täglichen Rauchern. Solche finden sich nur mit einem Anteil von 5 bzw. 7% unter den von mir befragten National- und Bayernligaspielern, aber mit einem Anteil von gut einem Fünftel unter den hochaktiven männlichen Jugendlichen der JSS 1992. Die Angaben der Nationalspieler sind aus den genannten Gründen zwar mit einem Fragezeichen zu versehen, nicht aber die Angaben der Bayernligisten. Diese hatten schon im Bereich des Alkohol- und Drogenkonsums den Mut zu höheren Angaben. Deshalb ist zu vermuten, dass sie diesen Mut auch bei der Frage zum Rauchen aufgebracht hätten. Hinzu kommt, dass die Bayernliga-Spieler nicht Gefahr laufen, das Ansehen ihres Vereins zu beschmutzen, da die Vereine nicht genannt werden. Es ist also mit einiger Sicherheit davon auszugehen, dass die Jugendfußballer auf höchstem Leistungsniveau weniger rauchen als die hochaktiven männlichen Jugendlichen der JSS 1992.

Ganz anders verhält es sich mit den Fußballern auf Kreisliga- und Gruppe-Niveau. Sie rauchen deutlich öfter als die regelmäßig oder unregelmäßig aktiven männlichen Jugendlichen der JSS 1992. Der Anteil der Nichtraucher ist deutlich geringer als bei den Vergleichsgruppen der JSS 1992 (73,8 bzw. 64,0% gegenüber 76,5 bzw. 69,5%). Der Anteil derer, die sehr häufig dem Tabak frönen, ist bei den von mir befragten Kreisligaspielern (23,0%) und den Gruppe-Spielern (26,4%) höher als bei den regelmäßig bzw. unregelmäßig aktiven männlichen Jugendlichen. Die Jugendfußballer auf unterem Leistungsniveau rauchen also öfter als die regelmäßig oder unregelmäßig aktiven männlichen Jugendlichen der JSS 1992.

Konsum von Zigaretten, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und den männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 in NRW, differenziert nach sportlichem Aktivitätsgrad; Angaben in Prozent.

	selten/nie	manchmal	sehr häufig
Hier befragte Nationalspieler	95,0	-	5,0
Hier befragte Bayernliga-Spieler	88,3	4,7	7,0
Hier befragte Kreisliga-Spieler	73,8	3,3	23,0
Hier befragte „Gruppe“-Spieler	64,0	9,6	26,4
Hochaktive männliche Jugendliche der JSS 1992	74,1	5,1	20,7
Regelmäßig aktive männl. Jugendliche der JSS 1992	76,5	8,4	15,1
Unregelmäßig aktive männl. Jugendliche der JSS 1992	69,5	6,4	24,1

Insgesamt lassen sich für die von mir befragten Jugendfußballer folgende Ergebnisse zusammenfassen:

- Bei **Bier und Wein** geht der Trend zum gelegentlichen Konsum. Es gibt weniger „Extremtrinker“, aber auch weniger „Anti-Alkoholiker“ als bei den Vergleichsgruppen. Dies gilt für alle Leistungsklassen mit Ausnahme der Nationalspieler, die einen deutlich geringeren Bier- und Weinkonsum angeben.
- Bei **Schnaps und Likör** ist der Konsum höher als bei den Jugendlichen der JSS 1992 und auch höher als bei den in der JSS 1992 befragten Fußballern. Vor allem die Zahl der gelegentlichen Konsumenten nahm zu, während die „Abstinenten“ weniger wurden. Die Nationalspieler hatten wieder deutlich geringere Werte.
- Bei **Zigaretten** ergibt sich ein durchschnittlich geringerer Konsum als bei den Vergleichsgruppen. Dieser ist aber auf die geringeren Werte der National- und Bayernliga-Spieler zurückzuführen. Auf Kreisliga- und Gruppenniveau rauchen die Spieler dagegen häufiger als bei entsprechendem Sportaktivitätsgrad der JSS 1992.

6.5.2 Multivariate Befunde

Unter welchen Bedingungen und Verhältnissen rauchen und trinken die Jugendfußballer mehr, wann weniger? Wieder wurde durch eine logistische Regression errechnet, wie sich das relative Risiko auf einen höheren Konsum legaler Genussmittel unter bestimmten Effekten verändert. Dazu waren zunächst die Fragen zum Alkohol-, Zigaretten- und Aufputzmittelkonsum zu einer Variable vereinigt worden. (vgl. Kapitel 5.2.3) Die Variable trennt die Stichprobe in zwei Gruppen: 221 Spieler (48,8%) konsumieren seltener, 229 Spieler (51,2%) konsumieren häufiger derartige Rauschmittel. Das Risiko auf häufigen Konsum (=1) wird im folgenden überprüft.

Im Leben außerhalb des Fußballs lässt sich eine Reihe von Effekten ausmachen, die das Risiko auf häufigeren Konsum gesundheitsschädlicher Genussmittel erhöht. Das Risiko wächst um mehr als das Doppelte, wenn die Jugendlichen im Vergleich zum Bildungsabschluss von Vater und/oder Mutter aufsteigen. (Faktor 2,235) Wie erwartet stellt also auch der Aufstieg eine Belastungssituation dar, weil die Jugendlichen längere Ausbildungszeiten in Kauf nehmen müssen und dadurch u.a. weniger Freizeit als ihre

berufstätigen Altersgenossen haben. Die Belastung wird dann gerne mit Alkohol und Zigaretten kompensiert. Ebenfalls um mehr als das Doppelte steigt der Genussmittelkonsum an, wenn die Jugendfußballer sich mehr als 2 Stunden pro Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs aufhalten (Faktor 2,107). Solche Treffen mit Gleichaltrigen bieten Gelegenheiten für den Genussmittelkonsum. Auch dann ist mehr als eine Verdopplung des Risikos zu verzeichnen, wenn die Jugendlichen wegen ihrer Unordentlichkeit, fehlenden Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen und Ausgehen öfter zu Hause Streit austragen müssen. (Faktor 2,022) Gibt es häufig Meinungsverschiedenheiten wegen der Schulleistungen, so steigt das Risiko um das 1,518fache (tendenziell signifikant). Hier bestätigt sich das Ergebnis von Engel/Hurrelmann (vgl. Kapitel 3.2), wonach der Alkohol-, Tabak- und Drogenkonsum bei den Jugendlichen am stärksten ist, die Probleme in der Schule haben.

Nimmt man die Effekte aus dem Fußball dazu, dann bleiben die genannten, relevanten Bedingungen, die das Risiko verändern, bestehen. Nur die Stärke des Risikozuwachses verändert sich etwas. Die relative Gefahr auf einen häufigeren Genussmittelkonsum erhöht sich bei bildungsbezogenem Aufstieg um das 2,096fache, bei Streit zu Hause wegen der Schulleistungen um das 1,864fache, bei Streit wegen anderer Verhaltensweisen um das 1,828fache. Außerdem steigt das Risiko um das 1,601fache, wenn die Jugendlichen mehr als 2 Stunden in der Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs verbringen (tendenziell signifikant). Neben diesen bereits in Modell 1 festgestellten Effekten kommen mit dem Alter und den finanziellen Möglichkeiten noch zwei weitere Faktoren hinzu. Das relative Risiko auf höheren Genussmittelkonsum liegt bei der Altersgruppe der über 16jährigen um 86,5 Prozent höher als bei den „bis 16-jährigen“. Wer über 310 DM im Monat zur Verfügung hat, bei dem erhöht sich das Risiko gegenüber den schlechter Verdienenden um 78,9 Prozent.

Einflussfaktoren aus dem Fußball können das Risiko auf häufigeren Genussmittelkonsum eindämmen. Bei jenen Spielern, die ein vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer haben, reduziert sich das Risiko um 43,6 Prozent. Dies zeigt, wie wichtig es ist, dass der Trainer sich im Jugendbereich um seine Spieler kümmert. Er darf nicht nur auf die sportliche Leistung sehen, sondern ist vor allem menschlich gefordert. Wenn der Trainer im Krankheitsfall anruft, wenn er ein Klima schafft, durch das die Jugendlichen dem Trainer ihre Probleme anvertrauen können, dann lässt sich das Risiko auf einen hohen Konsum von Alkohol, Zigaretten vermindern. Dies ist vielleicht eines der wichtigsten Ergebnisse der gesamten Studie. Es ist Auftrag und Verpflichtung für die Trainer und belegt, dass der Fußball nicht zwangsläufig ein

„Risikomilieu“ in Bezug auf den Konsum von Alkohol und Zigaretten darstellen muss. Der Trainer hat die Möglichkeit, dem entgegenzuwirken.

Des Weiteren vermindert sich das Risiko durch ein höheres Leistungsniveau. Bei den Bayernliga-Spielern liegt es um 67,6 Prozent, bei den Nationalspielern sogar um 94,4 Prozent unter dem der untersten Spielklasse. Gewiss: die fast völlige Abstinenz der Nationalspieler dürfte, wie schon erwähnt, auch an beschönigenden Antworten liegen. Insgesamt ist es aber durchaus nachvollziehbar, dass die Jugendlichen ihre Karrierechancen nicht durch zuviel Bier, Schnaps, Zigaretten und Aufputzmittel zunichte machen wollen. Das Ergebnis übertreibt vielleicht etwas, die Richtung aber dürfte stimmen. Der Integrationsgrad in die Peer-Gruppe „Fußballmannschaft“ verändert das Risiko nicht signifikant. Für die Jugendfußballer kann der Befund von Engel/Hurrelmann also nicht bestätigt werden, wonach häufiger Alkohol-, Tabak- und Drogenkonsum vor allem bei schlecht Integrierten zu beobachten ist.

Durch die Hinzunahme der Effekte aus dem Fußball verbessert sich die Erklärungsleistung des Modells um fast das Doppelte. Konnten vorher 17,3 Prozent der Varianz erklärt werden, sind es nun 30,9 Prozent. Keine andere der abhängigen Variablen konnte zu einem so großen Teil erklärt werden.

Insgesamt ist festzuhalten: Das Risiko, dass die Jugendfußballer häufiger zu gesundheitsschädlichen Genussmitteln greifen, erhöht sich bei höherem Alter, bildungsbezogenem Aufstieg, bei Streit zu Hause, bei längerer Verweildauer in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs und bei größeren finanziellen Möglichkeiten. Das Risiko verringert sich bei einem freundschaftlich-vertrauensvollen Verhältnis zum Trainer und bei hohem Spielniveau (Bayernliga oder Nationalmannschaft).

Logistische Regression des häufigeren Konsums gesundheitsschädlicher Genussmittel durch die Jugendfußballer

	Modell 1		Modell 2	
	Exp (B)	Signifikanz	Exp (B)	Signifikanz
Alter über 16	1,466	,153	1,865	,032
Bei Vater und Mutter aufgewachsen	,578	,173	,858	,717
Bildungsbezogene Mobilität: (Referenz: Stagnation) Abstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	1,448	,131	1,334	,275
Aufstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter	2,235	,015	2,096	,038
Eher liebelose, gewaltsame, benachteiligende Erziehung	1,255	,329	1,298	,302
Häufig/manchmal Streit zu Hause wegen Schulleistungen	1,518	,072	1,864	,014
Öfter Streit zu Hause wegen Unordentlichkeit, fehlender Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen, Ausgehen	2,022	,003	1,828	,018
Schulerfolg	,961	,871	,967	,900
Günstige Körperproportionen (Gewicht, Größe)	,750	,210	,809	,397
Körperliche Schwachstellen	1,360	,232	1,474	,160
Über 2h/Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs	2,107	,001	1,601	,069
Mehr als 310 DM im Monat zur Verfügung	1,404	,197	1,789	,043
Optimistische Sicht der beruflichen Zukunft	,765	,283	,974	,922
Positive Beurteilung des Fußballs durch priv. Umfeld			1,224	,436
Sehr gute Integration in die Mannschaft (sportlich und außersportlich)			1,151	,635
Sozial-integrativer Stil des Trainers			,961	,874
Freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer			,564	,045
Bewunderung ausschweifender Eigenschaften des Vorbilds			,591	,133
Positive Beurteilung/Zufriedenheit mit Fußball-Fähigkeiten			,795	,383
Hohe Bedeutung des Fußballs			,991	,971
Leistungsniveau (Referenz: Gruppe) Kreisliga-Spieler			,749	,369
Bayernliga-Spieler			,324	,001
Nationalspieler			,056	,000
Konstante	,369	,077	,560	,376
-2-Log-Likelihood	460,217		414,379	
Nagelkerkes R-Quadrat	,173		,309	
N	370		370	

7. Methodischer Exkurs zu den psychosozialen Belastungen der Jugendfußballer

Wie stark werden die Jugendfußballer von psychosozialen Belastungen beeinträchtigt? Hier gibt es Vergleichsdaten aus der Jugendsportstudie 1992, die bei Brinkhoff (1998, 219ff.) veröffentlicht sind. Der Vergleich zwischen den von mir befragten Jugendfußballern und allen männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 ergibt Folgendes: Jede der erfragten Entwicklungsaufgaben ist bei den Jugendfußballern seltener ein großes Problem als beim Durchschnitt der Jugendsportstudie. Die Reihenfolge der großen Probleme ist nicht ganz die gleiche. Der Anteil der Jugendlichen, die die Berufswahl als großes Problem empfinden, ist bei beiden Stichproben am größten (24,3 bzw. 21,5%). An zweiter Stelle liegen bei den Jugendfußballern aber die Schulleistungen (14,6%), ehe an dritter Stelle erst das Problem folgt, eine Freundin zu finden (10,5%). Haben die Jugendfußballer korrekt geantwortet, so scheint es ihnen besonders leicht zu fallen, eine Freundin zu finden. Eine Änderung in der Reihenfolge gibt es auch auf den „letzten Plätzen“. Der Anteil der Jugendlichen, für die der Anschluss an eine „nette Gruppe“ ein großes Problem darstellt, ist bei den Fußballern geringer als bei jedem anderen Problem (2,8%). Hier dürfte sich positiv bemerkbar machen, dass Fußball ein Mannschaftssport ist. Wer ihn ausübt, hat schon eine Gruppe gefunden.

Große Probleme, Vergleich zwischen männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 und der Stichprobe der Jugendfußballer; Angaben in Prozent.

	Jugendsportstudie 1992	Jugendfußballer
Berufswahl	24,3	21,5
Freundin finden	19,9	10,5
Schulleistungen	16,6	14,6
mit Eltern auskommen	10,3	4,6
Gruppe finden	8,6	2,8
Gesundheit	7,0	4,3

Der Sportaktivitätsgrad beeinflusst die psychosozialen Belastungen. In der Jugendsportstudie 1992 haben die Hochaktiven zu einem geringeren Anteil große Probleme als die regelmäßig und unregelmäßig Aktiven. Dies gilt für fast alle Problembereiche. Lediglich die Schulleistungen (15,7%) und die Gesundheit (7,5%) stellen für einen unwesentlich größeren Anteil der Hochaktiven ein großes Problem dar, als dies bei den regelmäßig Aktiven der Fall ist (15,3 bzw. 7,0%).

Bei den von mir befragten Jugendfußballern gilt nur in zwei Bereichen, dass diejenigen mit höchstem Sportaktivitätsgrad auch am wenigsten große Probleme haben: Mit den Eltern auszukommen und eine nette Gruppe zu finden, ist für gar keinen der Nationalspieler ein

großes Problem. Hier ist das zu bestätigen, was Brinkhoff schon für die Jugendsportstudie 1992 herausgearbeitet hat. „Je ausgeprägter der Grad der sportlichen Aktivität ist, desto weniger stellt es sich als ein großes Problem dar, eine nette Gruppe zu finden. Als gemeinsamer Anlass und Inhalt für gemeinsame Aktivitäten und den Aufbau von Gruppenstrukturen scheint der Sport ein gleichermaßen attraktiver wie effektiver Moderator zu sein.“ (Brinkhoff 1998, 221)

Bei Berufswahl, Freundin, Schulleistungen und Gesundheit schneiden die Nationalspieler aber keineswegs am besten ab. 21,3% der Nationalspieler geben an, dass die Berufswahl für sie ein großes Problem darstellt. Der Anteil ist zwar geringer als bei den Hochaktiven der Jugendsportstudie 1992 (23,3%), aber höher als bei den Bayernligisten. (19,4%) Ein gutes Fünftel der Nationalspieler dürfte also Zweifel daran hegen, ob es mit der Karriere im Fußball klappt. Da für eine Berufsausbildung nebenher aber kaum Zeit bleibt, kann auch für Jugendländerspieler die Berufswahl ein großes Problem darstellen. Ebenfalls durch den Zeitmangel erklärt sich der – im Verhältnis zu den anderen Leistungsniveaus im Fußball – relativ große Anteil von Nationalspielern mit dem großen Problem, eine Freundin zu finden (9,7%) und die schulischen Anforderungen zu erfüllen (14,8%). Die volle Konzentration gilt dem Fußball. Da bleiben andere Entwicklungsaufgaben manchmal auf der Strecke. Ferner ist die Gesundheit prozentual für mehr Nationalspieler ein Problem (4,9%) als für Gruppe- oder Kreisligaspieler (3,2 bzw. 2,4%). Fußball auf höchstem Leistungsniveau verlangt höchsten körperlichen Einsatz, der häufiger als auf niedrigem Niveau zu großen gesundheitlichen Problemen führt. Allerdings ist bei alledem zu bedenken, dass die Prozentwerte der Jugendfußballer deutlich unter denen der männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie angesiedelt sind. Dies gilt für alle Sportaktivitätsgrade.

Große Probleme, Vergleich zwischen den hier befragten Jugendfußballern und den männlichen Jugendlichen der Jugendsportstudie 1992 in NRW, differenziert nach sportlichem Aktivitätsgrad; Angaben in Prozent.

	Männl. Jugendliche der Jugendsportstudie 1992			Hier befragte Jugendfußballer			
	Unregelm. Aktiv	regelmäßig aktiv	hochaktiv	Gruppe-Spieler	Kreisliga-Spieler	Bayerliga-Spieler	Nationalspieler
Berufswahl	25,6	24,5	23,3	20,3	25,0	19,4	21,3
Freundin finden	27,4	20,0	14,7	14,4	7,2	10,2	9,7
Schulleistungen	18,9	15,3	15,7	16,9	12,8	14,1	14,8
mit Eltern auskommen	12,6	11,8	7,8	7,1	4,1	4,7	0
Gruppe finden	11,7	7,6	7,1	2,4	4,0	3,1	0
Gesundheit	6,5	7,0	7,5	3,2	2,4	7,0	4,9

Meinung der Spieler zum Einfluss des Fußballs auf psychosoziale Belastungen

Die psychosozialen Belastungen wurden unter anderem anhand der Probleme dargestellt, die die Jugendlichen nach eigener Einschätzung haben, um wichtige Entwicklungsaufgaben zu meistern. Darüber hinaus wurden sie gefragt, ob das Fußballspielen diese Probleme ihrer Meinung nach verringert, vergrößert oder nicht verändert. (Fragebogen-Nr. 47, 2. Teil) Es geht also um die Frage, ob der Fußball nach Meinung der Jugendlichen Einfluss auf das Selbstbild ausübt und ob dieser Einfluss positiv oder negativ ist.

Glaubst Du, dass das Fußballspielen das Problem...	verringert	vergrößert	Summe
...mit deiner Gesundheit	26,1%	28,0%	54,1%
...schulische Anforderungen zu erfüllen	12,1%	32,3%	44,4%
...eine nette Gruppe zu finden	23,9%	18,6%	42,5%
...eine Freundin zu finden	12,8%	22,3%	35,1%
...den richtigen Beruf zu finden/zu erlernen	14,8%	16,1%	30,9%
...mit den Eltern auszukommen	12,1%	10,0%	21,1%

Den größten Einfluss sehen die Jugendlichen im Bereich der Gesundheit. 26,1% der Befragten geben an, dass der Fußball das Problem mit der Gesundheit verringert. 28,0% sind der Meinung, dass durch das Fußballspielen das Gesundheitsproblem größer wird. Dieses extrem zwiespältige Ergebnis zeigt einerseits die positiven Auswirkungen des Sports auf das Wohlbefinden, andererseits trägt es aber auch dem hohen Verletzungsrisiko der Kontaktsportart Fußball Rechnung. Insgesamt bekunden damit mehr als die Hälfte der befragten Jugendlichen, dass der Fußball das Gesundheitserleben verändert.

Auch die Schule bleibt in den Augen vieler Befragten nicht unberührt vom Fußball. Insgesamt 44,4% der Jugendlichen sehen einen Einfluss des Fußballs auf das Problem, schulische Anforderungen zu erfüllen. Bei 32,3%, also fast einem Drittel der befragten Jugendlichen, vergrößert der Fußball dieses Problem. In keinem anderen Bereich ist der Anteil der negativen Beurteilungen so hoch. Fußball ist ein sehr zeitaufwändiges Hobby, unter dem die schulischen Leistungen durchaus leiden können. Nur 12,1% der Jugendlichen glauben, dass der Fußball die schulischen Probleme verringert. Dies überrascht etwas, da es ja immerhin denkbar wäre, dass der Fußball einen Ausgleich zum Schulstress darstellt und den Kopf für das Lernen „frei“ macht.

Bei der Frage nach dem Einfluss des Fußballs auf das Problem, eine nette Gruppe zu finden, unterstellen 23,9% der Jugendlichen dem Fußball eine positive Wirkung. Es sind mehr als die 18,6%, für die sich die Integration in eine Peer-Gruppe durch den Fußball erschwert. Dies bestätigt erneut das Ergebnis von Brinkhoff (1998, 221), wonach Sportler weniger Schwierigkeiten haben, Anschluss an eine Gruppe von Gleichaltrigen zu finden. Die Fußballmannschaft stellt ja eine solche Gruppe dar.

Beim Finden einer Freundin scheint der Fußball dagegen eher im Wege zu stehen. 22,3% der Befragten sind der Meinung, dass der Fußball dieses Problem vergrößert. Nur 12,8% geben an, dass es durch den Fußball leichter wird, eine Freundin zu finden. Der Fußball ist vielfach noch eine Männerdomäne. Weibliche Teenager haben kaum Lust, Wochenenden auf dem Fußballplatz zu verbringen. Für die männlichen Jugendlichen ist es da oft schwierig, Partnerschaft und Fußball unter einen Hut zu bringen.

Den geringsten Einfluss übt der Fußball nach Meinung der Spieler auf die Berufsfindung und das Verhältnis zu den Eltern aus. In Bezug auf die Berufsfindung überwiegen die negativen Beurteilungen. Was das Verhältnis zu den Eltern betrifft, so überwiegen die positiven Beurteilungen des Fußballs. Insgesamt glauben in vier von sechs Bereichen mehr Jugendliche, dass der Fußball ihre Probleme vergrößert, als dass er sie verringert. Der Fußball kann im Jugendalter also auch als Belastung empfunden werden.

Zusammenfassend ist festzuhalten: Die Jugendfußballer leiden in geringerem Maße unter psychosozialen Belastungen als die Jugendlichen, die in der Jugendsportstudie 1992 befragt wurden. Allerdings gilt innerhalb der Jugendfußballer nicht, was für die Jugendsportstudie 1992 gültig war: dass die Jugendlichen mit höchstem sportlichem Aktivitätsgrad jeweils die geringsten Belastungen hatten. Fußball kann bei den Nationalspielern offenbar selbst zur Belastung werden, gerade was die Berufswahl, die Freundin, die Schule und die Gesundheit betrifft.

Die Jugendfußballer sollten selbst beurteilen, welche Auswirkungen der Fußball auf jugendspezifische Probleme hat. In vier von sechs Bereichen, nämlich Gesundheit, Schule, Freundin und Beruf, glaubten mehr Spieler, dass der Fußball ihre Probleme vergrößert, als dass er sie verringert. Nur was das Finden einer „netten Gruppe“ und das Verhältnis zu den Eltern betrifft, glaubte eine relative Mehrheit an eine positive Wirkung des Fußballs.

8. Zusammenfassung und Ausblick

Die Zusammenfassung kann nicht die Aufgabe haben, die gesamten Ausführungen zu rekapitulieren. Vielmehr soll in kurzer Form dargestellt werden, welche Hypothesen bestätigt wurden und welche nicht. In Kapitel 5 hieß es:

Es ist zu vermuten, dass die hier befragten Jugendfußballer im Vergleich zum Durchschnitt der Jugendlichen

- weniger psychosomatische Beschwerden,
- aber einen höheren Alkohol- und Zigarettenkonsum haben.

Ergebnis:

- In der Tat haben die hier befragten Jugendfußballer weniger psychosomatische Beschwerden als die Jugendlichen in der repräsentativen Stichprobe bei Holler-Nowitzki (1994). Dies konnte bei den 14- bis 17-jährigen Jungen für jede Jahrgangsstufe nachgewiesen werden. Die Jungen bei Holler-Nowitzki klagten im Durchschnitt über knapp 2,5 manchmal oder häufig auftretende Einzelbeschwerden, die Jugendfußballer dagegen nur über knapp eines. (vgl. Kapitel 6.1.1)
- Beim Alkohol- und Zigarettenkonsum muss differenziert werden. Die Hypothese bestätigt sich in Bezug auf Schnaps und Likör. Die hier befragten Jugendlichen nehmen solche Spirituosen häufiger zu sich als die Jungen der Jugendsportstudie 1992 und sogar häufiger als die in der JSS 1992 befragten Fußballer. Dies gilt jedoch nicht für die von mir befragten Nationalspieler, die deutlich geringere Werte aufweisen. Was Bier und Wein betrifft, so bewahrheitet sich die Hypothese zum Teil: Im Vergleich zur Jugendsportstudie 1992 finden sich insgesamt weniger „Extremtrinker“, aber auch weniger „Anti-Alkoholiker“. Die Nationalspieler heben sich allerdings durch einen deutlich geringeren Bier- und Weinkonsum ab. Ebenfalls teilweise bestätigt sich die Hypothese in Bezug auf Zigaretten: Während die National- und Bayernliga-Spieler weniger rauchen, ist der „Glimmstängel“ bei den Kreisliga- und Gruppe-Spielern deutlich beliebter als bei entsprechendem Sportaktivitätsgrad in der JSS 1992. (vgl. Kapitel 6.5.2)

Die weiteren Auswertungen beschränkten sich auf den Vergleich von Gruppen innerhalb meiner Stichprobe der Jugendfußballer. Einflüsse aus Familie, Schule, Peer-Gruppe und

Fußballmannschaft wirken an der Identitätsentwicklung der Jugendlichen mit. Den Bedingungen außerhalb des Fußballs wurde in Kapitel 5 folgende Wirkung unterstellt:

Die Fußballer werden dann/in dem Maße negativere Ergebnisse bei Handlungskompetenz und Selbstbild, und höhere Werte bei Aggressivität und Genussmittelkonsum aufweisen,...

- wenn sie in einer „unvollständigen“ Familie aufwachsen;
- wenn sie bildungsbezogenen Auf- oder Abstieg im Vergleich zu den Eltern erleben;
- wenn sie eine benachteiligende Erziehung mit körperlichen Strafen und ohne liebende Zuwendung/Anerkennung erfahren;
- wenn sie häufig Meinungsverschiedenheiten mit den Eltern wegen der Schule oder aufgrund anderer Ursachen austragen müssen;
- wenn sie keine Auszeichnungen für schulische/berufliche Leistungen erhalten und gegenüber schulischen Anforderungen versagen;
- wenn ihr Körpergewicht deutlich vom Idealgewicht abweicht;
- wenn es körperliche Schwachstellen gibt, die sie schon zu Pausen im Fußball gezwungen haben;
- wenn die Fußballmannschaft die einzige Möglichkeit darstellt, Gleichaltrige zu treffen;
- wenn sie über geringe finanzielle Mittel verfügen; Ausnahme: Der Genussmittelkonsum dürfte mit zunehmenden finanziellen Mitteln steigen;
- wenn sie ihre berufliche Zukunft pessimistisch beurteilen;
- wenn sie noch jünger sind. Ausnahme: der Genussmittelkonsum und die Aggressivität dürften mit zunehmendem Alter steigen.

Ergebnis:

Bei den **psychosomatischen Beschwerden** (-> Handlungskompetenz) hat nur ein Befund wirklich überrascht: Günstige Körperproportionen (Idealgewicht) lassen das Risiko ansteigen. Bei einer Reihe von Einflussfaktoren können die Hypothesen dagegen bestätigt werden. So erhöht sich das Risiko auf häufig oder manchmal auftretende psychosomatische Beschwerden bei einer eher lieblosen, gewaltsamen, benachteiligenden Erziehung und bei häufigem oder manchmal auszutragendem Streit zu Hause wegen der Schulleistungen. Schulerfolg vermindert das Risiko, was im Umkehrschluss bedeutet, dass ein Versagen gegenüber

schulischen Anforderungen das Risiko auf vermehrte psychosomatische Beschwerden erhöht. Dies war ebenso vermutet worden wie die Tatsache, dass auch körperliche Schwachstellen das Risiko ansteigen lassen. Eine optimistische Sicht der beruflichen Zukunft dagegen vermindert das Risiko, was im Umkehrschluss bedeutet, dass pessimistische Aussichten das Risiko erhöhen. All diese Ergebnisse waren zuvor in den Hypothesen vermutet worden.

Was das **Selbstbild** betrifft, so ließen sich vier Effekte nachweisen. Einer von ihnen, das Alter, wirkt konträr zur Hypothese. Höheres Alter (über 16) verringert die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild. Die anderen drei Einflussfaktoren wirken wie erwartet: Bildungsbezogener Abstieg verringert die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild. Dagegen erhöht sich die Chance bei höherem monatlichen Einkommen und bei einer optimistischen Sicht der beruflichen Zukunft. Die anderen erfragten Bedingungen außerhalb des Fußballs verändern die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild nicht.

Das Risiko auf ein höheres Maß an **Aggressivität** wird nur von zwei der erfragten Bedingungen außerhalb des Fußballs verändert. Höheres Alter und häufige Auseinandersetzungen mit den Eltern wegen der Schulleistungen lassen das relative Risiko auf aggressive Handlungen ansteigen. Dies war in den Hypothesen so vermutet worden. Die anderen, ebenfalls vermuteten Effekte konnten jedoch nicht nachgewiesen werden.

In Bezug auf den Konsum gesundheitsschädlicher **Genussmittel** wurde nur eine Hypothese widerlegt. Wer häufiger Zeit in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs verbringt, bei dem steigt das Risiko auf häufigeren Genussmittelkonsum. Eine Reihe von Hypothesen konnte dagegen bestätigt werden. So wächst das Risiko bei höherem Alter, bei bildungsbezogenem Aufstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter, bei häufigem Streit zu Hause wegen der Schule oder wegen anderer Themen sowie bei einem höherem monatlichen Einkommen.

Zusammenfassung: Veränderung des Risikos/der Chance auf identitätswirksame Faktoren durch Bedingungen außerhalb des Fußballs

	Risiko auf psychoso. Beschwerden (Modell 2)	Chance auf positives/stabiles Selbstbild (Modell 2)	Risiko auf stärkere Aggressivität (Modell 2)	Risiko auf häufigeren Genussmittelkonsum (Modell 2)
Alter über 16		-	+	+
Bei Vater und Mutter aufgewachsen				
Bildungsbezogene Mobilität: (Referenz: Stagnation) Abstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter		-		
Aufstieg im Vergleich zu Vater und/oder Mutter				+
Eher lieblose, gewaltsame, benachteiligende Erziehung	(+)			
Häufig/manchmal Streit zu Hause wegen Schulleistungen	+		+	+
Öfter Streit zu Hause wegen Unordentlichkeit, fehlender Mithilfe, Kleidung/Frisur, Rauchen, Ausgehen				+
Schulerfolg	-			
Günstige Körperproportionen (Gewicht, Größe)	(+)			
Körperliche Schwachstellen	+			
Über 2h/Woche in Jugendgruppen außerhalb des Fußballs				(+)
Mehr als 310 DM im Monat zur Verfügung		+		+
Optimistische Sicht der beruflichen Zukunft	(-)	+		

Zur Erläuterung: - bedeutet eine Verringerung des Risikos/der Chance, + bedeutet eine Erhöhung des Risikos/der Chance. Die Klammern zeigen an, dass die Erhöhung/Verringerung der Risikos/der Chance nur der Tendenz nach signifikant ist ($p < 0,1$).

Neben den Bedingungen außerhalb des Fußballs wurden auch den Bedingungen im Fußball bestimmte Effekte auf identitätswirksame Bereiche unterstellt. In Kapitel 5 war vermutet worden:

Positivere Ergebnisse bei Handlungskompetenz und Selbstbild, und geringere Werte bei Aggressivität und Genussmittelkonsum werden in dem Maße/dann zu finden sein ...

- je besser Vater, Mutter und Freundin (so vorhanden) den Fußball unterstützen;
- je besser die Spieler sportlich und kameradschaftlich in die Mannschaft integriert sind; Ausnahme: die Aggressivität dürfte bei den „normal“ Integrierten am geringsten sein.
- wenn die Spieler einen sozial-integrativen Trainer haben, der sich nicht nur für die sportliche Leistung, sondern auch für die Person interessiert und ein vertrauensvolles Verhältnis schafft;
- wenn die Spieler ein Vorbild (aus dem Bereich des Fußballs) haben. Allerdings werden sich die Ausprägungen der Aggressivität und des Konsums legaler Genussmittel dahingehend unterscheiden, welche Eigenschaften an dem Vorbild bewundert werden (Fairness – Gewaltbereitschaft, Askese – Ausschweifung).

- je besser die Spieler ihre fußballerischen Fähigkeiten einschätzen und je zufriedener sie damit sind; dies wird vor allem für das Selbstbild wichtig sein.
- je geringer die Bedeutung des Fußballs für den einzelnen Spieler ist;
- je niedriger das Leistungsniveau ist; Ausnahme: Der Alkohol- und Drogenkonsum wird bei steigendem Leistungsniveau sinken.

Ergebnis:

Bei den **psychosomatischen Beschwerden** überraschte, dass ein freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer das Risiko erhöht. Als mögliche Erklärung wurde angeführt, dass Misserfolge auch das private Verhältnis beeinträchtigen könnten. Dies könnte zu mehr Leistungsdruck und dadurch auch zu mehr psychosomatischen Beschwerden führen. Wie vermutet verringert sich das Risiko bei einer positiven Beurteilung und Zufriedenheit mit eigenen Fähigkeiten im Fußball. Dass die Bayernliga-Spieler ein wesentlich größeres Risiko auf häufige Stress-Symptome als die Gruppe-Spieler haben, stimmt ebenso mit der Eingangshypothese überein, wonach von einem geringen Leistungsniveau positive Effekte ausgehen. Nur die Nationalspieler tanzen aus der Reihe, da sie trotz höchsten Leistungsniveaus kein höheres Risiko auf Stress-Symptome verzeichnen.

Drei Bedingungen innerhalb des Fußballs können die Chance auf ein positives/stabiles **Selbstbild** verändern. Wider Erwarten verringert sich die Chance bei sehr guter Integration in die Fußballmannschaft. Wie vermutet erhöht sich die Chance dagegen bei einer positiven Beurteilung und Zufriedenheit mit den eigenen Fähigkeiten im Fußball. Misst der Jugendliche dem Fußball eine sehr hohe Bedeutung zu, so sinkt die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild. Auch dies war in den Hypothesen festgehalten worden.

Was das Risiko auf stärkere **Aggressivität** betrifft, so gehen von fünf Bedingungen im Fußball Effekte aus. Die Bayernliga- und die Nationalspieler haben ein deutlich geringeres Risiko als Angehörige der untersten Spielklasse. Dies widerspricht der Hypothese, dass das Ausmaß an Aggressivität sinkt, je geringer das Leistungsniveau ist. Mag sein, dass die Angaben der „Semi-Profis“ nicht ganz korrekt waren. Mag aber auch sein, dass nicht so sehr das Leistungsniveau, sondern die Bedeutung des Fußballs für den einzelnen den Ausschlag gibt, ob er sich aggressiv verhält oder nicht. Hier bestätigt sich die Hypothese: eine hohe Bedeutung des Fußballs erhöht das Risiko auf stärkere Aggressivität. Ferner erhöht auch eine

positive Beurteilung/Zufriedenheit mit den Fußball-Fähigkeiten das Risiko, während es bei einem sozial-integrativen Führungsstil des Trainers vermindert wird. Auch dies war so erwartet worden.

Das Risiko auf häufigeren Konsum von **Genussmitteln** lässt sich im Falle eines freundschaftlich-vertrauensvollen Verhältnisses zum Trainer verringern. Ebenso vermindert sich das Risiko, je höher das Leistungsniveau wird. Die Bayernliga- und Nationalspieler trinken und rauchen deutlich weniger als die Spieler der untersten Leistungsklasse. Diese Effekte stimmen mit den anfänglichen Hypothesen überein.

Zusammenfassung: Veränderung des Risikos/der Chance auf identitätswirksame Faktoren durch Bedingungen außerhalb des Fußballs

	Risiko psychoso. Beschwerden (Modell 2)	Chance auf positives/stabiles Selbstbild (Modell 2)	Risiko auf stärkere Aggressivität (Modell 2)	Risiko auf häufigeren Genussmittelkonsum (Modell 2)
Positive Beurteilung des Fußballs durch priv. Umfeld				
Sehr gute Integration in die Mannschaft (sportlich und außersportlich) bzw. im Hinblick auf Aggressivität		-		
mittelmäßige Integration				
Sozial-integrativer Stil des Trainers			-	
Freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer	(+)			-
Vorbild vorhanden bzw. Bewunderung aggressiver oder ausschweifender Eigenschaften des Vorbilds				
Positive Beurteilung/Zufriedenheit mit Fußball-Fähigkeiten	(-)	(+)	(+)	
Hohe Bedeutung des Fußballs		(-)	+	
Leistungsniveau (Referenz: Gruppe)				
Kreisliga-Spieler				
Bayernliga-Spieler	+		(-)	-
Nationalspieler			-	-
Nagelkerkes R-Quadrat	,176	,182	,156	,309
Erhöhung von R-Quadrat im Vergleich zu Modell 1	,048	,069	,069	,136
N	371	371	370	370

Zur Erläuterung: - bedeutet eine Verringerung des Risikos/der Chance, + bedeutet eine Erhöhung des Risikos/der Chance. Die Klammern zeigen an, dass die Erhöhung/Verringerung des Risikos/der Chance nur der Tendenz nach signifikant ist ($p < 0,1$).

Selbstgleichheit und Kontinuität stellen nach Hurrelmann den dritten Schritt auf dem Weg zur Identität dar. Von einer möglichen Entsprechung von Spielposition und Persönlichkeitstyp sollte abgeleitet werden, dass der Fußball die Selbstgleichheit und Kontinuität fördert. In Kapitel 5 war vermutet worden, ...

... dass folgende Persönlichkeitstypen folgende Positionen bevorzugen:

- die Hysterischen den Sturm/das offensive Mittelfeld
- die Zwanghaften die Torhüterposition
- die Schizoiden die Verteidigerposition
- die Depressiven die Position als defensive Mittelfeldspieler

Diese Vermutungen konnten weitestgehend nicht bestätigt werden. Lediglich eine Hypothese ließ sich erhärten, und zwar die höhere Chance der Zwanghaften, zumeist im Tor zu spielen. Alle anderen Hypothesen wurden entweder nicht bestätigt oder – wie im Falle des vermuteten Zusammenhangs zwischen Depressiven und dem defensiven Mittelfeld sowie zwischen Hysterischen und Stürmern – klar widerlegt. (vgl. Kapitel 6.3) Ein möglicher förderlicher Effekt des Fußballs auf Selbstgleichheit und Kontinuität konnte somit nicht belegt werden.

Zwei Ursachen dafür sind denkbar: entweder stimmt die Idee nicht mit der Realität überein oder das Instrument, das die Idee verifizieren sollte, war mangelhaft. Letztlich kann nicht mit Sicherheit beantwortet werden, welche der beiden Ursachen zutrifft. Ich möchte aber keine Hehl daraus machen, dass ich die Ursache vorwiegend im Instrument suche. Es reicht wohl nicht aus, den Persönlichkeitstyp durch eine 16-Statement-Batterie zu ermitteln. Hier hätten wohl ausführlichere Informationen eingeholt werden müssen, was im Rahmen dieser Arbeit allerdings nicht möglich war. Das wissenschaftliche, empirische Ergebnis widerspricht in jedem Fall der Alltagserfahrung, dass bestimmte Typen gewisse Positionen bevorzugen. Deshalb erscheinen weitere Forschungen zu diesem Bereich durchaus lohnenswert.

Ausblick

Welche Konsequenzen haben die Ergebnisse dieser Studie auf die Jugendarbeit im Fußball? Wie muss Fußball gestaltet sein, damit er die Identitätsentwicklung möglichst positiv begleitet? Die Studie hat Aufschluss darüber geben können, welche Bedingungen im Fußball in besonderem Maße eine Auswirkung auf die Identitätsbildung haben. Interessanterweise konnte für die Beurteilung des Fußballs durch das private Umfeld kein Effekt nachgewiesen werden. Die Chance auf Handlungskompetenz und Selbstbild, das Risiko auf Aggressivität und Genussmittelkonsum veränderten sich nicht, wenn es Eltern und Freundin besonders toll fanden, dass der Jugendliche Fußball spielt. Auch die Existenz und die Art der Vorbilder scheint keine Rolle zu spielen. Der Personenkreis, der sich ändern könnte, damit Fußball im

Sinne von Prävention und Intervention den Identitätsprozess noch positiver begleitet, schrumpft damit sehr zusammen.

Umso wichtiger wird die Bedeutung des Trainers. Ein sozial-integrativer Führungsstil des Trainers vermag das Risiko auf stärkere Aggressivität zu minimieren. Gemeint ist in etwa ein Trainer, der Regeln vorgibt und vorlebt, durch Argumente zu überzeugen versucht, den Spielern aber auch noch Entscheidungsfreiheiten lässt. Nach Ansicht der Spieler findet er „meistens genau den richtigen Ton“. Ein freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zum Trainer verringert auch das Risiko auf häufigeren Alkohol- und Zigarettenkonsum. Gerade im Jugendbereich ist es unabdingbar, dass sich der Trainer nicht nur für den Sportler, sondern auch für die Person interessiert. Dass er ein offenes Ohr für seine Sorgen und Probleme hat. Dass er als Gesprächspartner bereit steht, wenn es nötig ist. Dies ist doch eines der größten „Pfunde“, mit denen der Fußball wuchern kann. Schon die Jugendsportstudien haben belegt, dass Kameradschaft und Geselligkeit im Fußball einen größeren Stellenwert besitzen als in anderen Sportarten. Im Fußball lässt sich ein Netzwerk aufbauen, das den Jugendlichen auch außerhalb des Fußballs weiterhelfen kann. Der Trainer bildet in diesem Netzwerk einen entscheidenden Knotenpunkt.

Durch Lob und Tadel, durch seine pädagogische Wirksamkeit kann der Trainer auf den Bereich der subjektiven Bewertungen einwirken, der die Identitätsentwicklung stark beeinflusst. Dazu gehört zum einen, dass die Jugendlichen die eigenen Fußball-Fähigkeiten positiv beurteilen. Wer mit ihnen zufrieden ist, hat ein geringeres Risiko auf häufige psychosomatische Beschwerden und eine größere Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild. Allerdings hat der Trainer auch darauf zu achten, dass die Spieler nicht „abheben“. Eine zu positive Beurteilung des eigenen Könnens führt nämlich auch zu einem größeren Risiko zu aggressivem Verhalten. Zum anderen gehört zu diesen subjektiven Bewertungen die Bedeutung, die der Einzelne dem Fußball beimisst. Hier ist Vorsicht geboten: Eine individuell hohe Bedeutung des Fußballs verringert die Chance auf ein positives/stabiles Selbstbild und erhöht das Risiko auf stärkere Aggressivität. Der Fußball sollte also weiterhin die schönste *Nebensache* der Welt bleiben. Dann kann er sein positives Potenzial entfalten. Wer den Fußball schon im Jugendbereich zur *Hauptsache* macht, ihn verabsolutiert und nichts mehr anderes daneben wahrnimmt, tut sich keinen Gefallen. Gerade die Trainer sollten darauf achten, dass die Jungs ihren Sport ernst, aber nicht zu ernst nehmen.

Der Königsweg wäre, die positiven Seiten des Fußballs als Breiten- und als Spitzensport vereinigen. Dazu müsste erreicht werden, dass die psychosomatischen Beschwerden der Spitzensportler auf das Maß der Breitensportler reduziert würde. Man müsste den Druck reduzieren, der insbesondere auf den Spielern der Bayerliga lastet. Sie investieren enorm viel Zeit für ihren Sport, sehen sich einer großen Erwartungshaltung gegenüber, wissen aber nicht, ob sich der ganze Aufwand lohnen wird. Trainer und Funktionäre in den Vereinen sind aufgerufen, eine bessere Betreuung der Jugendlichen zu gewährleisten. Sie müssen dafür Sorge tragen, dass die Jugendlichen Ausbildung und Fußball in Einklang bringen können. Es ist ein alarmierendes Warnsignal, wenn das Gros der hochtalentierten Jugendfußballer unter vermehrten psychosomatischen Symptomen leidet. Der Verdacht drängt sich auf, dass zwar enorm viel für die Betreuung der Nationalspieler getan wird, dass aber der „Unterbau“ in den höchsten Ligen der Landesverbände vernachlässigt wird. Dabei sollte gerade diesen Talenten, denen der Sprung nach ganz oben noch nicht gelungen ist, die größte Aufmerksamkeit gelten. Sie haben es am schwersten.

Die Reduktion der Stress-Symptome im Spitzensport ist die halbe Strecke des „Königsweges“. Vervollständigt würde er, wenn sich die Breitensportler die geringe Aggressivität und den geringen Genussmittelkonsum der Spitzensportler zum Vorbild nähmen. Mag sein, dass deren Angaben ein wenig geschönt waren, dennoch ist es völlig einsichtig, dass die Spitzensportler ihren Körper weniger mit den Giftstoffen Alkohol und Nikotin belasten – der Körper ist ja ihr Kapital. Diese Einsicht, dass die Gesundheit um jeden Preis zu schützen ist, müsste sich auch bei den Breitensportlern durchsetzen. Der Trainer stellt hier eine wichtige Bezugsperson dar, die langwierige Überzeugungsarbeit leisten müsste. Allzu oft tun Trainer im Jugendbereich just das Gegenteil. Häufig werden zwar die hehren Normen aufgestellt, dass Alkohol und Zigaretten im Trikot und in der Kabine verboten sind. Wer dagegen verstößt, darf beim nächsten Training fünf Runden mehr laufen. Allein: nützen wird es nichts, nicht eine Zigarette wird deshalb weniger geraucht. Was wir brauchen, ist das gute Beispiel des Trainers, der durch ein freundschaftlich-vertrauensvolles Verhältnis zu seinen Spielern tatsächlich das Risiko auf stärkeren Genussmittelkonsum verringern kann.

Literaturverzeichnis

- Abele, A./Brehm, W./Gall, T.: Sportliche Aktivität und Wohlbefinden. In: A. Abele u. P. Becker (Hrsg.): Wohlbefinden, Weinheim ²1994, 279-296.
- Adorno, Th. W.: Erziehung nach Auschwitz. In: Stichworte. Kritische Modelle 2. Frankfurt 1969.
- Allport, G.W.: Personality and social encounter. Berkeley, CA 1960.
- Bandura, A.: Sozial-kognitive Lerntheorie (Orig. 1976). Stuttgart 1979.
- Bandura, A.: Social foundations of thought and action: A social cognitive theory. Englewood Cliffs, NJ 1986.
- Bandura, A.: Exercise of personal agency through the self-efficacy mechanism. In R. Schwarzer (ed.), Self-efficacy: Thought control of action (pp. 3-38). Washington 1992.
- Baier, B.: Kampfsport – ein wirksames Mittel in der sozialpädagogischen Arbeit, um aggressives Verhalten von Jugendlichen zu modifizieren?, Berlin 1999.
- Barolin, G. S.: Psychohygiene im Leistungssport. Leibesübungen und Leibeserziehung 10, 1968.
- Basseches, M.: Dialectical thinking and adult development. Norwood, NJ 1984.
- Baur, J./Brettschneider, W.-D.: Der Sportverein und seine Jugendlichen. Aachen 1994.
- Bausenwein, C.: Geheimnis Fußball. Auf den Spuren eines Phänomens, Göttingen 1995.
- Beckmann, J./Trux, J.: Wen lasse ich wo spielen? Persönlichkeitseigenschaften und die Eignung für bestimmte Positionen in Sportspielmannschaften. Sportpsychologie, 5 (3), 1991, 18-21.
- Bell, M.M.: Measurement of selected outcomes of participation in girls' highschool interscholastic basketball. Dissertation Abstracts, 15 (1955), 1544.
- Bette, K.-H.: Wo ist der Körper? In: K.-H. Bette: Theorie als Herausforderung. Beiträge zur systemtheoretischen Reflexion der Sportwissenschaft. Aachen 1992. 36-59.
- Bierhoff-Alfermann, D.: Sportpsychologie, Stuttgart 1986.
- Bittner, G.: Für und wider die Leitbilder. Idealische Lebensformen in pädagogisch-psychologischer Kritik, Heidelberg 1964.
- Bittner, G.: Psychoanalytische Aspekte des Spiels, in: Grupe, O./Gabler, H./Göhner, U. (Hrsg.): Spiel – Spiele – Spielen. Bericht über den 5. Sportwissenschaftlichen Hochschultag der deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft in Tübingen 1982, Köln 1983.
- Blanchard-Fields, F.: Reasoning on social dilemmas varying in emotional saliency: An adult developmental perspective. Psychology and Aging, 1, 1986, S. 325-333.
- Boot, E.B. (Jr.): Personality traits of athletes as measured by the MMPI: Research Quarterly for Exercise and Sport, 29 (1958), 127-138.
- Böttiger, H.: Kein Mann, kein Schuß, kein Tor: Das Drama des deutschen Fußballs, München ²1997.
- Bouchard, T.J., Jr./McGue, M.: Genetic and environmental influences on adult personality: An analysis of adopted twins reared apart. Journal of Personality, 58, 1990, S. 263-295.
- Brehm, W./Pahmeier, I./Tiemann, M.: Gesundheitsförderung durch sportliche Aktivierung. Qualitätsmerkmale und Qualitätskontrollen sportlicher Aktivierungsprogramme zum Erhalt und zur Wiederherstellung von Gesundheit und Wohlbefinden (Forschungsbericht), Bayreuth 1994.
- Brettschneider, W.-D./Bräutigam, M.: Sport in der Alltagswelt von Jugendlichen – Forschungsbericht. (Materialien zum Sport in Nordrhein-Westfalen. Eine Schriftenreihe des Kultusministeriums. Heft 27). Frechen 1990.
- Brickenkamp, R.: Handbuch psychologischer und pädagogischer Tests. Göttingen 1975.
- Brinkhoff, K.-P.: Sport und Sozialisation im Jugendalter: Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit, Weinheim/München 1998.
- Bronfenbrenner, U./Ceci, S.J.: Nature-nurture reconceptualized in developmental perspective: A bioecological model. Psychological Review, 101, 1994. S. 568-586.
- Büch, M.P.: Das „Bosman-Urteil“ – Transferentschädigungen, Ablösesummen, Eigentumsrechte, Freizügigkeit. Sportökonomische Anmerkungen zu einem sportpolitischen Thema, Sportwissenschaft, 28. Jg. (1998), Nr. 3-4. S. 283-296.
- Büchner, P.: Vom Befehlen und Gehorchen zum Verhandeln. In: Preuss-Lausitz, U., u.a. (Hrsg.): Kriegskinder, Konsumkinder, Krisenkinder. Weinheim 1983, 196-212.
- Bührle, M.: Die sozialerzieherische Funktion des Sports. Ahrensburg 1971.
- Bundesministerium des Innern (Hrsg.): 9. Sportbericht der Bundesregierung, Drucksache 14/1859, Bonn 1999.
- Bundesministerium des Innern (Hrsg.): Innenpolitik spezial. Im Profil. Das Bundesministerium des Innern stellt sich vor, Berlin 2001.
- Buytendijk, F.J.J.: Wesen und Sinn des Spiels. Berlin 1933.
- Buytendijk, F. J.J.: Das Fußballspiel. Eine psychologische Studie, Würzburg 1953. (Niederländisches Original 1951)
- Cachay, K.: Sportspiel und Sozialisation. System- und rollentheoretische Analysen am Beispiel des Hallenhandballspiels, Schorndorf 1978.
- Cattell, R.B.: Die empirische Erforschung der Persönlichkeit. Weinheim 1973.
- Coleman, J. C.: The Nature of Adolescence. New York 1980.
- Csaknady, J.: Fußball ohne Brutalität. Erster Ehrenkodex des Fußball-Wettkampfs. Butzbach-Griedel 1997.
- Czoske, H.J.: Spitzensportler als Vorbilder? Grundlagen und Ansätze zur Analyse der Vorbildfunktion des Spitzensports für sportbezogene Sozialisation. Diss. Univ. Oldenburg 1980.
- Dahrendorf, R.: Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Opladen ¹⁰1971.

- Damon, W. & Hart, D.: The development of self-understanding from infancy through adolescence. *Child Development*, 53, 1982, 841-864.
- Davey, C.P.: Personality and motivation of Australian woman athletes. *Australian Journal of Sports Medicine*, 9 (1977), 69-71.
- Deutsche Shell (Hrsg.): *Jugend 2000, Opladen 2000*.
- Dishman, R.K. (Ed.): *Exercise adherence: Its impact on public health*, Champaign 1988.
- Doan, R.E./Scherman, A.: The therapeutic effect of physical fitness on measures of personality: A literature review. *Journal of Counselling and Development*, 66 (1987), 28-36.
- Doise, W. & Mugny, G.: *The social development of the intellect*, Oxford 1984.
- Dowd, R./Innes, J.M.: Sport and personality: Effects of type of sport and level of competition. *Perceptual and Motor Skills*, 53 (1981), 79-89.
- Dreitzel, H. P.: *Die gesellschaftlichen Leiden und das Leiden an der Gesellschaft*, Stuttgart 1972.
- Dreher, E./Dreher, M.: Wahrnehmung und Bewältigung von Entwicklungsaufgaben im Jugendalter: Fragen, Ergebnisse und Hypothesen zum Konzept einer Entwicklungs- und Pädagogischen Psychologie des Jugendalters. In: Oerter, R. (Hrsg.): *Lebensbewältigungen im Jugendalter*. Weinheim 1985, 30-60.
- Eisenberg, C.: Deutschland, in: Eisenberg, C. (Hrsg.): *Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt*. München 1997. S. 94-129.
- Elkonin, D.: *Psychologie des Spiels. Studien zur Kritischen Psychologie* 20, Köln 1980.
- Engel, U./Hurrelmann, K.: *Psychosoziale Belastung im Jugendalter*, Berlin/New York 1989.
- Erikson, E.H.: *Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel*. Aus dem Englischen übersetzt von Marianne von Eckardt-Jaffé, Stuttgart ⁴1998. (Original 1968)
- Eysenck, H.J.: *The inequality of man*. London 1973.
- Eysenck, H.J., Nias, D.K.B., Cox, D.N.: Sport and personality, *Advances in Behaviour Research and Therapy*, 4 (1982), S. 1-56.
- Eysenck, H.J.: Sport and personality – a reply to Mummendey, *Sportwissenschaft* 14 (1984), 77-79.
- Eysenck, H.J.: Biological dimensions of personality. In L. S. Pervin (ed.), *Handbook of personality theory and research*, New York 1990. S. 244-276.
- Fahrenberg, J./Hampel, R./Selg, H.: *Das Freiburger Persönlichkeitsinventar FPI*. Göttingen 1984.
- Fatheuer, Thomas: *Eigentore. Soziologie und Fußball*, Münster 1985.
- Fine, G.A.: Friends, impression management, and preadolescent behavior. In Asher, S.R. & Gottman, H.M. (Eds.), *The development of children's friendships*. Cambridge 1981, 29-52.
- Fischer, G./Lindner, U.: *Stürmer für Hitler*, Göttingen 1999.
- Folkens, C.H./Sime, W.E.: Physical fitness training and mental health, *American Psychologist* 36 (1981), 373-389.
- Fölling-Albers, M.: *Kindheit heute*, Weinheim 1992.
- Franzke, R.: 561 Millionen Mark Steuern in einer Saison, in: *DFB-Journal*, Nr. 4, 2000a, S. 38-40.
- Franzke, R.: Kippt dieser Mann alle Ablösesummen, in: *Kicker-Sportmagazin*, Nr. 61, 2000b, S. 20f.
- Freud, A.: *Das Ich und die Abwehrmechanismen*, Frankfurt/Main ¹⁵1999. (Original Wien 1936)
- Frey, H.P.: *Theorie der Sozialisation*, Stuttgart 1974.
- Frisch, M.: *Tagebuch 1946-1949*, Frankfurt 1970.
- Frogener, E.: *Sport im Lebenslauf. Eine Verhaltensanalyse zum Breiten- und Freizeitsport*, Stuttgart 1991.
- Fromm, E.: *Haben und Sein. Die seelischen Grundlagen einer neuen Gesellschaft*, Stuttgart 1979. (Original London 1976)
- Fuchs, R.: *Psychologie und körperliche Bewegung*, Göttingen 1997.
- Furtner-Kallmünzer, M. & Sardei-Biermann, S.: Schüler: Leistung, Lehrer und Mitschüler, in: Beisenherz, H. G. (et. al.). *Schule in der Kritik der Betroffenen*, München 1982, 21-62.
- Gabler, H.: Leistungsmotivation im Hochleistungssport. *Schorndorf* 1972; ³1981.
- Gabler, H.: Charismatische Persönlichkeiten im Sport, *Sportwissenschaft*, Nr. 4/1999, S. 412-426.
- Gehrmann, S.: Fußballklubs als Mittel regionaler Identitätsbildung. „Schalke“ und „Borussia“ und das Ruhrgebiet, in: Gehrmann, S. (Hrsg.): *Fußball und Region in Europa. Probleme regionaler Identität und die Bedeutung einer populären Sportart*, Münster 1999. (S. 87-96)
- Giel, K.: Vorbemerkungen zu einer Theorie des Elementarunterrichts. In: K. Giel u.a.: *Stücke zu einem mehrperspektivischen Unterricht. Aufsätze zur Konzeption 2*, Stuttgart 1975, 8-181.
- Goffman, E.: Stigma. Über Techniken zur Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt 1967; ⁸1988. (Amerikanisches Original 1963)
- Goffman, E.: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München 1969; ⁷1991 (Amerikanisches Original 1959)
- Goode, W.J.: The protection of the inept. In: W.J. Goode: *Explorations in Social Theory*. New York 1973, 121-144.
- Gruber, J.J.: Physical activity and self-esteem development in children: A meta-analysis. In G. Stull/H. Eckert (Eds.): *Effects of physical activity on children: The Academy Papers No. 19*, Champaign 1986. 30-48.
- Grüne, H.: 1933 bis 1945: Siege für den Führer. In: Schulze-Marmeling, D./Grüne, H./Skrentny, W./Dahlkamp, H.: *Fußball für Millionen. Die Geschichte der deutschen Nationalmannschaft*, Göttingen 1999. 85-122.
- Grupe, O.: Das Spiel im Sport – der Sport als Spiel, in: Grupe, O./Gabler, H./Göhner, U. (Hrsg.): *Spiel – Spiele – Spielen*, a.a.O., S. 18-42.
- Guilford, J.P.: *Persönlichkeit: Logik, Methodik und Ergebnisse*, Weinheim 1964.
- Gurin, G.; Veroff, J.; Feld, S.: *Americans View their Mental Health*. New York 1960.

- Habermas, J.: Soziologische Notizen zum Verhältnis von Arbeit und Freizeit. In: H. Plessner/H.E. Bock/O. Grupe (Hrsg.): Sport und Leibeserziehung. München 1967.
- Habermas, J.: Thesen zur Theorie der Sozialisation. Stichworte und Literatur zur Vorlesung im Sommer-Semester 1968, o.O.
- Hacke, A.: Laufen, um nicht umzufallen, In: Süddeutsche Zeitung, Nr. 131, 10./11.06.1998, 3.
- Hammerich, K.: Bemerkungen zu Thesen über eine Sozialisationsfunktion von Spiel und Sport. In: Albonico, R./Pfister-Binz, K. (Hrsg.): Soziologie des Sports - Sociology of Sport. Basel 1970.
- Handke, P.: Die Innenwelt der Außenwelt der Innenwelt. Frankfurt/Main 1969.
- Handke, P.: Die Angst des Torwarts beim Elfmeter, Frankfurt/Main 1969.
- Handke, P.: Die Welt im Fußball, in: Ich bin ein Bewohner des Elfenbeinturms, Frankfurt/Main 1972.
- Hatfield, B.D./Landers, D.M.: Psychophysiology within exercise and sport research: an overview, Exercise and Sport Science Reviews, 15 (1987), 351-387.
- Havighurst, R. I.: Developmental tasks and education. New York 1972.
- Heckhausen, H.: Hoffnung und Furcht in der Leistungsmotivation. Meisenheim 1963.
- Heinemann, K./Kamper, D./Keil, A./Neidhardt, Fr./Tausch, R.: Podiumsdiskussion zum Kongressthema „Sozialisation im Sport“, in: Ausschuss deutscher Leibeserzieher (Hrsg.): Sozialisation im Sport. VI. Kongress für Leibeserziehung, 10.-13. Oktober 1973 in Oldenburg, Schorndorf 1974. (S. 11-33)
- Heinemann, K.: Einführung in die Soziologie des Sports, Schorndorf 1983.
- Heinemann, K.: Der nicht-sportliche Sport. In: Dietrich, K./Heinemann, K. (Hrsg.): Der nicht-sportliche Sport. Schorndorf 1989, 11-28.
- Holler-Nowitzki, B.: Psychosomatische Beschwerden im Jugendalter. Schulische Belastungen, Zukunftsangst und Stressreaktionen, Weinheim/München 1994.
- Holtappels, H.G.: Schulprobleme und abweichendes Verhalten aus der Schülerperspektive. Bochum 1987.
- Hortleder, G.: Die Faszination des Fußballspiels. Soziologische Anmerkungen zum Sport als Freizeit und Beruf, Frankfurt/Main 1974.
- v. Horvath, Ödön: Legende vom Fußballplatz, in: Simplicissimus 1925.
- Huba, K.-H.: Fußball-Weltgeschichte, München 1999.
- Huizinga, J.: Homo ludens. Vom Ursprung der Kultur im Spiel. Amsterdam 1938, Reinbek 1956.
- Hurrelmann, K./Rosewitz, B./Wolf, H.K.: Lebensphase Jugend, Weinheim 1985; ⁶1999.
- Hurrelmann, K.: Einführung in die Sozialisationstheorie. Über den Zusammenhang von Sozialstruktur und Persönlichkeit, Weinheim ⁷2001.
- Ikegami, K.: character and personality ranges in the athlete. In: G.S. Kenyon (Ed.), Contemporary psychology of sport, Chicago 1970, 51-59.
- Ishie-Kuntz, M.: Social interaction and psychological wellbeing: Comparison across stages of adulthood. International Journal of Aging and Human Development, 30, 1990, 15-36.
- Janke, K.: Stars, Idole, Vorbilder. Was unterscheidet sie?, in: Schüler 1997. Stars – Idole – Vorbilder, hrsg. von Christine Biermann (u.a.), Seelze 1997, 18-21.
- Janke, W./Erdmann, G./Kallus, W.: Stressverarbeitungsfragebogen (SVF) – Handanweisung. Göttingen 1985.
- Janssen, J.P.: Grundlagen der Sportpsychologie, Wiesbaden 1995.
- Jens, W.: Ambivalenz, in: Menzer, K.D.: Fußball – eine populäre Sportart, Düsseldorf 1976.
- Johnson, P.A.: A comparison of personality traits of superior skilled women athletes in basketball bowling, field hockey and golf, Research Quarterly for Exercise and Sport, 43 (1972), 409-415.
- Kahl, R.: Jungsein 68, 81, 97. Portrait dreier Generationen, in: Schüler 1997. Stars – Idole – Vorbilder, hrsg. von Christine Biermann (u.a.), Seelze 1997. 47-52.
- Kammertöns, H.B.: Wo Otto recht hat. Fußball in Kaiserslautern: Anbetung, Verheißung, Erlösung, in: Die Zeit, Nr. 13, 19. März 1998, S. 68.
- Kant, I.: Kritik der reinen Vernunft. Hrsg. von R. Schmidt, Leipzig 1930.
- Kegan, R.: Die Entwicklungsstufen des Selbst. München 1986.
- Kelly, G.A.: A theory of personality: The psychology of personal constructs (2 vols). New York 1955.
- Kirkcaldy, B.C.: Personality and sex differences related to positions in team sports. International journal of Sport Psychology, 13 (1982). 141-153.
- Kleiber, D.A./Roberts, G.C.: The effects of sport experience in the development of social character: An exploratory investigation. Journal of Sport Psychology 3 (1981), S. 114-122.
- Knight, G.P./ Kagen, S.: Development of prosocial and competitive behaviors in Anglo-American and Mexican-American children. Child Development, 48 (1977), 1385-1394.
- Kocian, M.: Das Persönlichkeitsprofil der Sportlerinnen im Alter von 19 bis 21 Jahren. In :Theorie und Praxis der Körperkultur 19 (1970).
- Kohlberg, L.: Die Psychologie der Moralentwicklung, Frankfurt 1995.
- Kolip, Petra: Freundschaften im Jugendalter. Der Beitrag sozialer Netzwerke zur Problembewältigung, Weinheim/München 1993.
- Krappmann, L.: Neuere Rollenkonzepte als Erklärungsmöglichkeit für Sozialisationsprozesse. In: betrifft: erziehung 4 (1971), 27-34.
- Krappmann, L.: Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart 1972; ⁹2000.
- Krappmann, L.: Sozialisation durch Symbol- und Regelspiele, in: Grupe, O./Gabler, H./Göhner, U. (Hrsg.): Spiel – Spiele – Spielen, a.a.O., 1983, S. 106-121.

- Krappmann, L.: Mead und die Sozialisationsforschung. In Joas, H. (Hg.), *Das Problem der Intersubjektivität*, Frankfurt a.M. 1985, 156-178.
- Krappmann, L.: Sozialisation in der Gruppe der Gleichaltrigen, in: Hurrelmann, K/ Ulich, D. (Hrsg.): *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Studienausgabe, 5. Auflage, Weinheim/Basel 1998, S. 355-375.
- Kroll, W./Crenshaw, W.: Multivariate personality profile analysis of four athletic groups. In G.S. Kenyon (Ed.): *contemporary psychology of sport*, Chicago 1970. 97-106.
- Kruse, V.: Zu Persönlichkeitseigenschaften von Fußball- und Tischtennisspielern, *Leistungssport*, 7 (1977), S. 231-236.
- Künkel, F.: *Einführung in die Charakterkunde*, Zürich ¹¹1950.
- Kurbjuweit, D.: Die Welt, ein Ball. WM in Frankreich oder vom Warten auf die magischen Momente, in: *Die Zeit* Nr. 26, 18.6.1998, S. 66.
- Kurz, D./Sack, H.-G./Brinkhoff, K.-P.: *Kindheit, Jugend und Sport in Nordrhein-Westfalen. Der Sportverein und seine Leistungen*. Düsseldorf 1996.
- Kurz, D./Tietjens, M.: *Das Sport- und Vereinsengagement der Jugendlichen. Ergebnisse einer repräsentativen Studie in Brandenburg und Nordrhein-Westfalen*, *Sportwissenschaft*, 30 Jg., Nr. 4/2000, S. 384-408.
- Labouvie-Vief, G.: Intelligence and cognition. In J. E. Birren & K. W. Schaie (eds.), *Handbook of the psychology of aging*, New York ²1985, S. 500-530.
- Labouvie-Vief, G. et. al.: Emotions an self-regulation: A life span view. *Human Development*, 32, 1989, S. 279-299.
- Landers, D.M./Petruzello, S.J.: Physical activity, fitness and anxiety. In: C. Bouchard/R.J. Shephard/T. Stephens (Eds.): *Physical activity, fitness and health. International Proceedings and Consensus Statement*, Champaign 1994. 868-882.
- Lefèbre, H.: *Kritik des Alltagslebens*, München 1974.
- Leith, L.M.: *Foundations of exercise and mental health*, Morgantown 1994.
- Leontjew, A.N.: *Tätigkeit, Bewusstsein, Persönlichkeit*. Stuttgart 1977.
- Loehlin, J.C.: *Genes and environment in personality development*. Newbury Park, CA 1992.
- Luhmann, N.: *Gesellschaftliche Organisation*. In: Th. Ellwein u.a. (Hrsg.): *Erziehungswissenschaftliches Handbuch*, Bd.1. Berlin 1969, 387-407.
- Lüschen, G.: Zur Strukturanalyse des Sports, in: G. Lüschen/K. Weis (Hrsg.): *Die Soziologie des Sports*, Darmstadt/Neuwied 1976. S. 52-69.
- Lutz, R.: *Die Helden sind unter uns! Ein rituelles Drama der Moderne*. In: Eugen König, R. Lutz (Hrsg.): *Bewegungskulturen. Ansätze zu einer kritischen Anthropologie des Körpers*, Sankt Augustin 1995.
- Mansel, J./Hurrelmann, K.: *Alltagsstress bei Jugendlichen. Eine Untersuchung über Lebenschancen, Lebensrisiken und psychosoziale Befindlichkeiten im Statusübergang*, Weinheim/München 1991.
- Mason, T.: Fußball, ein Sport des Nordens, in: Gehrman, S. (Hrsg.): *Fußball und Region in Europa*, Münster 1999. S. 71-85.
- Markus, H.J./Nurius, P.S.: Self-understanding and self-regulation in middle childhood. In Collins, W.A. (Ed.), *Development during middle childhood: The years from six to twelve*. Washington 1984, 147-183.
- Markus, H., Cross, S. & Wurf, E.: The role of the self-system in competence. In R. J. Sternberg & J. Lolljian, Jr. (eds.), *Competence considered*, New Haven 1990, S. 205-225.
- Marschik, M.: Besprechung von: Gerhard Fischer/Ulrich Lindner: *Stürmer für Hitler*, Göttingen 1999, in: *Sportwissenschaft*, 30. Jg. (2000), Nr. 2, S. 228-231
- Martens, R.: The paradigmatic crisis in American sport personology, *Sportwissenschaft*, 5 (1975), 9-24.
- Martinsen, E.W.: benefits of exercise for the treatment of depression. *Sports Medicine* 9 (1990), 380-389.
- Maxeiner, J.: Extraversion und Neurotizismus von Volleyballspielern. *Leistungssport* 12 (1982). 415-419.
- McAuley, E.: Physical activity and psychosocial outcomes. In C. Bouchard, R.J. Shapard, T. Stephens (Eds.): *Physical activity, fitness and health. International Proceedings and Consensus Statement*, Champaign 1994. 551-568.
- McDonald, D.G./Hodgdon, J.A.: *Psychological effects of aerobic fitness training, Research and Theory*, New York 1991.
- McGuire, W.J. & McGuire, C.V.: Content and process in the experience of self. In L. Berkowitz (ed.) *Advances in experimental social psychology* (vol. 21), New York 1988, S. 97-144.
- Mead, G.H.: *Geist, Identität und Gesellschaft*, Frankfurt/Main 1968; ⁴1980. (Original 1934)
- Meinberg, E.: *Die Moral im Sport: Bausteine einer neuen Sportethik*, Aachen 1991.
- Millar, S.: *Psychologie des Spiels*, Ravensburg 1973.
- Miller, M.: *Kollektive Lernprozesse. Studien zur Grundlegung einer soziologischen Lerntheorie*, Frankfurt a.M. 1986.
- Mischel, W.: Personality dispositions revisited and revised: A view after three decades In A. Pervin (ed.) *Handbook of personality: theory and research*, New York 1990, S. 111-134.
- Monninger, G.: Ist Gott rund? Religion im Stadion, in: *Kirche im Rundfunk*, Nr. 13 vom 28. Juni 1998.
- Morgan, W.P.: Physical activity, fitness and depression. In: C. Bouchard/R.J. Shepard/ T. Stephens (Eds.): *Physical activity, fitness and health: international Proceedings and Consensus Statement*, Champaign 1994.
- Morris, D.: *Das Spiel. Faszination und Ritual des Fußballs*. München/Zürich 1981.
- Morris, L.D.: A socio-psychological study of highly skilled women field hockey players. *International Journal of Sport Psychology*, 6 (1975), 134-147.
- Mummendey, H.D./Mielke, R.: *Die Selbstdarstellung des Sportlers*, Schorndorf 1989.
- Neumann, O.: *Sport und Persönlichkeit*. München 1957.
- North, T.C./McCullagh, P./van Tran, Z.: Effect of exercise on depression, *Exercise and Sport Science Reviews*, 18 (1990), 379-415.
- Oerter, R.: *Psychologie des Spiels. Ein handlungstheoretischer Ansatz*, München 1993.

- Oerter, R.: Jugendalter. In: Oerter, R./Montada, L.: Entwicklungspsychologie. Ein Handbuch in Schlüsselbegriffen. München 1982, 242-313.
- Parsons, T.: Family structure and the socialization of the child. In Parsons, T. & Bales, R.F., Family, socialization, and interaction process. Glencoe 1955, 35-131.
- Peterson, S.L./Weber, J.C./Tronsdale, W.W.: Personality traits of women in team sports vs. women in individual sports. *Research Quarterly for Exercise and Sport* 38 (1967), 686-690.
- Petillon, H.: Soziale Beziehungen zwischen Lehrern, Schülern und Schülergruppen, Weinheim 1982.
- Petillon, H.: Der Schüler, Darmstadt 1987.
- Petruzello, S.J./Landers, D.M./Hatfield, B.D./Kubitz, K.A./Salazar, W.: Effects of exercise on anxiety and mood. A meta-analysis. *Sports Medicine*, 11 (1991), 143-182.
- Piaget, J.: *Nachahmung, Spiel und Traum*. Stuttgart 1969; 1970.
- Piaget, J.: *Das moralische Urteil beim Kinde*. Frankfurt a.M. 1973.
- Piaget, J.: *Das Erwachen der Intelligenz beim Kinde*, Stuttgart 1975. (Original 1936)
- Pilz, G.: Performance Sport: Education in fair play? *International Review for Sociology of Sport*, 30 (1995), S. 391-418.
- Platzbecker, P.: Die Psychologie des Leistungssportlers. In: *Sportarzt, Sportmedizin* 17 (1966)
- Plomin et. al.: Behavioral genetics and personality. In L. A. Pervin (ed.), *Handbook of personality theory and research*, New York 1990. S. 225-243.
- Preglau, M.: Symbolischer Interaktionismus: George Herbert Mead, in: Morel, J. (u.a.): *Soziologische Theorie. Abriss der Ansätze ihrer Hauptvertreter*, München/Wien 2001.
- Reich-Ranicki, M.: *Betrifft Literatur und Sport*, in: *Wer schreibt, provoziert*, München 1966.
- Rieder, H./Nicolai, W./Quensel, S.: *Erlebnispädagogik mit Randgruppen*, Freiburg 1991.
- Riemann, F.: *Grundformen der Angst. Eine tiefenpsychologische Studie*, München; Basel 1997. (zuerst 1961)
- Rigauer, B.: *Sport und Arbeit*, Frankfurt 1969.
- Ruppert, E.: Die Simulation der Verbrauchernachfrage – Der Aufbau eines quantitativen Prognose- und Testmodells, in: *GfK-Nürnberg (Hrsg.): Jahrbuch der Absatz- und Verbrauchsforschung*, 37. Jahrgang, Heft 4/1991. S. 278-298.
- Sack, H.-G.: *Sportliche Betätigung und Persönlichkeit*. Ahrensburg 1975.
- Sack, H.-G.: *Die Fluktuation jugendlicher im Sportverein*. 2 Bde. Marburg 1980.
- Sack, H.-G.: Interindividuelle Persönlichkeitsunterschiede und Sportengagement. In: Kirkcaldy, B. D. (Hrsg.): *Individual Differences in Sport Behavior*. Köln 1982, 99-158.
- Sack, H.-G.: Die These von der "besonderen Persönlichkeit des Sportlers", *Sportwissenschaft*, 17 (1984), 82-86.
- Sage, G.H.: An assessment of personality profiles between and within intercollegiate athletes from eight different sports. *Sportwissenschaft* 2 (1972). 408-415.
- Sander, U.: 100 Jahre Jugend in Deutschland, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, B19-20/2000, S. 3-11.
- Sartre, J.P.: *Kritik der dialektischen Vernunft*, Reinbek 1967.
- Schäfers, B.: *Soziologie des Jugendalters. Eine Einführung*, Opladen 1994.
- Scheuerl, H.: *Das Spiel*. Weinheim 1991.
- Schildge, E./Gerschler, W.: Psychologische Probleme des modernen Leistungssports. In: *Deutscher Sportbund (Hrsg.): Jahrbuch des Sports*. Frankfurt 1966.
- Schlicht, W.: *Sport und Primärprävention*. Göttingen 1994.
- Schmidt, W.: Kinder werden trainiert, bevor sie selbst spielen können. In: *Fußballtraining* 13 (1994b) 6, 2-13.
- Schmidt, W.: *Veränderte Kindheit – veränderte Bewegungswelt. Analysen und Befunde*. *Sportwissenschaft*, 27. Jg., Nr. 2/1997, S. 143-160.
- Schulze-Marmeling, D.: *Der gezähmte Fußball. Zur Geschichte eines subversiven Sports*, Göttingen 1992.
- Schulze-Marmeling, D./Grüne, H./Skrentny, W./Dahlkamp, H.: *Fußball für Millionen. Die Geschichte der deutschen Nationalmannschaft*, Göttingen 1999.
- Schulze-Marmeling, D./Dahlkamp, H.: 1958 bis 1966: Die große Wachablösung, in: Schulze-Marmeling u.a.: *Fußball für Millionen*, a.a.O., 1999, 175-211.
- Schulze-Marmeling, D./Dahlkamp, H.: 1966 bis 1978: Spiele für die Ewigkeit, in: Schulze-Marmeling u.a.: *Fußball für Millionen*, a.a.O., 1999, 219-269.
- Schulze-Marmeling, D.: *Fußball. Geschichte eines globalen Sports*, Göttingen 2000.
- Schümer, D.: *Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs*, Berlin 1996.
- Seitz, N.: *Bananenrepublik und Gurkentruppe. Die nahtlose Übereinstimmung von Fußball und Politik 1954-1987*. Frankfurt/Main 1987.
- Seist, H.: Die psychische Eigenart der Spitzensportler. *Wiener Archiv für Psychologie, Psychiatrie und Neurologie*, 4 (1953). S. 193-198.
- Selman, R.L.: *Die Entwicklung des sozialen Verstehens*, Frankfurt/M. 1984.
- Sheldon, W.: *The varieties of temperament: A psychology of constitutional differences*. New York 1942.
- Shoda, Y. et. al. : The role of situational demands and cognitive competencies in behavior organization and personality coherence. *Journal of Personality and Social Psychology*, 65, 1993. S. 1023-1035.
- Shoda, Y. et. al.: Links between personality judgments and contextualized behavior patterns : Situation-behavior profiles of personality prototypes. *Social Cognition*, 11, 1993, S. 399-429.
- Silbereisen, R. K./Kastner, P.: Entwicklungstheoretische Perspektiven für die Prävention des Drogengebrauchs Jugendlicher. In: Brandstädter, J./Gräser, H. (Hrsg.): *Entwicklungsberatung unter dem Aspekt der Lebensspanne*. Göttingen 1985, 83-102

- Singer, R.N.: Personality differences between and within baseball and tennis players. *Research Quarterly for Exercise and Sport*, 40 (1969), 582-588.
- Singer, R./Haase, H.: Sport und Persönlichkeit. In: *Sportwissenschaft* 5 (1975) 1, S. 25-38.
- Singer, R.: Sport und Persönlichkeit, in: Gabler, H./Nitsch, J.R./Singer, R.: *Einführung in die Sportpsychologie. Teil I: Grundthemen – Schorndorf 2000*. S. 289-336.
- Skrentny, W.: 1945 bis 1958: Rückkehr in die Weltklasse, in: Schulze-Marmeling u.a., a.a.O., 1999, S. 127-174.
- Slusher, H.S.: Personality and intelligence characteristics of selected high-school athletes and nonathletes. *Research Quarterly for Exercise and Sport*, 35 (1964), 539-545.
- Sonstroem, R.J.: Exercise and self-esteem. *Exercise and Sport Science Reviews*, 12 (1984), 123-155.
- Sonstroem, R.J./Morgan, W.P.: Exercise and self-esteem: Rationale and Research. *Medicine and Science in Sports and Exercises*, 21 (1989), 329-337.
- Stark, J./Farin, K.: *Das Fußball-Lesebuch*, Hamburg 1990.
- Steinbach, M.: *Pathocharakterologische Motivationen sportlicher Höchstleistungen bei mehrdimensionaler Betrachtung maßgeblicher Bedingungen*, Mainz 1968 (Habil-Schrift).
- Stelter, Reinhard: *Du bist wie dein Sport. Studien zur Entwicklung von Selbstkonzept und Identität*, Schorndorf 1996.
- Stephens, A.: Aerobic exercise, stress and health. In J.R. Nitsch, R. Seiler (Eds.): *Motivation, emotion, stress (proceedings of the VII. European Congress of Sport Psychology in Köln, Vol. 1.)*, Sankt Augustin 1991. 78-91.
- Stoll, O./Rolle, J.: Persönlichkeitsprofile und habituelle Stressbewältigung bei Ultralangstrecken-Läufern. *Sportwissenschaft*, 27. Jg., Nr. 2/1997, S. 161-172.
- Stoner, S./Bandy, M.A.: Personality traits of females who participate in intercollegiate competition and nonparticipants. *Perceptual and Motor Skills*, 45 (1977), 332-334.
- Sullivan, H.S.: *Die interpersonale Theorie der Psychiatrie*, Frankfurt/Main 1983.
- Sutton-Smith, B.: *Die Dialektik des Spiels. Eine Theorie des Spielens, der Spiele und des Sports*, Schorndorf 1978.
- Sutton-Smith, B.: Die Idealisierung des Spiels, in: Grupe, O./Gabler, H./Göhner, U. (Hrsg.): *Spiel – Spiele – Spielen*, a.a.O., S. 60-75.
- Sygyusch, R.: *Sportliche Aktivität und subjektive Gesundheitskonzepte. Eine Studie zum Erleben von Körper und Gesundheit bei jugendlichen Sportlern*, Schorndorf 2000.
- Tausch, R./Tausch, A.-M.: *Erziehungspsychologie. Psychologische Prozesse in Erziehung und Unterricht*, Göttingen ⁷1973.
- Tietjens, M.: *Sportliches Engagement und sozialer Rückhalt im Jugendalter. Eine repräsentative Surveystudie in Brandenburg und Nordrhein-Westfalen*. Lengerich 2001.
- Uesseler, W.: Jean-Paul Sartre als Theoretiker des Fußballs, in: Hopf, W. (Hrsg.): *Fußball. Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart*, Münster/Hamburg 1994.
- Ulich, D.: *Psychologie der Krisenbewältigung*, Weinheim 1985.
- Vanek, M./Hosek, V.: *Zur Persönlichkeit des Sportlers*, Schorndorf 1977.
- Väth, H.: *Profifußball. Zur Soziologie der Bundesliga*, Frankfurt/Main; New York 1994.
- Vinnai, G.: *Fußballsport als Ideologie*, Frankfurt/Main 1970.
- Vinnai, G.: *Fußballsport als Verdoppelung der Arbeitswelt*, in: Hopf, W. (Hrsg.): *Fußball. Soziologie und Sozialgeschichte einer populären Sportart*, Münster/Hamburg 1994.
- von Engelhardt, M.: Vom Wandervogel zur Technokultur. Jugendgenerationen im 20. Jahrhundert, in: Schüler 1997. *Stars – Idole – Vorbilder*, hrsg. von Christine Biermann (u.a.), Seelze 1997, 26-29.
- Weis, K.: Sport und Religion. Sport als soziale Institution im Dreieck zwischen Zivilreligion, Ersatzreligion und körperlich erlebter Religion, in: J. Winkler, K. Weis: *Soziologie des Sports. Theorieansätze, Forschungsergebnisse und Forschungsperspektiven*, Opladen 1995.
- Wendt, D.T./Patterson, T.W.: Personality characteristics of women in intercollegiate competition. *Perceptual and Motor Skills*, 38 (1974), 861-862.
- Werner, J.: Die Taktik, in: *Die Zeit*, Nr. 25, 10.6.1998, S. 69.
- Wiggins, J.S./Pincus, A.L.: Personality: Structure and assessment. *Annual Review of Psychology*, 43, 1992. S. 473-504.
- Wolf, A.: Wo selbst starke Männer weinen, in: *Katholisches Sonntagsblatt. Kirchenzeitung für die Diözese Rottenburg-Stuttgart*, Nr. 13/2001. S. 6-8.
- Wolf, R.: *Punkt ist Punkt. Fußball-Spiele*, Frankfurt/Main 1971.
- Wolters, J.M.: *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, Februar, Heft 1/1994, Gesellschaft für Fortbildung von Strafvollzugsbediensteten e.V.
- Worrell, L.: Level of Aspiration and Academic Success. In: *Journal of Educational Psychology* (1959).
- Youniss, J.: *Parents and peers in social development: A Sullivan-Piaget perspective*. Chicago 1980.
- Zeigler, A.: Es trägt mich immer davon, in: *11 Freunde*, hrsg. von R. Coddou /P. Köster, Berlin Nr. 6/2001, S. 37-39.
- Zimbardo, P.G./Gerrig, R.J.: *Psychologie*, Berlin ⁷1999.
- Zöchling, W.: *Fußball. Soziologische Analysen des Sports und seiner Aktiven*, Linz 1992.

Fragebogen für
Jugendfußballspieler

Lieber Fußballfreund!

Herzlichen Dank für Deine Bereitschaft, den vorliegenden Fragebogen auszufüllen. Du unterstützt damit eine wissenschaftliche Untersuchung von Fußballspielern, die ich im Rahmen meiner Doktorarbeit an der Universität Würzburg durchführe.

Ich versichere, dass ich Deine Angaben streng vertraulich behandeln werde. Niemand außer mir, auch nicht Dein Trainer, wird den Fragebogen zu Gesicht bekommen.

Achte bitte darauf, dass Du jede Frage mit *einem* Kreuz beantwortest. Nur dort, wo es ausdrücklich dabei steht, sind mehrere Kreuze möglich. Bei den aufgeführten Tabellen gehört in jede Zeile ein Kreuz. Nun wünsche ich Dir viel Spaß beim Ausfüllen.

Reinhard Klos

1. Die folgenden Sätze geben verschiedene Lebensweisheiten und Erfahrungen wieder. Welche Aussagen entsprechen Deiner persönlichen Auffassung?

Bist Du absolut nicht dieser Meinung, kreuzt Du das Kästchen in der Spalte 1 an, entspricht die Aussage voll Deiner Meinung, dann das Kästchen in der Spalte 7. Die Kästchen in den Spalten dazwischen verwendest Du, wenn Du den Aussagen eher bzw. weniger zustimmst.

	Bin absolut nicht dieser Meinung							entspricht voll meiner Meinung						
	1	2	3	4	5	6	7	1	2	3	4	5	6	7
1. Bis auf ganz wenige Situationen kann ich mich sehr gut beherrschen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
2. Lieber etwas Neues mit Risiko als das ewig Behagliche.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
3. Ich kann nicht haben, wenn mich die Leute gleich vereinnahmen wollen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
4. Im Grund sind die Menschen gut, wenn man sie nur redlich zu verstehen sucht.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
5. Es ist grob leichtsinnig, keine Reserven anzulegen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
6. Ich kann prickelnden Versuchungen nicht widerstehen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
7. Bei Gefühlen sei misstrauisch, ein wacher Verstand ist besser.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
8. Zugegeben, zum Wohl einer Gemeinschaft tue ich auch öfters Dinge, die ich selbst nicht so will.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
9. Zukunft? – Was soll's, die Gegenwart ist wichtig!	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
10. Mit gewisser Distanz beobachte ich die Menschen genau.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
11. Gute Planung ist das halbe Leben, danach lebe ich auch.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12. Leider kann man mich leicht ausnutzen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
13. Mir macht ein „mittleres Durcheinander“ nichts aus.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
14. Ich kann mich gut auf andere einstellen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
15. Wenn man energisch ist, kann man „Ungewolltes“ und „Unvorhersehbares“ in den Griff kriegen.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
16. Bei neuen Kontakten warte ich erst mal etwas ab.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

2. Wenn Du an Dein privates Umfeld denkst: Wer findet es gut, dass Du Fußball spielst?

	ja	teils/teils	nein	Nicht vorhanden/ kein Kontakt
Dein Vater	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deine Mutter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deine Freundin	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Großvater mütterlicherseits	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Großmutter mütterlicherseits	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Großvater väterlicherseits	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Großmutter väterlicherseits	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

- 3. a) Wo bist Du überwiegend aufgewachsen?**
- bei Deinem Vater und Deiner Mutter
 - bei Deiner Mutter alleine
 - bei Deinem Vater alleine
 - bei Verwandten oder Freunden
 - bei Adoptiveltern
 - in einem Heim

3. b) Welchen Schulabschluss hat...

	Keinen	„Quali“	Mittlere Reife	Abitur	weiß nicht
Dein Vater	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deine Mutter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

3. c) Wenn Du zu Hause nicht recht „gefolgt“ hast: Wie wurdest Du zwischen dem 6. und 12. Lebensjahr hauptsächlich bestraft? (Hier sind mehrere Kreuze möglich!)

- Fernsehverbot
- Man hat Dir ein Spielzeug weggenommen
- „Hausarrest“, d.h. Du musstest zu Hause bleiben
- „Stubenarrest“, d.h. Du musstest auf Deinem Zimmer bleiben
- weniger Taschengeld
- man sprach mit Dir einige Zeit nicht mehr
- einen Klaps auf den Po
- eine Ohrfeige
- eine „Tracht Prügel“
- es wurde herumgenörgelt oder geschimpft
- Du wurdest praktisch nicht bestraft
- andere Strafen, nämlich: _____

3. d) Wenn Du besonders brav oder erfolgreich warst: Wie wurdest du hauptsächlich zu Hause belohnt? (Hier sind noch einmal mehrere Kreuze möglich!)

- Du durftest länger fernsehen
- Du bekamst neue Spielsachen oder Geschenke
- Du durftest länger wegbleiben
- Du wurdest vor anderen gelobt
- Du wurdest in den Arm genommen
- Du bekamst mehr Taschengeld
- Du wurdest praktisch nicht belohnt dafür
- andere Belohnungen, nämlich: _____

3. e) Denke einmal über Deine Erziehung zu Hause nach: Hat/Haben Dich...

	verwöhnt	benachteiligt	weder/noch	weiß nicht
Dein Vater	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deine Mutter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
andere Erziehungsberechtigte	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

3. f) Wie oft kommt es zu Hause zu Meinungsverschiedenheiten...

	häufig	manchmal	selten	nie
wegen Deiner Leistungen in der Schule	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
wegen Deiner Unordentlichkeit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
weil du zu Hause nicht helfen wolltest	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
wegen Deiner Kleidung/Frisur	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
weil Du rauchst	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
weil Du abends ausgehen wolltest	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

4. Zu Deiner Schulausbildung: (mehrere Kreuze möglich)

- Ich besuche derzeit eine Förderschule
- Ich besuche derzeit die Hauptschule
- Ich besuche derzeit die Realschule
- Ich besuche derzeit das Gymnasium
- Ich besuche derzeit die Fachoberschule
- Ich habe die Schule ohne Abschluss verlassen
- Ich habe den „Quali“
- Ich habe die Mittlere Reife
- Ich habe das Abitur
- Ich habe die Fachhochschulreife
- Sonstiger Schulabschluss

5. a) Zu Deiner Berufsausbildung: (mehrere Kreuze möglich)

- Ich durchlaufe derzeit keine Berufsausbildung und habe auch keinen Berufsabschluss
- Ich durchlaufe derzeit eine Berufsausbildung in Betrieb und Berufsschule
- Ich besuche derzeit die Universität/Fachhochschule
- Ich besuche derzeit eine andere berufsbildende Einrichtung, nämlich: _____
- Ich leiste derzeit Grundwehrdienst oder Zivildienst/Ersatzdienst.
- Ich habe einen „mittleren“ Berufsabschluss (z.B. Gesellenbrief)
- Ich habe einen anderen Berufsabschluss, nämlich: _____

5. b) Welche Berufsausbildung hat...

	keine	„Mittlere“ Berufsausbildung (z.B. Gesellenbrief)	Universitäts- oder Fachhochschulausbildung	weiß nicht
Dein Vater	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deine Mutter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

6. a) Hast Du in Deiner schulischen oder beruflichen Laufbahn Auszeichnungen für besondere Leistungen erhalten?

- Ja
- Nein

6. b) Wie häufig hattest Du von der 1. bis zur 6. Klasse ernsthafte Probleme mit Deinen Lehrern (zum Beispiel Verweis oder Gefährdung der Versetzung)?

- jedes Jahr
- gelegentlich (zirka alle zwei Jahre)
- seltener
- nie

7. An den Schulen werden jedes Jahr Bundesjugendspiele in der Leichtathletik durchgeführt. Wie oft hast Du ungefähr daran teilgenommen? _____ mal
Wie oft hast Du eine Ehrenurkunde bekommen? _____ mal

8. Hast Du den Fußballverein schon einmal gewechselt?

<input type="checkbox"/> Nein	<input type="checkbox"/> Ja
<p>➔ Was ist der Hauptgrund dafür? (1 Kreuz)</p> <ul style="list-style-type: none"> <input type="checkbox"/> Ich mag die Leute hier <input type="checkbox"/> Hier kann ich sportlich am meisten erreichen <input type="checkbox"/> Schulische/berufliche Gründe binden mich hier <input type="checkbox"/> Ich bekam kein Angebot eines anderen Clubs <input type="checkbox"/> Sonstiger Grund, nämlich: _____ 	<p>➔ Was war der Hauptgrund? (1 Kreuz)</p> <ul style="list-style-type: none"> <input type="checkbox"/> Wohnungswechsel <input type="checkbox"/> um höherklassig spielen zu können <input type="checkbox"/> um bessere Kameradschaft zu erleben <input type="checkbox"/> um mehr Geld zu bekommen <input type="checkbox"/> Sonstiger Grund, nämlich: _____

9. Wie alt bist Du? _____ Jahre

10. a) Wie groß bist Du? _____ cm b) Wie schwer bist Du _____ kg

11. Wie würdest Du Deinen Gesundheitszustand im allgemeinen beschreiben?

- sehr gut
- gut
- zufriedenstellend
- weniger gut
- schlecht

12. Hast Du körperliche Schwachstellen, die Dich auch schon zu Pausen beim Fußball gezwungen haben?

	ja	nein
Knochenbrüche	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Sehnen- oder Bänderrisse	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Muskelverletzungen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Muskelkrämpfe	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Allergien	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
andere, nämlich: _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

13. Wie oft treten bei Dir die folgenden Beschwerden auf? Bitte füge bei den „häufig“ oder „manchmal“ auftretenden Beschwerden auch hinzu, seit wann das so geht. (Jahreszahl)

	häufig	manchmal	selten	nie
Kopfschmerzen	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Nervosität/Unruhe	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Schwindelgefühle	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Konzentrationsschwierigkeiten	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Magenbeschwerden	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Schlafstörungen	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Starkes Herzklopfen	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Händezittern	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Übelkeit	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Appetitlosigkeit	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Schweißausbrüche ohne Anstrengung	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Atembeschwerden	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/> seit _____	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

14. Wie viele Stunden in der Woche verbringst Du in Jugendgruppen folgender Organisationen: (Bitte eine Zahl angeben, auch die „0“ ist möglich!)

	Stunden
Kirche	
Vereine (außer Fußball)	
Gewerkschaften	
Parteien	
Offene Jugendzentren	

15. Wie hoch ist Dein monatliches Netto-Einkommen oder Taschengeld? _____ DM

16. Wie viel Geld gibst Du im Monat ungefähr aus für...

Wohnung und Essen	_____ DM
Technische Geräte (wie Handy, Videorecorder etc.)	_____ DM
Tonträger (CDs, Musikkassetten etc.)	_____ DM
Fahrzeug	_____ DM
Weggehen (Disco, Kneipen, Kino etc.)	_____ DM
Kleidung	_____ DM
Reisen, Urlaub	_____ DM
Spenden an wohltätige Einrichtungen	_____ DM
Geschenke an Freunde/Verwandte	_____ DM

17. Wie viel Geld sparst Du ungefähr im Monat? _____ DM

18. Welche Position hast Du bisher am häufigsten gespielt (ein Kreuz!)

- Tormann
- Verteidiger
- Libero
- Defensives Mittelfeld
- Offensives Mittelfeld oder Stürmer

19. Wie bist Du mit dieser Position zufrieden? sehr zufrieden
 zufrieden
 weniger zufrieden
 unzufrieden

20. Welche Position spielst Du im Fußball am liebsten? (ein Kreuz!)

- Tormann
- Verteidiger
- Libero
- Defensives Mittelfeld
- Offensives Mittelfeld oder Stürmer

Bitte nenne für die nächsten vier Fragen nur die Vornamen Deiner Mannschaftskameraden oder Deinen eigenen. Falls es weitere Spieler mit diesem Vornamen in Deiner Mannschaft gibt, so nenne auch den ersten Buchstaben des Nachnamens bzw. so viele Buchstaben, dass ein Unterschied zu den anderen erkennbar ist. Keine Spitznamen!

21. Welche Spieler sind in Deiner Mannschaft die herausragenden Kämpfer?

22. Welche Spieler tragen am meisten zum Ruhm der Mannschaft bei?

23. Welche Spieler schlichten Streit in Deiner Mannschaft?

24. Welche Spieler Deiner Mannschaft haben beim Feiern die größte „Ausdauer“?

25. Wie viele Stunden in der Woche wendest Du für den aktiven Fußballsport auf, wenn man Training, Spiel, evtl. Massagen und Anfahrtswege zusammenrechnet?

(Bitte eine Zahl angeben) _____ Stunden

26. In welcher Klasse oder Liga spielst Du derzeit?

- | | |
|--------------------------------------|---|
| <input type="checkbox"/> Gruppe | <input type="checkbox"/> Bezirksoberliga |
| <input type="checkbox"/> Kreisklasse | <input type="checkbox"/> Bayernliga |
| <input type="checkbox"/> Kreisliga | <input type="checkbox"/> Regionalliga |
| <input type="checkbox"/> Bezirksliga | <input type="checkbox"/> andere, nämlich: _____ |

27. a) Wie viele Jahre spielst Du schon auf Vereinsebene Fußball? _____

27. b) Seit wann spielst Du in dem jetzigen Verein? Seit _____ Jahr(en)

- 28. Bist Du „Stammspieler“ in Deiner Mannschaft?** Ja
 Nein
 bei uns gibt es keine Stammspieler

29. Wurdest Du schon einmal in eine Auswahlmannschaft berufen?

<input type="checkbox"/> Nein	<input type="checkbox"/> Ja, und zwar:
	<input type="checkbox"/> Kreisauswahl
	<input type="checkbox"/> Bezirksauswahl
	<input type="checkbox"/> Auswahl eines Bundeslandes
	<input type="checkbox"/> Jugend-Nationalmannschaft

30. Wie häufig triffst Du Dich mit Deinen Mannschaftskameraden auch außerhalb des Fußballs?

- mehrmals pro Woche
- ca. einmal pro Woche
- ca. einmal pro Monat
- seltener oder nie

31. a) Wie behandelt Dich Dein Trainer? er gibt „Befehle“ und alle haben zu gehorchen
 er versucht, durch Argumente zu überzeugen
 er lässt den Spielern Entscheidungsfreiheiten
 er lenkt das Training kaum

b) Ist Dein Trainer...

- meistens viel zu streng
- meistens viel zu locker
- findet meistens genau den richtigen Ton

32. a) Interessiert sich Dein Trainer auch außerhalb des Fußballs für Dich? Ruft er zum Beispiel an, wenn Du krank bist?

- ja
- nein
- weiß nicht

32. b) Kannst Du mit Deinem Trainer ganz persönliche Probleme besprechen?

- ja
- vielleicht
- nein
- weiß nicht

32. c) Bringt Dich Dein Trainer im Fußball weiter?

- ja
- nein
- kann ich noch nicht sagen

33. a) Seit wann trainiert Dich Dein jetziger Trainer? Seit _____ Jahr(en)

33. b) Bist Du mit Deinem Trainer zufrieden?

- sehr zufrieden
- zufrieden
- überwiegend zufrieden
- unzufrieden
- sehr unzufrieden

34. Hast Du ein Vorbild?

- Ja (weiter mit Frage 35)
- Nein (weiter mit Frage 38)

35. Wenn ja, kreuze bitte den Bereich an, zu dem Dein Vorbild gehört!

- Fußball (weiter mit Frage 36)
- sonstiger Sport (weiter mit Frage 38)
- anderer Bereich (weiter mit Frage 38)

36. Wenn Du einen Fußballer als Vorbild hast: Was findest Du an ihm toll?

- Mehrere Kreuze möglich!
- seine kämpferische Einstellung
 - dass er sein Leben genießt und zu feiern weiß
 - seine Spielübersicht
 - seine Führungsqualitäten
 - sein Trickreichtum und Täuschungsvermögen
 - seine „Coolness“ im Leben
 - seine Härte gegenüber dem Gegner
 - dass er ein echter Kumpel und Kamerad ist
 - wie er bei Frauen ankommt
 - wie er sich gegen Trainer und Vereinsvorstand behauptet
 - seine Technik und Ballgewandtheit
 - seine Art als fairer Sportsmann
 - seinen „Killerinstinkt“ beim Torabschluss
 - sein Geld, mit dem er sich alles leisten kann

37. Wo spielt Dein Vorbild? in Deiner Mannschaft; er heißt (Vorname) _____

- in einer anderen Amateurmansschaft
- im Profifußball; er heißt (Vor- und Zuname) _____

38. Fühle einmal in Dich hinein. Wie bist Du in verschiedenen Bereichen zufrieden?

	Sehr	überwiegend	teils/teils	weniger	gar nicht
Deine körperliche Fitness	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Dein Partnerschaftsleben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
der Umfang Deiner Freizeit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Deine Stellung in der Fußballmannschaft	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Dein Beruf/die Schule	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Dein Leben allgemein	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

39. Wie häufig genehmigst Du Dir...

	praktisch täglich	mindestens dreimal pro Woche	ein- bis zweimal pro Woche	zwei- bis dreimal im Monat	seltener	nie
Bier/Wein	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Schnaps/Likör	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Zigaretten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Aufputzmittel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

40. Wie oft gehst Du ungefähr in Discos oder Kneipen?

- praktisch nie ein- bis zweimal im Monat drei- bis sechsmal im Monat häufiger

41. a) Wo sind Deine Stärken und Schwächen im Fußball? Kreuze auf jeder Line zwischen „sehr stark“ und „sehr schwach“ Dein derzeitiges Können an!

	sehr stark	sehr schwach
Ballbehandlung, Technik	-----	
Einsatz	-----	
Schnelligkeit	-----	
Führungsqualitäten	-----	
Schuss-Stärke	-----	
Zweikampfverhalten	-----	
Reaktionsfähigkeit	-----	
Zuverlässigkeit	-----	

41. b) Wie zufrieden bist Du im allgemeinen mit Deinen Fähigkeiten im Fußball?

- sehr zufrieden zufrieden weniger zufrieden sehr unzufrieden

42. Wie sind Deine Beziehungen zu folgenden Personen:

	eng	weniger eng		stabil	wechselhaft
Eltern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	Eltern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freunden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	Freunden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Freundinnen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	Freundinnen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

43. a) Wie oft ärgerst Du Dich auf dem Fußballplatz über...

	Fast jedes Spiel	jedes 2. Spiel	seltener	praktisch nie
den Schiedsrichter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
die eigenen Mitspieler	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
die Gegenspieler	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
die Zuschauer	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

43. b) Wie oft drückst Du den Ärger auch aus gegenüber...

	fast jedes Spiel	jedes 2. Spiel	seltener	praktisch nie
dem Schiedsrichter	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
den eigenen Mitspielern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
den Gegenspielern	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
den Zuschauer	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

44. Wie zufrieden bist Du mit der Leistungsstärke Deiner Mannschaft?

- sehr zufrieden zufrieden weniger zufrieden sehr unzufrieden

45. Zu Deinen fußballerischen Zielen: In welcher Klasse oder Liga möchtest Du im Laufe Deiner Karriere als Erwachsener spielen? (ein Kreuz!)

- | | |
|--|--|
| <input type="checkbox"/> A-Klasse | <input type="checkbox"/> Landesliga |
| <input type="checkbox"/> Kreisklasse | <input type="checkbox"/> Bayernliga |
| <input type="checkbox"/> Kreisliga | <input type="checkbox"/> Regionalliga |
| <input type="checkbox"/> Bezirksliga | <input type="checkbox"/> 2. Bundesliga |
| <input type="checkbox"/> Bezirksoberliga | <input type="checkbox"/> 1. Bundesliga |
| | <input type="checkbox"/> weiß nicht |

46. Wenn Du an Deine beruflichen Chancen in der Zukunft denkst: Glaubst Du, dass Du beruflich...

- zur Spitze gehören wirst
 gut nach oben kommst
 einen Mittelplatz erreichst
 nicht besonders hoch kommst
 wohl eher hinterher hinkst

47. Hier stehen einige Probleme, die man als Jugendlicher haben kann:

Ist es für Dich persönlich...	ein <u>großes</u> Problem	ein <u>kleines</u> Problem	<u>kein</u> Problem
...schulische Anforderungen zu erfüllen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...den richtigen Beruf zu finden/zu erlernen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...mit den Eltern auszukommen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...eine Freundin zu finden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...meine Gesundheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...eine nette Gruppe zu finden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Glaubst Du, dass das Fußballspielen das Problem...	verringert	vergrößert	nicht verändert
...schulische Anforderungen zu erfüllen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...den richtigen Beruf zu finden/zu erlernen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...mit den Eltern auszukommen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...eine Freundin zu finden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...mit meiner Gesundheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...eine nette Gruppe zu finden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

48. a) Angenommen, Du würdest nicht Fußball spielen: Httest Du dann...

	ja	nein	weiß nicht
weniger Freunde	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
andere Freunde	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
weniger Geld	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
mehr Zeit für die Familie oder Freundin	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
weniger Spaß im Leben	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
eine bessere Gesundheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
einen geringeren Alkohol-/Zigarettenkonsum	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

48. b) Wirst Du schon manchmal bei den Erwachsenen eingesetzt?

- Ja
 Nein

49. Glaubst Du, dass man im Fußball etwas für das Leben lernen kann, zum Beispiel:

	ja	nein	weiß nicht
Ausdauer	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
unfaire Tricks	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kreativität	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
nach Niederlagen zum Alkohol zu greifen	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
Kameradschaftliches Verhalten	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

50. Wenn Du ein wichtiges Spiel verlierst, ...

	trifft voll zu	trifft weniger zu	trifft nicht zu
sinkt Deine Selbstsicherheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
vermiest Dir das die ganze Stimmung	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
macht Dir das überhaupt nichts aus	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
bekommt das auch Deine Familie/Freundin zu spüren	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
feierst Du trotzdem	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
lässt man Dich am besten in Ruhe	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
wirst Du auch schon mal aggressiv	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

50. Wenn Du ein wichtiges Spiel gewinnst,...

	trifft voll zu	trifft weniger zu	trifft nicht zu
steigt Deine Selbstsicherheit	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
bist Du bester Laune, auch noch am nächsten Tag	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
lässt Dich das ziemlich kalt, es ist ja nur ein Spiel	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
bekommt das auch Deine Familie/Freundin zu spüren	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
dann muss das gefeiert werden!	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
genießt Du den Triumph in Stille	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
dann singst Du mit Deinen Mannschaftskameraden	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

51. Fußball ist für Dich...

	ja	nein	weiß nicht
...ein Ort, wo Du die Alltagsprobleme vergisst	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...so stressig wie Arbeit oder Schule	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...der Ort, wo Du Deine Gefühle ausleben kannst	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...etwas, das Deinem Leben Sinn gibt.	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...ein Sport wie viele andere	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...eine Kunst, so wie Malerei oder Musik	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...eine Schule der Disziplin	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...so etwas wie eine Religion	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
...ein wichtiger Teil Deines Lebens	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>

Bitte nenne Deinen Vornamen (bzw. bei Namensgleichheit so viele Buchstaben ihres Nachnamens, dass ein Unterschied zu anderen Spielern Deiner Mannschaft erkennbar ist):

Auf freiwilliger Basis könntest Du noch Deine Telefonnummer notieren. Ich würde Dich dann bei eventuellen Rückfragen nochmals anrufen.
